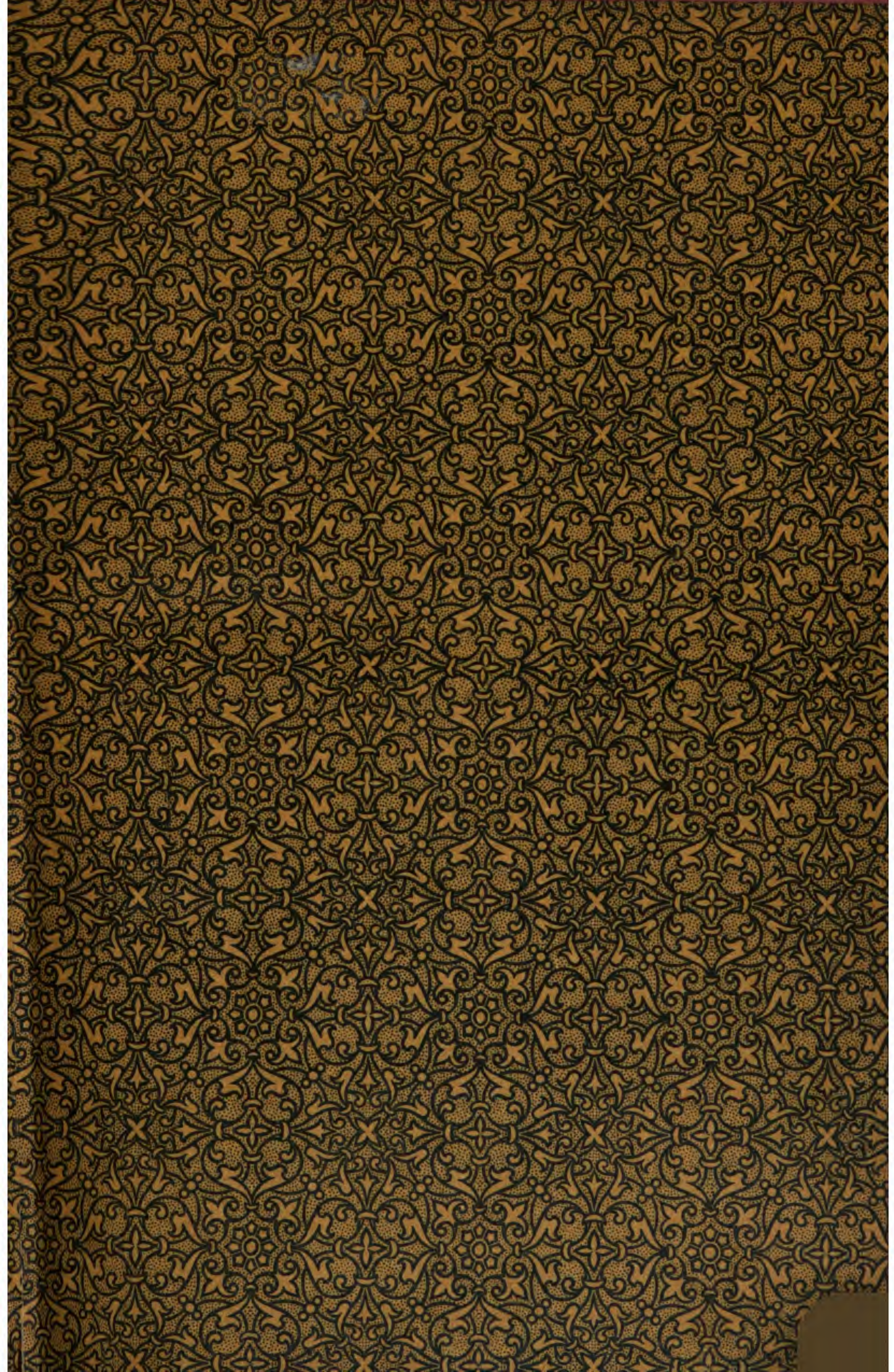


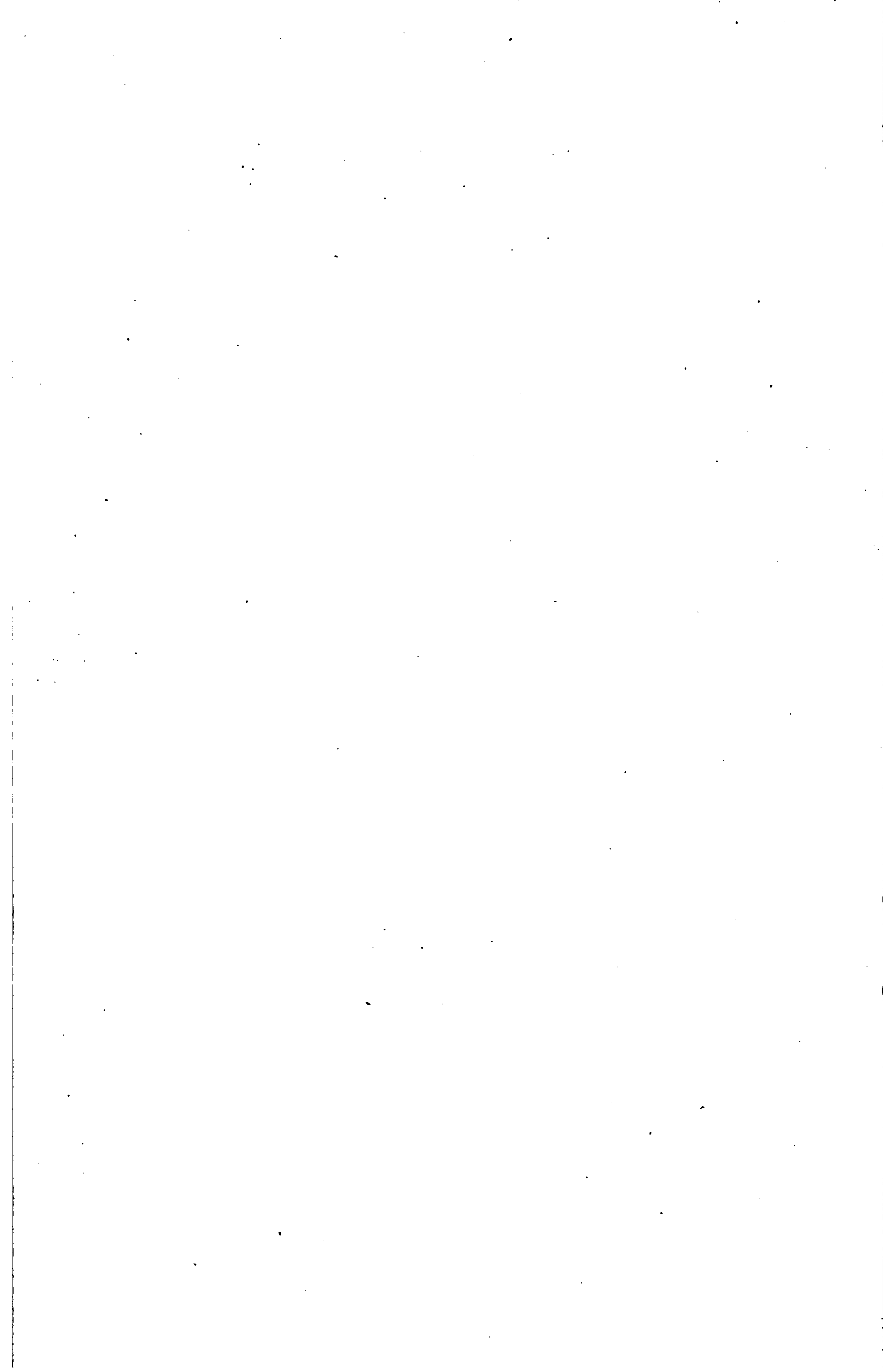
Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.

Achtzehnter Jahrgang.



Wien.
Verlag von Carl Konegen.

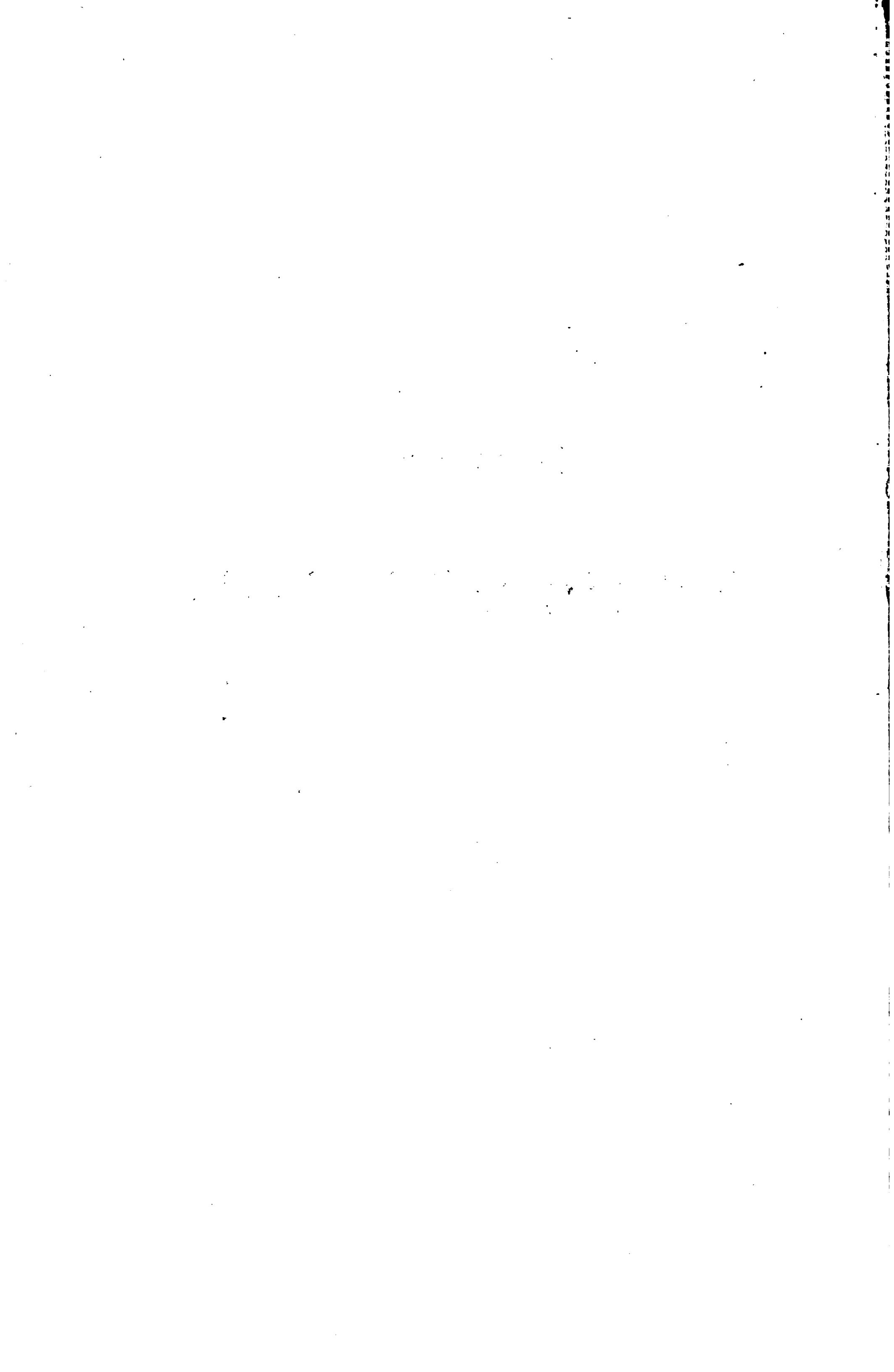




Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.



Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Karl Glossy.

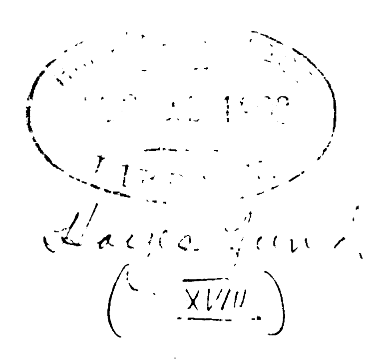
Achtzehnter Jahrgang.



Wien.

Verlag von Carl Konegen.

1908.



Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek, Wien III. Erdbergstraße 3.

Inhalt.



Versuch über das Lebensgefühl in Grillparzers Dramen.

Von
Max Mell.

I.

Die Kunstform, in welcher der Dichter unmittelbar seinem Lebensgefühl, wie es ihm durch die Stimmung zum Bewußtsein kommt, Ausdruck verleiht, ist die Lyrik. Es muß also ein besonderer Teil des Existenzgefühls für einen Moment oder doch nur für eine kurze Spanne Zeit Übergewicht erlangen, das so groß ist, daß sich ihm jener Mund willig öffnet, der den Trank des Gefühles gern einsaugt: die Fähigkeit des Ausdrucks, die sprachliche Begabung, der Wille zur Form neigt sich der Macht des menschlichen Erlebnisses (das immer irgendeine Beziehung zur Außenwelt haben wird). Und so ist es für den jungen Dichter die Lyrik, in der er sein Bestes zu geben vermag; noch wird ein breiter angelegtes Werk nicht voll gestaltet werden können, einfach weil das schöpferische Gemüt noch nicht imstande ist, über einer Vielheit der Gegenstände ihrer notwendigen Relationen bewußt gesammelt auszuruhen, sondern sich mit dieser Vielheit nur plötzlich, einzeln auseinandersetzen kann, wobei das Bild der gesamten übrigen Welt zurücktreten muß. Ein größeres Werk, etwa ein Drama, wird in dieser Zeit nur dann fertig werden können, wenn es in einem Zug, in wenigen Tagen, gleichsam lyrisch geschaffen werden kann. Mit dem Reiferwerden des Menschen wird sich nun erweisen, ob der Dichter befähigt ist, das, was er errungen hat, in größeren Werken auszudrücken, seinen Inhalt in solche Formen

zu bringen, deren Vorstellung ihn bei der Konzeption oder auch bei der Formung des Stoffes beeinflußt: Drama und Roman sind Formen, die die Tradition und der Gebrauch dem Dichter gibt, innerhalb einer bestimmten kultivierten Nation — Formen, die zuletzt von der Sitte bestimmt sind, wenn man es von dem Standpunkt der Völkerpsychologie ansieht. Dieses großzügige männliche Kunstschaffen tritt jetzt also hervor, und wo der Dichter sich lyrisch angeregt fühlt, werden die Gedichte gemäß dem geänderten Lebensgefühl einen anderen Charakter annehmen.

Wer sich den Charakter von Grillparzers lyrischen und dramatischen Werken vergegenwärtigt, dem fällt sofort auf, daß diese beiden Kunstgattungen bei ihm fast nichts miteinander gemein haben, daß ihr Verhältnis zum Leben Grillparzers ein durchaus verschiedenes sein muß. Die Gedichte sind, auch in der Kunstauffassung Grillparzers, weniger Kunst als vielmehr Kunsthandwerk. In seiner Kunst, das heißt hier so viel wie in seinem Drama, beschäftigte ihn das ersonnene, das gelesene Motiv, das er mit seinen seelischen Kräften nachfühlte, erfüllte und bildete; in diesem Kunsthandwerk, der Lyrik, peinigte ihn das erlebte, das erkannte Motiv, das er als Resultat seines äußeren Lebens, als Ergebnis menschlicher Komplikationen einsah. Das Drama war für ihn Leben in einem selig erdentbundnen Reich; die Lyrik war für ihn: sich wehren gegen die qualvollen Zustände seiner Seele. Die Gedichte sind ihm der Ausweg aus Schmerzen, der Ausweg, der für den Dichter der nächstliegende schien, sie waren eine sofort erfolgte krampfhafte Reaktion auf etwas, was ihm widerfahren war. Daher stammt ein Naturalismus, der nur in den Gedichten zu finden ist, besonders in den Beschreibungen von Mädchen, wie in der „Begegnung" und in den Versen „Als sie zuhörend am Klaviere saß". Alle diese Gedichte haben ferner, weil sie eben Produkt einer schnellen Reaktion sind, etwas an sich, was wie ein Widerspruch klingt: eine spezifisch

wienerische Eigenschaft, jene Herbigkeit, die so oft liebloses Unverständnis gefunden hat, und die begreifen muß, wer ein Verhältnis zu Grillparzers Gedichten gewinnen will. Dieses voreilige „Nein"sagen auf eine Behauptung, die das Leben aufstellt, dieser Widerspruchsgeist „mit bittrer Windung nach dem Innern zu" möge beobachtet werden zunächst im Gedicht „Freundeswort" — zwei Strophen freundliche Beschwichtigung, darauf als Antwort zwei Strophen heftige Erwiderung des Dichters; oder die Rechtfertigung an Bauernfeld: „Was schiltst du mich?" oder die „Entgegnung": „Gabst du schon auf die Poesie? Ich nicht!" Oder, einem ganzen Komplex von Erfahrungen gegenüber eine Abrechnung, wie in dem „Abschied von Wien" und in den „Jugenderinnerungen im Grünen", in der „Verwünschung" und der „Trennung".

Wenn man denen recht gibt, die die Behauptung aufstellen: in den schöpferischen Kräften eines dramatischen Dichters sei etwas, was zur Formung der Gegensätzlichkeit antreibt, so wird man Grillparzers Lyrik als die eines Dramatikers bezeichnen können. Denn hier äußert sich, oft in etwas primitiver Art, jene Gegensätzlichkeit, jener Widerspruch, jene ursprüngliche Gegenüberstellung, oft in der Anlage des ganzen Gedichts wie in den genannten Erwiderungen und Rechtfertigungen, wie auch in dem ganz frühen kindlichen Gedicht „Recht und schlecht" oder im sinnlichen „Cherubin"; und es äußert sich in unzähligen Einzelheiten: in der Erfindung („Dezemberlied"), in Pointierungen wie:

„Ich ward gesandt, ein einzig' Herz zu brechen,
So viele tausend Herzen brech' ich nicht!"

oder äußert es sich im ganzen Aufbau einer Abrechnung: in den „Jugenderinnerungen im Grünen" entwickelt sich dem Dichter aus jeder geschilderten Lebensetappe der Gegenspieler.

So erkennt man in Grillparzers Gedichten dramatische Prinzipien an lyrische Produktion gewendet, die höchst not-

wendig und echt war, denn irgendwie mußte er sein Gefühl, in den Jugendjahren noch überaus heftig, befreien; aber eben wegen der innersten Anlage zum Dramatiker blieb er am Nächstliegenden, am Ungeläuterten, am Biographischen kleben. Dem älteren, jetzt nicht mehr so leicht ergriffenen, aber sehr schnell gereizten Mann wurde dann das Epigramm die willkommene Ausdrucksform, oder bändigte er seine persönliche Lebenserfahrung in eine feste Gestalt: die des armen Spielmanns. Dies konnte aber, auch eine Art Abrechnung, nur einmal geschehen, nur einmal konnte er die Novelle seiner persönlichen Gegenwart schreiben, sie so ganz aus dem Beamtentum, aus dem österreichischen Volk, aus dem gefährlichen musikalischen, dilettierenden Sichtreibenlassen, so ganz aus Wien heraus schaffen. Der lyrische Erguß der jüngeren Jahre und diese Geschichte der Besonnenheit und der Wehmut setzen sich in ähnlicher Weise mit dem äußeren Leben Grillparzers auseinander: die Lyrik nach Eintritt des momentanen Erlebnisses, die Novelle nach Ablauf aller dieser entscheidenden und bildenden Ereignisse eines Lebens. Es sind beidemal dieselben Geschehnisse zu bewältigen getrachtet: es ist nur ein Unterschied in der Temperatur.

II.

Die Gesetze, nach denen Grillparzers Gefühlsleben verlief, werden dort rein hervortreten und deshalb leichter zu erkennen sein, wo sie nicht durch die Einzelheiten des Lebens und nicht durch die trüben Wallungen des Gemütes verdeckt sind; wo ein poetischer Gedanke eines dieser Gesetze zum Wirken gebracht hat, zu langem, nachdrücklichen und tiefen Wirken, welches beweist, wie der ganze Mensch danach orientiert ist und wie es sich als derart verwandt allen einzelnen dieser Gefühlsgesetze erweist, daß man ihr Ganzes als Vereinigung von Elementen betrachten kann, die von der poetischen Tätigkeit permutiert werden. In diesen Zeilen

will ich versuchen, Beiträge zu einer solchen Kenntnis von Grillparzers Lebensgefühl zu geben.

Unter den ältesten Plänen und Fragmenten seiner Jugendzeit scheint mir das „Faust"fragment aus dem Jahr 1814 bezeichnend, als Grillparzer dreiundzwanzig Jahre alt war. Es sind nur zwei Reden, eine, die Mephisto, eine, die Faust spricht und eine kurze Schlußbemerkung Mephistos. Den Plan des ganzen Werkes, das Goethes Faust zur Voraussetzung hatte, zeichnete Grillparzer 1822 auf. „In Selbstbegrenzung und Seelenfrieden" sollte Faust sein Glück finden, bis er im Bewußtsein seines Unwerts daran verzweifelt und den Vertrag vor der Zeit vollziehen läßt. Das Hauptmotiv sollte aber das Erwachen des Liebeslebens in einem jungen Menschen sein: „Er müßte gemalt werden, wie er Tag und Nacht von üppigen Bildern umlagert ist, wie er glühend eine gewisse Gelegenheit sucht, und wenn sie kommt, nicht etwa bloß zu scheu ist, sie zu benützen, sondern nicht einmal merkt, daß sie da ist." Dieser Cherubincharakter sollte eine Zeitlang von Faust begleitet sein, und man kann sich dieses Begleiten und dann wieder Mephisto Faust begleitend schwer dramatisch vorstellen. Aber so weit war sich Grillparzer auch niemals klar geworden, der Plan kam durchaus über Gefühlsregionen nicht hinaus. Die schon literarisch geschaffenen Gestalten des Mephisto und des Faust — oder bei dem Thema der erwachenden Erotik vielleicht bloß die des Faust — meinte er bereits festzuhaben, meinte, soviel Lebensreife dank der Lektüre antizipiert zu haben, daß er eine solche Figur schon bilden könnte. Gestützt würde sie durch ein Urteil der Selbstschätzung: des reinen Glücks nicht würdig zu sein. Deshalb eine so strenge Selbstgerechtigkeit an sich zu vollziehen, daß er sich gleich Mephisto ausliefert, zeigt jene „bittre Windung nach dem Innern zu", und der Plan stellt eigentlich nichts anderes dar als den Vorschlag Grillparzers, wie der Stoff der Gretchentragödie nach seinem Herzen gebildet werden mußte. Daneben die

erste, wirklich bedeutsam scheinende, eben bewußtwerdende Erfahrung des Jünglings: die seiner Sinnlichkeit, die sich mit dem wirklichen Leben zunächst wird auseinandersetzen müssen. So ist dieses Fragment, sind diese Andeutungen des Fragments ein deutliches Spiegelbild der jugendlichen Gefühle: antizipierte Lebensreife und zaghaftes Eintreten in die Wirklichkeit begleiten einander, beeinflussen einander, stören einander.

Wie dem Dichter die Zunge gelöst wird, zeigen die beiden Jugenddramen „Blanca von Castilien" und „Die Ahnfrau". Beide Werke sind dichterische Produkte, aber ihre Qualität ist eine rein literarische. Denn der junge Mensch, mit dem Gefühl unerlösten Schaffensdranges, sieht sich mit seinen Wünschen, zu wirken innerhalb eines bestimmten Kreises von Schaffenden: das Dichten ist ihm nur einerseits von dem Punkt seines dumpfen Dranges, anderseits von der Seite des schon Gedichteten bekannt. Indem er eine Verbindung dieser Pole herzustellen trachtet, sucht er zunächst den Produkten, die Eindruck auf ihn machten, ein Ähnliches an die Seite zu stellen, wie es schon der Faust-Plan beabsichtigte, in dem sich eben dumpf der Wunsch nach einem dramatischen Ziel jener Legende äußert. Nun aber wird es ganz dem Zufall der Lektüre überlassen sein, daß der Dichter auf einen Stoff stößt, in dem er sein Gefühl entladen kann. So stellen die beiden Jugenddramen einen Akt der Selbstbefreiung von literarischen Eindrücken dar, sind, namentlich die Ahnfrau, als solche Befreiung des Gefühls mehr lyrisch und eruptiv als dramatisch und gestaltet. Worauf es hier ankommt, ist natürlich die Kraft des Gemütes: daß es literarisch befruchtet entstanden ist, setzt diese Arbeit gar nicht auf ein tieferes Niveau, denn ein Dichter kann ja überhaupt gar nicht anders verfahren, als sich seine Stellung zum Leben klarmachen: nur gibt es in diesem Falle noch gar kein Ereignis im äußeren Leben, das den phantasiereichen, aber noch nicht tragkräftigen Schöpfer-

geist befruchten könnte: die Erlebnisse sind jetzt auf dem Gebiete der Kunst: regen die Phantasie an und belasten die junge Schöpferkraft nicht allzusehr. Mit ganzer Entschiedenheit hat er sich der Kunst zugewendet, und diese Berufswahl wird dadurch der Öffentlichkeit angekündigt, daß der junge Poet die eben von den Dichtern ausgesprochenen, vom Publikum angenommenen Begriffe, Themen und Formen als auch für ihn geltend anspricht.

Wie der Dichter aber von seinem ersten großen Erlebnis: dieser Selbstproklamation sofort gestärkt ist und sich dieses Gefühls sofort bemächtigt, zeigt in schönster Weise die Sappho. Er sieht, daß er jetzt Dichter ist, und das Resultat in seinen Gedanken erwägend, findet er sich leicht enttäuscht wie Berta von der Liebe: „Das, Besitz, ist deine Lust!" Sie ist ein Leid: dem Dichter ist kein menschliches Glück gegeben, er muß es, da er danach ringt, sich dem Durchschnittsmenschen in die Arme werfen sehn. Aus diesem Leid kommt ihm seine Kunst, aus dem irdischen Zugrundegehn: der „Abschied von Gastein" spricht das gleiche aus wie die „Sappho". Diese erste Erfahrung ist mit ganz zarten Farben dargestellt, fast etwas zu dünn: eine jugendlich einfache Welt, von Gefühlen beherrscht, tut sich auf: Bewunderung, Dankbarkeit und Liebe; das Rosenpflücken, ein gezückter Dolch, ein Wort im Traume gelallt werden Symbole. Wie wenig ist die Phantasie noch geübt, mit wirklichen statt mit poetisch konventionellen Dingen schöpferisch umzugehn — während sie später mit den Gliedern einer Kette verwirrendes und doch klares Spiel treiben wird.

III.

Nach den Erkenntnissen des Dichters über sein Dichtertum, deren nur halbbewußter Ausdruck die Sappho ist, mußte es ungemein schwer sein, den weiteren Weg in der Kunst zu gehn. Das Erkennen seiner Stellung innerhalb des Ganzen

lähmte: „Es gehört — bei aller Besonnenheit — eine gewisse Unschuld des Gemüts zu aller Produktion; wer ist denn noch imstande, sie zu bewahren? Daher sind die ersten Werke unserer neuesten Dichter ihre besten.“ Jetzt kann nur eine große Erschütterung im Leben, die den Menschen auf ganz anderen Boden versetzt, die Kunst in ihm entbinden. Ein Erlebnis oder eine Reihe von Erlebnissen, die, indem sie den schöpferischen Geist ursprünglich überhaupt aufzulösen scheinen, ihn zu einem krampfhaften Festhalten alles inneren Besitzes, dann zur neuen Sammlung nötigen; so wird der Untergrund zusammengeschweißt, auf dem sich Werke von großer Ausdehnung aufbauen lassen.

Die Trilogie des „Goldenen Vließes“ zeigt diese schwere Entwicklung: das Werk scheint mühsam zu keuchen, scheint mit Aufbietung aller Kräfte über innerliche Wirrungen hinweghelfen zu wollen. Daher die allzu primitive Formung des „Gastfreunds“: es ist bei allem guten dramatischen Aufbau zu spüren, wie fern von seinen Versen das Herz des Dichters geklopft hat: und was ist uns, was konnte dem Dichter die Mission des Phryxus sein, die verletzte Gastfreundschaft, das Anrufen der Götter um Rache? Während der Ereignisse, die sich zwischen dem Dichter und Charlotte von Paumgarten abspielten, ist es geschrieben, in einer Zeit, die Sammlung zu lyrischen Ergüssen, aber nicht fortdauernde Ruhe zu dramatischem Schaffen gönnte. „Wenn ich mir recht überlege, warum mir nur Arbeiten, die sich rasch in einem Zuge vollenden lassen, gelingen, hingegen andere von größerer Ausdehnung, zu deren Zustandebringung ein längerer Zeitverlauf erforderlich ist, so finde ich den Grund in dem ewigen Wechsel der Empfindungen, dem mich mein reizbares, unstetes Wesen aussetzt. Ich verliere bei lang anhaltender Beschäftigung weder den Mut zur Vollendung, noch den eigentlichen Faden der Verknüpfungen, aber, so wie jetzt dieser, jetzt jener Zustand des menschlichen Lebens mich am meisten interessiert, trage ich unbewußt,

soviel nur irgend möglich, von jenem Interesse in meine Hauptpersonen und ihre Schicksale, und so kommt es, daß, bei sonst unverrücktem Gang des Ganzen und Beibehaltung der Motive selbst, doch eine Ungleichheit im Ton entsteht, deren ich mir bald dunkel bewußt werde und die, zur Deutlichkeit gekommen, mir, und mit Recht, alle Lust und Freude an dem Werke nimmt. So ging es mir mit dem Goldenen Vließ. Ich muß es für ein verunglücktes Werk halten, und weiß Gott, ob es mir je gelingen wird, es mir wieder als ein Ganzes vor die Anschauung zu bringen und aus einem Gusse zu vollenden. Ich verzweifle daran."

Es ist verständlich, daß erst in der Darstellung der Liebe Jasons zu Medea etwas elementar Dichterisches zu fühlen ist; und wie ihn dann das bewegte: diese Liebe zu einem Ende zu führen, und erstarkt, als Mann, von der Liebe zur Tätigkeit fortzuschreiten. Noch stellt sich hier das tiefe Verlangen nach der lebenerfüllenden Pflicht verkleidet in eine andere Liebe dar, die von den Abenteuern der Sinnlichkeit fort will, verkleidet in Sehnsucht nach dem Jugendland, verkleidet in Reue und Buße, die der Dichter in aller Härte seinem Helden auferlegt. Aber dennoch beseelt den Schluß der Trilogie ein Trachten nach innerem Ausgleich, ein Trachten nach gerechter Selbstbefreiung: Grillparzer ergänzt Stimmungen seines eigenen äußeren Lebens, indem er der Geliebten, die er verläßt, Größe verleiht und den, der doch nicht anders kann als in ein reines, seinen inneren Bedürfnissen gemäßes Leben zurückzukehren, jedes Glück, das einigermaßen dem früheren sinnlichen Glück ähnlich sähe, zu nehmen und ihn allein zu lassen; war Grillparzer jemals reuig über seine Beziehungen zu Charlotte, so war es damals. Die Art, in der Grillparzer hier richtet, ist noch jugendlich: er ist großmütig gegen die Geliebte, hart gegen sich selbst. Dieser Zug korrespondiert mit einem anderen: daß die Stelle einer Gerechtigkeit in der notwendigen Lebensentwicklung noch das Fortwirken eines Fluches vertritt. (Es

ist die Zeit, in der Grillparzers Rechtsgefühl noch eine Abwehr unbilliger Zeitungskritik kennt.)

Trachten wir nun, aus diesem Stück die eigentliche erotische Veranlagung Grillparzers zu sehen, so ergibt sich: die Liebe muß zu einem Ziel in seiner eigenen Seele geführt werden. (Es ist evident, daß diese erotische Anlage des Menschen der dramatischen Anlage des Dichters parallel ist.) Das ist auch gemeint, wenn er sich als „Geistes- und Gemütsegoisten" bezeichnet, und Medea urteilt über Jasons Egoismus:

„Nur er ist da, er in der weiten Welt,
Und alles andre nichts, als Stoff zu Taten.
Voll Selbstheit, nicht des Nutzens, doch des Sinnes."

Dieses Streben nach einem innerlichen Ziel, einer Auflösung des Tatsächlichen durch die gestaltenden und künstlerischen Kräfte zugunsten einer möglichen späteren Synthese im Kunstwerk schiebt sich zwischen ihn und seine Liebe wie eine gläserne Wand. Seine Liebe hat nichts als den Kuß auf die Glaswand, von dem eine Notiz erzählt, wodurch die unbefangene Liebe bewußt wird, jener Zug, der dann auch in die Novelle vom armen Spielmann übergegangen ist.

Das innere Ziel zu erreichen, dazu diente ihm das Erwägen aller Umstände und Relationen, das Trachten danach, genau und gerecht zu sein. Und in dieser Zeit scheint mir dieses fortwährende Einführen der gerechten Erwägungen in seine Lebensangelegenheiten recht eigentlich seine Gerechtigkeit zu einem lebenbewegenden und lebenschaffenden Prinzip seiner Produktion zu machen.

Denn fragen wir uns, mit welcher Tugend ein architektonisch so tadelloses Gebäude aufgeführt werden konnte wie „König Ottokars Glück und Ende", so muß die Antwort sein: aus Gerechtigkeit. Hier könnte man über das Verhältnis von Gerechtigkeit im Dichter und Architektur des Dramas handeln. In diesem Trauerspiel macht sich jede Figur zuerst durch eine besondere Handlung bemerkbar,

tritt später wieder hervor in einer Phase, welche die nächste Folge davon ist, und wird sodann gerichtet. Vom Schicksal? Nein. Vom Dichter? Nur so weit, als er die architektonische Anordnung getroffen hat. Denn dieses Gerechtigkeitsgefühl spricht sich hier nicht so sehr in einem Sinn für Zusammenhänge des Lebens und der Geschichte aus, als vielmehr in der Fähigkeit des Anordnens, des Verteilens, des Zusammenfassens. Die Wage der Gerechtigkeit hält ein peinlich genauer Ordner, der eher streng ist als weise. Auf die Frage Glück antwortet er mit Ende, auf die Frage Unrecht („O Gott, Ich hab' mit Willen Unrecht auch getan!") antwortet er mit Tod. Jede menschliche Figur in diesem Stück bringt bei ihrem ersten Auftreten die Frage, bei ihrem letzten die Antwort. Als ob er seit der letzten Entscheidung zwischen Grillparzer und Charlotte das einzige Gefühl geblieben wäre, tritt der Gerechtigkeitssinn, ausschließlich ein breit angelegtes Gebäude tragend, hervor mit allem Glanz und aller Unduldsamkeit, die eine im Leben jugendlich gehärtete Eigenschaft aufweisen kann. Dieser Sinn hängt auf das innigste mit dem dramatischen Talent zusammen, und ein Vorgang, den Grillparzer dramatisch zu erläutern liebt, ist es: ein Glück und ein Ende auf die Wagschalen zu legen und das Gleichgewicht im dramatischen Verlauf herzustellen. In der Sappho so gut wie in der Hero und der Libussa, in Ottokar und in Rustan. Die gegensätzliche Veranlagung des Dramatikers, die schon hierin ausgesprochen liegt: Glück und Ende, Traum ein Leben, Des Meeres und der Liebe Wellen, wird genährt durch seinen Gerechtigkeitssinn.

Aber niemals äußert sich bei Grillparzer dieses Rechtsgefühl tendenziös wie beim jungen Deutschland und ist auch nicht starres Regulativ des Charakters und der Charakterzeichnung wie bei Otto Ludwig: vielmehr ein Lebensgefühl, das sich unbewußt in der Beziehung der Figuren zueinander, in Wahl und Wendung der Stoffe, bewußt aber in der Anwendung der „poetischen Gerechtigkeit" äußert; und so

finden wir bei Grillparzer eine ganz vollkommene poetische Gerechtigkeit, die gar nicht nur ästhetischen, sondern auch vitalen Einsichten entspringt. Bei Lessing etwa kommt sie aus der Moral; bei Grillparzer aus dem Lebensgefühl, daher hat sie sich im Laufe seines Lebens geändert: ausgereift.

Schon in der Tragödie „Ein treuer Diener seines Herrn“ zeigt sich der Fortschritt in der Vergeistigung seines Rechtsgefühls. Der Dichter verzichtet in der Seele seines Helden auf die Vollziehung der nächsten Gerechtigkeit, zum Vorteil des staatlichen Wohles, einer allgemeinen Gerechtigkeit. Es ist charakteristisch, daß die Größe des Helden im Verzicht besteht: an diesem „Den Anspruch bändigen der eignen Brust“ hat schließlich wohl auch die wenig tatkräftige, wenn schon konsequente Natur des Dichters Anteil sowie eine allen äußeren Verzicht erleichternde Stimmung und Entrücktheit während des Schaffens: Verzicht war ihm oft und oft zugunsten der Sammlung und Ordnung notwendig, wenn er auch tatsächlich mehr ein beruhigender Vorsatz sein mochte. Wenn er später den Verzicht auf die Tätigkeit zu entschuldigen unternahm, so fühlte er jetzt nur die Größe, die in diesem Verzicht auf sein Recht lag. Der Fortschritt ist also der: von dem Individualismus in der Gerechtigkeit ist zur Betrachtung von Zusammenhängen fortgeschritten. Im Ottokar handelt es sich noch um einen äußerlichen Zwist zweier Könige, die beide ihr Recht vertreten; im Treuen Diener schon um ein Verhältnis von König und Untertan, nicht mehr um Länderbesitz, sondern um innerlichen Besitz.

Und so wird diesem Dichter, dieser gerechten Seele, die Tradition der Tragödien: das Schicksal der Könige zu behandeln, zur Notwendigkeit, so wie es früher für Schillers große, begeisterte und sehnsuchtsvolle Seele Notwendigkeit gewesen. Ich glaube, es war bei Schiller das erste Stadium in der Befriedigung seiner Sehnsucht nach Größe, die erste unerläßliche Bedingung zur Entbindung seines Pathos:

königliche Gestalten als Träger seiner dramatischen Pläne zu wissen; in mancher Hinsicht eine rein formale Anordnung. Bei Grillparzer war es letzte und feinste Notwendigkeit, seinem Rechtsgefühl durch Behandlung dieser höchsten Angelegenheit des Staatsbürgers Genüge zu tun. Schon kümmert ihn nicht mehr das Verhältnis von König zu König, sondern vom Punkt des Untergeordnetseins, des Gehorchens, des Schlechtgeleitet- und Mißleitetseins aus erhob er sich zu der freien poetischen Behandlung einzelner Fürstengeschicke. Sein Rechtsgefühl gab ihm dieses Recht. Daß ein wenig Ressentiment darin lag, das in der Erhebung durch die Kunst ganz fern mitklang, mochte von den Behörden gewittert sein. Während also bei Schiller unangefochtener Absolutismus Voraussetzung ist, bietet Grillparzer in seiner Zeit die feinste Behandlung jener Frage, die damals die wichtigste war: die nach dem Verhältnis zwischen Regierung und Untertanen. Sie ist voll von Fragen und löst sie rein menschlich.

IV.

Die Reinheit, mit der sinnliches Lebensgefühl in „Des Meeres und der Liebe Wellen" ausgesprochen ist, macht diese Liebestragödie zu einer so bewundernswerten Dichtung. Es ist vielleicht charakteristisch für Grillparzer, daß Gesetze übertreten werden, damit die Liebenden sich finden: Leander sollte den Tempelbezirk nicht betreten, und Hero hat als Priesterin Jungfräulichkeit gelobt. Um dem Gang der Ereignisse aber die Wendung ins Tragische zu geben, wird nicht eine äußere Strenge angewendet: sondern wie das Ziel der Liebenden in der Vereinigung lag, so ist die Tragödie von diesem Ziel an fast nur die Tragödie der Körper, die genossen haben und Genuß begehren. Die körperliche Ermüdung Heros, also eine physiologische Bedingung, macht die Liebe tragisch. Eine Liebestragödie aber ebenso ausschließlich als keusch sich im sinnlichen Element abspielen zu lassen, entspricht dem innersten Takt und Instinkt des Österreichers, des Wieners.

Aus einem durchgängigen Heimatsgefühl, das von der Sinnlichkeit herausgehoben ist, stammt dieses Werk, die Gestalten sind so wienerisch, daß man bei einer, bei Heros Mutter, spüren kann, wie sie aus einer Wiener Vorstadt gekommen ist: Heros Eltern sind wie die schlichten Leute, die eine plötzlich berühmte Tochter beim Theater haben. Und gewiß wurde schon betont, wie wienerisch Heros Sträuben und Nachgiebigkeit und ihre Schnappigkeit ist, und dann die Schlamperei Janthes, das Zurücksprechen des Wächters, die katholisierende Responsion „Glück mit uns“ in der Opferszene.

In Erinnerung an diese Gestalt der Mutter Heros möchte ich einige Worte über den Ursprung sagen, den die Darstellung des Sonderbaren, des Unheimlichen, des Grauenhaften bei Grillparzer hat. Es leuchtet sofort ein, daß das Entsetzliche in der Ahnfrau lediglich Reproduktion literarischer Eindrücke ist; auch die Visionen der Medea kann ich für nichts anderes ansprechen. Mir scheint, daß die Wurzel jener auffälligen Zustände und ihre Verdichtung in Gestalten in einer Anomalie des Benehmens, wenn ich so sagen darf, zu finden ist, die Grillparzer an sich wie an anderen (ich denke an Beethoven) fand: wo durch Nichtbeachten äußerer Umstände, durch ein stummes Vorbeigehen, durch ein nicht ganz erklärliches oder plötzliches Stillschweigen der Eindruck des Schattenhaften, des Entrückten gegeben wird. Den Keim dazu finde ich an einer ganz kleinen Geste: den Finger an den Mund zu legen, um Schweigen zu gebieten. Das Gedicht „Als sie zuhörend am Klaviere saß“ hat schon diese Stelle:

„Den Künstler nicht zu stören
befiehlt ihr Finger, schwicht'gend an dem Mund.“

Dies auch der vierte Aktschluß im Ottokar, da der König aus dem Traum aufgeschreckt ist, und im fünften Akt, da er an der Leiche betet und sein Haupt auf die Kissen legt und weiß: es kommt zu sterben, und der Lärm des Kriegs

hereindringt — an diesen beiden Stellen die ruhegebietenden Gebärden des Kanzlers und der Elisabeth. Dann am Schluß von „Der Traum ein Leben“ das Entrücktsein des alten Massud, der von der Musik ganz hinweggenommen ist, und im „Bruderzwist“, wie Klesel, ganz hinweggenommen vom Schreiben, den Ruf des Matthias überhört, und der an Vorhang nnd Tür zögert, welchen Weg er gehn soll; und in der „Esther“ das schattenhafte Vorübergehn des Königs vor dem Hofstaat, mit einem großen Selbstgespräch, hineingefressen in seine Vertrauenslosigkeit. Und diese Anomalie des Benehmens zeigen die vielen Gestalten, die vom Leben irgendwie ausgesaugt sind, irgendeine Verlorenheit oder eine Unvollkommenheit an den Tag legen oder irgendwie in sich selbst zurückgefallen scheinen. Nicht nur, wenn einer zerstreut ist wie Haman in der „Esther“ redet er so, da ist auch das Schweigen und Ächzen des stummen Kaleb, und das höhnische, gellende 'Rufen des Mannes vom Felsen, die kurzen, abgerissenen Worte und Gesten Rudolfs II., bei seinem ersten Auftreten; der Wahnsinn Ottos im Treuen Diener, das furchtsame Gestammel der Mutter Heros, die Redeweise des Galomir oder die barbarischen Worte des Aietes und der Kolcher. Rohe Figuren sowie solche von hoher innerer Kultur zeigen diese Entkräftung, die es im letzten Grunde ist, ob sich dies nun darin kundtut, daß sie sich selbst vergessen haben oder sich auf einen Stock stützen müssen: Gestalt gewordene physische Ohnmacht aller Grade, wie sie Grillparzer so oft an sich beobachtet hat. Das einemal, nach einer hitzigen Aufwallung gegen die Vorgesetzten, spürt er sich völlig überanstrengt und kraftlos, das anderemal träumt er im Gehen; wieder einmal schläft er beim Lesen ein, erwacht, kann Hand und Fuß nicht rühren; der Haß, den er im Traume gegen jemand fühlte, bleibt da, als er ihn morgens zufällig wirklich sieht; er findet erschrocken eine Bleistiftnotiz von seiner eigenen Hand an einer Stelle, die er niemals gelesen zu haben meinte; er findet in einer Reise=

beschreibung seinen Namen und erschrickt über seinen häßlichen Klang; wie Jason in der Trilogie sich als Gegenstand fühlt — während einer Leidenschaft, aber wie eng ist das alles mit erotischem, halberotischem Empfinden verknüpft! — so fühlt Grillparzer sich als einen anderen, fühlt sich halb und wird in die Einsamkeit gedrängt, und fühlt sich doppelt in jenen langen öden Strecken seines Lebens, da eine jede Kleinigkeit, ein geschmackloses Weihnachtsgeschenk, ein neuer Spazierstock, das Singen eines Kastraten, die eigenen Schöpfungen auf der Bühne zu sehen ihm widerliche Empfindungen ohne Maß erweckt. Auch diese leeren Stunden sind ihm fruchtbar geworden, wie ja überhaupt alles Leben reich genug ist, um dem Dichter etwas herzugeben, und niemand könnte so unehrerbietig sein als derjenige Forscher, der einen Zeitabschnitt oder eine Wendung in einem Dichterleben als fruchtlos und verloren hinstellte. Denn um die Kunst handelt es sich und nicht um die Wirkung als Mensch; und es ist leichter abzuurteilen, als dem Unberechenbaren gegenüber, das am Schaffen des Kunstwerks mitgeholfen hat, seinen Respekt zu bewahren.

Die Elemente traumhafter Verlorenheit als Grundlage für „Der Traum ein Leben“ anzusprechen wäre natürlich irrig. Vielmehr aus der dramatischen Zwiespaltigkeit der Seele, aus dem Dualismus des aufgeklärten Verstandes kommt dieser Gegensatz. Es scheint ein gutes Stück Aufklärung, ein gutes Stück achtzehntes Jahrhundert (die Erinnerung an die Zauberflöte liegt ja sehr nahe), ein gutes Stück der Anschauungen von Grillparzers Vater in diesem Märchenspiel ans Tageslicht gekommen zu sein. Die breit ausgesprochene Moral kann man nur als Trivialität nehmen, wenn man ihren Hintergrund nicht wahrzunehmen vermag, denn Rustan spricht gar nicht eine moralische Tendenz aus, sondern ein Gefühl, und das Gefühl eines Künstlers: zunächst die Sehnsucht nach einer ländlichen Idylle, die ja in dieser Zeit öfters ausgesprochen und manchmal auch, mit

natürlichem Mißerfolg, verwirklicht wurde. Grillparzer hatte schon als ganz junger Mensch einen solchen Erguß ins Tagebuch geschrieben. Das Gefühl eines Künstlers: wollte man an dieses Spiel mit verstandesmäßigen Überlegungen herantreten, müßte man ankündigen, obwohl Zanga entlassen ist, obwohl Rustan sich als geheilt bezeichnet, wird die Nachwirkung des Traumes bei diesem Temperament nicht lange andauern können. Außer wenn Rustan eben nur Künstler wäre: denn dieser wirre Knäuel von phantastischen inneren Erlebnissen ist nichts als die Wirklichkeit, erlebt von einem Dichter: der des Innern stillen Frieden zur Sammlung, zum Schaffen braucht. So spricht Grillparzer auf einem fast paradoxen Umweg die Weisheit des Spaniers aus: das Leben ein Traum — freilich bedingt dieser Umweg die Beschränkung auf die künstlerische Seele: „Für mich gab es nie eine andere Wahrheit als die Dichtkunst ... dagegen hatten die Dinge des wirklichen Lebens, ja seine Wahrheit und Ideen für mich ein Zufälliges, ein Unzusammenhängendes, Schattenähnliches." Dieses Stück, das die Bedingungen für das Leben des einfachen Mannes, des Jägers, mit denen für die Künstlerexistenz verwechselt, zeigt sich also geformt aus den Stimmungen, die sich hundertmal während des äußeren Lebens, während der Liebeswirren Grillparzers ausgelöst haben müssen: und so kündet es mehr, als auf den ersten Blick scheinen mag, von dem Weg der Kunst, über die Leiden der Menschen hin.

Denn dieses Sich-bescheiden vor dem wirklichen Erlebnis ist die notwendige Handlungsweise eines Menschen, in dem die Phantasie bereits alles vorweggenommen hat. Soll man da noch davon sprechen, welchen Jammer dies für das wirkliche Leben des Dichters bedeutet: wie es ihm den Genuß erschwert („halb schmeck' ich die Freuden des Lebens") und wie es ihn zum Handeln untauglich macht, da es ihm die Energie nimmt. Die Phantasie hat ihn schon mit den lebhaftesten und deutlichsten Vorstellungen, wie sich etwas

ereignen wird, bedient, und ohne alle die Zufälligkeit des wirklichen Lebens, gleichsam künstlerisch schon gereinigt, da die Phantasie nur Dinge produziert, die zu ihm in Bezug stehen. Das innere Ziel, wohin die äußeren Umstände drängten, deren sich die Phantasie sofort angenommen hat, ist erreicht; es fehlt der Abschluß nach außen, der geschafft werden muß. Denn das äußere Ziel könnte, wenn es sich mit dem inneren zu decken vermöchte, die Phantasie doch nicht überbieten, und wenn sich die beiden nicht decken, entsteht eine Störung, der sich der Dichter nicht aussetzen will. Aus diesem Gefühl stammt die effektvolle Sonnenaufgangszene im „Traum ein Leben“: natürlich ist dieses Abschließen und Abrechnen in einem hohen Augenblick (etwa wie auch Libussa und Kaiser Rudolf II. sich vor dem Tod in großen Reden zusammenfassen) ganz und gar dramatisch und ganz und gar gestaltet: aber wenn diese Gestaltungs-, Abrundungs- und Abschließungsfähigkeit sich nicht nur in der Behandlung eines dichterischen Motivs, sondern leider auch an der Materie des Lebens äußern muß, so ist das menschliche Los des Dichters nicht als beglücktes zu preisen: angesichts der Verknüpfungen, der Verschiebungen, des immerwährenden Flusses des Lebens bringt diese unselige Gestaltungskraft peinliche und grausame Situationen hervor, die den Dichter nachher, auch aus jenen ästhetischen Gründen, anekeln müssen. Setzen wir neben diese Sonnenaufgangsszene noch bezeichnende Züge aus dem Goldenen Vließ: schon wie Jason die Medea ihrem Vater einfach zurückgeben will („wegweisend, was der Wunsch zumeist begehrt“, heißt es in der Libussa), ferner wie in der „Medea“ schon im dritten Akt und dann im letzten betont wird:

„Es ist das letzte Mal,
in alle Ewigkeit das letzte Mal,
daß ich zu dir nun rede.“

Dann die Szene im Bruderzwist, in der Don Cäsar mit Lukrezia abrechnet: jetzt kommt es ihm nicht mehr auf

seine Wünsche und Leidenschaft an, gibt er vor, sondern nur die Person zu erkennen, die ihm ein Engel schien. Wie wenig ist dies die Rede eines Soldaten, wie sehr die Rede eines Künstlers, dem an der Erkenntnis einer menschlichen Innerlichkeit liegt, wie sehr die Art eines Künstlers, mit einem Menschen fertig zu werden, fertig werden zu wollen, sobald er ein inneres Ziel erreicht hat. Aber dann ist auch noch das Gedicht „Trennung" und ein anderes: „Verwünschung" von ganz derselben Absicht beseelt; und wie sehr der arme Mensch Grillparzer darunter litt, zeigt sich in dem Nichtendenkönnen, in dem Sicheinwühlen in die furchtbare Vorstellung, und wie er jenem Teil, mit dem er abrechnen muß, dennoch ein Memento zuruft; so in der „Trennung" (in der übrigens sein Selbstbewußtsein jammervoll und tragikomisch wirkt) und dann die Verse:

„Und wenn Ihr, wie man sagt, in Sternen lest,
so denkt an Kaiser Rudolfs traurig Wissen",

oder:

„dann denkst du an die Jüdin von Toledo".

Auch diese Zurufe appellieren an ein künstlerisches Gefühl in dem anderen Teil, an ein Bestreben, in seinem Leben Ordnung und Sinn zu finden; schwerlich hatte Marie Daffinger diese Gabe.

Denn diese Übertragung künstlerischen Wirkens auf Lebensbeziehungen hat vor allem in seine Liebe immer störend und unheilvoll eingegriffen. Sicher war der Bruch mit Charlotte Ausfluß dieser Neigung, dieses instinktiven dichterischen Strebens: zur Medea zu kommen. Er ahnte es, als er am Tage, nachdem er die sterbende Charlotte besucht hatte, ausrief: „Himmel! kann man dahin kommen, die Menschen nur als Figuren einer Komödie zu betrachten, die nur durch ihre Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit der Idee anziehen und abstoßen, ohne Rücksicht darauf, daß sie ein lebendes Selbst sind, mit Liebe und Freude, mit Wille und Gemüt?" Das war auch der letzte Grund

der Vorgänge zwischen ihm und Kathi Fröhlich, und des „brüsken Benehmens" gegen Marie Daffinger, und der „vorschnelle Unsinn", den er damit begangen haben will. —

Eine nicht eben belangvolle Weisheit wie „Der Traum ein Leben" spricht auch das Lustspiel „Weh' dem, der lügt" aus; die Weisheit eines Mannes, der sich im Leben umgetan hat, auf kindliche Weise dargelegt. Die Drohung des Titels muß in Grillparzer irgendwie seit Kinderzeiten festgesessen sein, von väterlichen Ermahnungen her, aus dem Religionsunterricht. Die Revision der Jugendeindrücke, die in einer gewissen Zeit der Reife vorgenommen wird, hat sich merkwürdig spät dieser Warnung bemächtigt; und mit einer aufklärerischen Tendenz, die für den Umfang dieses Theaterstücks zu klein ist. Durch das Umständliche der ganzen Fabel, durch die Befreiung des Atalus, die langwierige Reise und den Wechsel des Schauplatzes, durch die Liebe zu Edrita wird die moralische Pointe ganz klein und ihr Witz in den einzelnen Situationen nicht interessant. Eine ganze Szenenreihe mit einer einzigen immer wiederholten Erweisung, daß die Wahrheit für gelogen angesehen wird, ist zu viel. Bei der Erörterung eines solchen Gegenstandes mußte sich notwendig als Hauptfigur, dem Lehrer gegenübergestellt, die Gestalt eines Jungen ergeben, der in vielen Einzelheiten die Schulbubenwitzigkeit besitzt, die mit dem ganzen, irgendwie mit Vaterhaus, Kinderzeit und Schule zusammenhängenden Thema heraufgeschöpft wird. Etwa diese Scherze „Die Zwiebel beißt" (wie sie Leon dem allzuneugierigen Wächter unter die Nase hält) oder jenes „Herr, hebt den Fuß" (damit Leon konstatieren kann, daß der Schlüssel nicht darunter liegt). Das Stück ist ein etwas spätes Erwägen einer primitiven Lebenserkenntnis. Gerade das Erwägen, das Abrechnen und Abschätzen durch Vergleichung beginnt aber scharf und schön hervorzutreten:

„Ein Menschenleben, ach, es ist so wenig,
ein Menschenschicksal aber ist so viel!"

V.

Das Lustspiel Grillparzers erörtert ein Thema der Lebensführung, das seinen Gerechtigkeitssinn beschäftigen mußte. Verstärkt vielleicht durch leise Mahnung an erotische Erfahrungen, und daher mit größerer Weite, boten solche Themen zwei andere Stoffe dar: neben den Titel eines Plans zum „Gyges" schrieb er in Klammer das Wort: Selbstvertrauen. Der zweite Stoff liegt ausgeführt vor in der Tragödie: „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg."

Ich verzichte darauf, hier eine Zusammenstellung solcher Züge zu bieten, die eine Schwäche Grillparzers im äußeren Handeln bezeugen. Zwei Verszeilen schließen alles ein. In der Medea ruft er sich zu: „Sei im Tragen stärker als im Handeln." Und Primislaus sagt: „Das Schwerste dieser Welt ist der Entschluß." Das Problem von Grillparzers Schwäche ist sehr einfach: es ist die Schwäche des Künstlers, da die Energie den ästhetischen Eindruck der notwendigen Tat im Auge behält. Das Handeln in seinem Verhältnis zu den anderen Wirklichkeiten, mit einer Tat die schon vorhandene Wirklichkeit zu erweitern, zu verändern, so daß sich eine Harmonie ergibt: diese Erwägung und diese Absicht sind nicht die eines Tatmenschen. Und da in der Gegenwart ein solches Handeln nicht möglich ist:

„Da hält man sich denn ruhig und erwartet,
bis frei der Weg, den Gott dem Rechten ebnet."

Aber natürlich ist ein solches Handeln niemals möglich, nur für den Dichter beim Anordnen seiner Figuren. So schließt er sich ab als „Mann der Dunkelheit", schließt er sich ein in die innere Ordnung des poetischen Schaffens und läßt alles geschehen. Er weiß, daß er keine Tatkraft hat, und sieht, daß sie die anderen nicht haben und es doch nicht wissen. Es gestaltet sich ihm, aus einem Zug zur Rechtfertigung heraus, die Gestalt Rudolfs II.; für ihn ist auf Erden nur „Zufälliges, Unzusammenhängendes, Schattenähnliches", wie Rudolf sagt:

„Dort oben wohnt die Ordnung, dort ihr Haus,
hier unten eitle Willkür und Verwirrung."

Ordnung findet er nur in den Bahnen der Gestirne, so wie Grillparzer nur in den geordneten notwendigen Schicksalsläufen seiner Kunstwerke Frieden findet und auch nach außen solche Ordnung zu bringen trachtet. Die Lebensdirektive „Ordnung", die Rudolf II. sich gibt, und sich deshalb abschließt, ist ebenso die Forderung eines Künstlers wie die Direktive des Oberpriesters: Sammlung, und der Wunsch Rustans.

Schlagen wir nun die zwei letzten Tragödien Grillparzers auf, die „Libussa" und die „Jüdin von Toledo", so bemerken wir: der Grund, diese zu schaffen, lag nicht in einer einzelnen Frage seiner Existenz: es ist kein literarisches noch berufliches Lebensgefühl, nicht Abrechnung mit einem Erlebnis oder pure Äußerung einer sinnlichen Kraft noch einer geistigen; sondern aus einem vollständigen, ausgebreiteten Lebensgefühl stammen diese Trauerspiele: aus dem Gefühl des eigenen, individuellen, sinnlichen Seins vor dem Hintergrund einer staatlichen Allgemeinheit; aus diesem vollständigen Gefühl, denn nie trennt sich das eine vom anderen.

Ein umfassendes Lebensgefühl produziert ein vollständiges Weltbild. Zwei Gegenstände sind es, auf die das Denken und Wollen des Menschen gerichtet ist: das Weib, und die Pflicht zu wirken. Indem der Mann über das Weib hinweg zur Tat fortschreitet, wird die Beziehung zwischen den zwei Menschen tragisch. Es ist die mächtigste Frage des ganzen Menschenlebens, diesen Übergang zu finden, im entsagenden Wirken für die Allgemeinheit sein Glück zu sehen, selbst wenn das Weib dieser Wahrheit nicht standzuhalten vermag und hingeopfert werden muß. Der erste Versuch, dies zu gestalten, lag schon in der Medea vor, und Grillparzers unverkennbares Streben nach solchem Ergebnis wurde offenbar durch den Stoff etwas irritiert.

Somit gibt den Grund für die letzten und größten Produkte des Dichters die zusammengefaßte Erfahrung seines

ganzen Erdenwallens unter dem Bilde: der Anfang seiner Laufbahn führte zu einem zentralen Erlebnis (das sich einigemale wiederholte) und über dieses zu einem klarsehenden resignierten Lebensrest. Kurz und genau ist Grillparzers Leben zu erzählen: Der Dichter fixierte seine leidvolle Ausnahmsstellung unter den anderen Menschen. Nach schweren Herzenserfahrungen mit zwei koketten äußerlichen Frauen und einem Mädchen, das für ihn zauberhaft blieb, da es Mädchen blieb, ringt er sich auf zur Tätigkeit. Hiefür soll ihm Gerechtigkeit die Richtschnur sein. Deshalb ordnet er sie demütig den Forderungen des verehrten Regentenhauses unter. Das Rechte immer erwägend, erkennt er die Wesenlosigkeit der äußeren Ziele, die Schwierigkeit, in einer unberechenbaren Zeit richtig zu handeln, unter Menschen, die die Wahrheit nicht hören können; lange bewahrt bleibt der Glauben an die Liebe.

Die höchsten Resultate dieser Erfahrungen sind nun die beiden Trauerspiele und die Novelle vom Armen Spielmann. Die Novelle gibt in wehmütiger Übertreibung das Porträt desselben Mannes, der den hohen Idealismus der tätigen Pflicht verkündet hat. Freilich nur verkündet: denn sein eigenes künstlerisches Handeln kann er bei seiner peinlichen Gerechtigkeit nicht als voll nehmen, sondern nur wie ein Geigenspiel, das er nie zu Ende erlernte und das nicht taktfest ist. Der Dichter wird immer ähnlich über den Wert seiner Tätigkeit urteilen, da sie nicht entsagend, sondern Genuß ist, nicht die Tat des klaren Kopfes, sondern des Rausches. Und wieder zeigt sich in der späteren Epoche von Grillparzers Schaffen, daß die wahre Kunst für ihn die des Dramas ist: da spricht er nicht in schmerzvoller Lebensnähe, aus Erkenntnis von Schwäche und Versäumnis, sondern er träumt Freiheit mit dem Sieg der eigenen Kraft.

Dieses hohe Schicksal nun wird in den beiden Tragödien dargestellt: das einemal bunter, lichter, freundlicher, märchenhafter, da ein kluges und treues, wenn-

gleich herbes Weib das Gemüt berührte; das anderemal drohender, ernster, notwendiger, strenger, da ein durch Sinnlichkeit und Koketterie gefährlicheres Weib die Grundfesten des inneren Lebens zum Wanken brachte. Hier sind die beiden Pole von Grillparzers Liebesleben klar einzusehen: die rein sinnliche Liebe, die im Genuß ihre Befriedigung sucht, und die innerliche, die auch reine seelische Vereinigung mit der Geliebten ersehnt. In beiden Dramen stehen natürlich die exponierenden Vorgänge in größerer Verwandtschaft mit den Vorkommnissen wirklichen Lebens, als der notwendige, im Leben freilich weniger leicht eintretende geschlossene Ablauf und als die Erreichung des dramatischen Zieles, wo in höherem Maße Verkürzungen angewendet werden müssen. In der schaffenden Seele des Dichters werden diese Verkürzungen, die die Kunstform fordert, gestützt von dem Willen: im Leben nur halb oder nie oder nicht erkennbar abgeschlossene Vorkommnisse in der Poesie zu ergänzen. Dies ist der Sinn der Libussa: er zeigt sich, oder der geliebten Person, oder einem Freunde, wie der Weg des Mannes über das Weib zur Tat hinweggeht und sie darunter zerbricht. Er erhöht Kathi Fröhlichs Bild transluzid durch geheimes mystisches Wissen der Jungfrau, das ihr zerstört wird, so daß ihr der Lebensnerv reißt.

Und wie die Erfahrungen seiner sinnlichen Existenz sind auch die seiner geistigen Existenz ausgeteilt, die durch seine Stellung im Zusammenhang fixiert ist. Grillparzer hat in beiden Tragödien seine Gerechtigkeit ausgeteilt. In der einen erhält die Fürstin die Höhe seiner Begriffe wie einen Schmuck, wie eine Krone; in der anderen Tragödie erhält der Rat, erhalten die Untergebenen das Wissen um das Notwendige und Gesetzmäßige wie ein Schwert. Damit ist auch die Haltung der Gegensätze bezeichnet: in dem einen Drama irrt das ungeduldige Volk und büßt, wenn dies auch nur verkündet wird; in dem anderen Drama irrt der

verblendete König und büßt in entsagender Pflichterfüllung. Sollen wir aber urteilen, welches von beiden Gedichten das edlere und schönere ist, so werden wir der „Libussa“ den Preis zuerkennen: weil hier die ehrwürdige Gewalt der Krone mit einem wundervollen Idealismus besungen ist, weil die dumpfe, verworrene Masse des Volkes mit Nachsicht und Verständnis geschildert ist, und daher bis in die kleinen Symbole herab, bis in die Kette und das Bildnis, das ihre Glieder einschließen, bis in den Tisch von Eisen, bis in den Korb mit Blumen und Früchten dasselbe dichterische Gefühl gedrungen ist, das zum Sternenhimmel aufsah, sich in die heilenden Naturkräfte vertiefte und der Feldarbeit und dem Bauerntanz zusah. Es ist eine vollkommene poetische Welt.

In beiden Dramen aber leitet ein großzügiger und vergeistigter Sinn für das Rechte, und wir verehren diese Tugend an dem Dichter, indem wir auf die Frage der Dobromila: „Was ist das Schwerste?“ mit Primislaus antworten: „Gerechtigkeit“, und verehren die Innerlichkeit und den Schaffensreichtum des Dichters, indem wir den Ausspruch in Hinsicht auf seine gesamte Arbeit als wahr erkennen: „Ich richte niemand als mich selber etwa.“

VI.

Die zwiespältige Veranlagung der deutschen Dramatiker läßt sich darstellen wie folgt:

Bei Schiller stammt das Drama aus den Erfahrungen des Begeisterten: Rausch und Ernüchterung.

Bei Kleist stammt das Drama aus der erbitterten Reaktion des Menschen gegen die Außenwelt, gegen die Menschen, gegen seine eigene Existenz.

Bei Hebbel stammt das Drama aus dem bewußt-

gewordenen Gegensatz des Unendlichen und des Individuums, das sich darin aufzulösen trachtet.

Und bei Grillparzer stammt das Drama aus dem Hang, die Werte des Lebens mit dem Ziel der Gerechtigkeit peinlich zu wägen.

Sein Attribut müßte die Wage sein.

Alois Blumauer.

Von

Gustav Gugitz.

Von allen Dichtern der österreichischen Aufklärungszeit hat sich Blumauer fast allein in der Gegenwart noch eine Erinnerung gesichert, er ist es, der in seinem Namen für die ungezählten und längst vergessenen Vertreter eines österreichischen Kulturkampfes noch seine Stimme erhebt und in seiner Gestalt zum Typus jener Schriftsteller geworden ist, die auf dem Wege zum Journalismus poetisch verunglückten, da sie sich ihrer formellen Ausdrucksmittel meist am unrichtigen Platze bedienten. Sie meinten einen Leitartikel und schrieben eine Ode, sie machten ein Gedicht und es wurde ein gereimtes Feuilleton. Und Blumauer ist der bleibende Typus jener josefinischen Tendenzschriftsteller geworden, der in seinem Namen die Schatten so vieler auferstandener und wieder begrabener Hoffnungen immer wieder erweckt, nicht weil er die Sprache seiner Zeit mit ihren großen Schlagworten der Kultur und Humanität in der schönsten, sondern in der deutlichsten Form schrieb. Das ist das Geheimnis seiner dauernden Popularität, die den ästhetischen und ethischen Qualitäten des Dichters sonst in keiner Weise entsprechen würde.

Wenn Kant in der Berliner Monatsschrift die Aufklärung „den Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ nannte und den Rat erteilte, insofern die Aufklärung nach und nach bis zu den Thronen hinaufgehen und auf die Regierungsgrundsätze Einfluß haben sollte, die Schreib- und Druckfreiheit zu fördern, so mag er

wohl vornehmlich an Österreich gedacht haben. Als aber Josef II. die Zensurfreiheit erteilte, so dachte er weniger an eine Entwicklung höherer geistiger Kräfte als an eine finanzielle Förderung des österreichischen Buchhandels, da er nur für die Technik und Mechanik der finanziellen und militärischen Kräfte des Staates Interesse hatte. So kam bald ein recht grober materieller Geist zur Herrschaft, der den Verstand nur auf seine Nützlichkeit ausbeutete. Sinn für wahre Poesie war nicht vorhanden trotz der Unmenge der Schriftsteller, die die Zensurfreiheit hervorbrachte. Die besseren Geister unter ihnen fühlten selbst, wie wenig ihnen dieses Danaergeschenk der Zensurfreiheit nützte und in welchem Sinne der Kaiser ihre geistige Tätigkeit ausbeuten wollte. So klagte auch einer bestürzt: „Die Literatur würde in Österreich noch ganz andere Fortschritte machen, wenn es Seiner Majestät gefiele, wertvollen literarischen Leistungen irgendein Zeichen des Beifalls zu geben. Regierungsanstalten allein machen die Fürsten nicht unsterblich. Augusts Regententaten sind samt seinem Reiche zu nichts geworden, aber noch lebt er im Horaz als Freund der Musen."

Alle Literatur um ihrer selbst willen war Josef II. eitle Spielerei [1]) und wie geringschätzig er selbst vom geistigen Eigentum dachte, das ihm nur eine Handelssache wie jede andere schien, beweist seine Stellung zum Nachdruck [2]). Nicht der geistige, sondern der materielle Aufschwung, der Buch-

[1]) Vgl. Josefs Brief an van Swieten (1780), worin er sich über die literarischen Majestäten lustig macht: „. . . meine Zeit hat mir nie erlaubt, Epigramme zu machen und Vaudevilles zu schmieden. Ich habe gelesen, um mich zu unterrichten, ich bin gereist, um meine Kenntnisse zu erweitern und indem ich die Gelehrten unterstütze, erweise ich ihnen einen größeren Dienst, als wenn ich und einer derselben an einem Pulte Sonette faselten."

[2]) Der Kaiser entschied am 7. Mai 1782 wie folgt: „Wenn alle Potentaten den Nachdruck verbieten, werde er nicht der letzte sein, welcher dem allgemeinen Verbote beistimmt; allein ebensowenig wolle er, so lange diese idyllische Zeit noch auf sich warten läßt, der einzige sein, welcher,

handel, wurde dadurch gefördert. Schuld war, daß der Kaiser die Aufklärung nicht aus den Händen des Philosophen, sondern des Bureaukraten empfing. Bureaukraten waren die Förderer der Aufklärung, und mit ihnen zog der Kaiser aus allen Bestrebungen nur den klein berechneten Staatsprofit. Daß dabei den schönen Wissenschaften die kläglichste Rolle vorbehalten war, läßt sich ausmalen, wenn man bedenkt, daß diese sicherlich den geringsten Nutzen schaffen, wenn sie, statt um ihrer selbst willen, nur wegen des Staatsbedürfnisses geduldet und betreut werden.

Es ist klar, in welcher Weise sich nun die deutsch-österreichische Literatur dieser Zeit entwickeln mußte. Die Schriftsteller mußten den materiellen Geist erfassen, damit sie sich vernehmlich machen konnten, der Kaiser hatte sie an das Mäzenat des Volkes gewiesen und das bedeutete in dieser Zeit ein Herabsteigen der Literatur zur Journalistik. Die hohe Dichtungsart, die Klopstocksche Ode und ihre Vertreter, die Barden, verschwanden, das Flugblatt, die Broschüre trat an ihre Stelle, der Geist der Antike, der am ersten berufen gewesen wäre, einen Weg zur Kultur und Humanität zu bahnen, wurde mißachtet, die alten Klassiker wurden mehr als Ballast denn als Hilfsmittel im Kampfe gegen Zopf und Jesuitismus empfunden; Blumauers Travestie macht das deutlich genug. Nur in jenen Tagen wohlfeiler Oberflächlichkeit konnte man aus dem Kopfe eines Ilioneus Stockgriffe drechseln.

Die Literatur dieser Tage wurde der getreue Ausdruck der Lebensanschauungen jener Zeit, die, zwischen Genuß und Erwerb geteilt, das innere Leben des Menschen durch Mangel an Grundsätzen und Verflachung der Gesinnung ersterben

---

‚um den Dichtern eine Losung zuzuwenden‘ (nach Meynert mit dem Beisatz, ‚um von ihnen besungen zu werden‘), seinen Unterthanen einen einträglichen Erwerb entzieht. Es hätte daher bei der früheren Anordnung (v. Jänner 1781) sein Bewenden." (Vgl. C. v. Hock, Der österr. Staatsrat. Wien 1879, pag. 299.)

ließen. Die Hauptaufgabe der Literatur war somit, sich in den Tagesdienst zu stellen, große wissenschaftliche Zwecke lagen ihr fern, fern lag es der Redefreiheit, ihr ein moralisches Übergewicht im Staate zu verschaffen, nur die öffentliche Meinung verstand sie in fortwährende Bewegung oft nur für kleinlichen Partikularismus zu setzen, sie unterstützte die Kannegießerei und die bescheidene Revolution des Spießbürgers, der mit der Regierung gegen die Geistlichkeit loszog, war aber vor dem Absolutismus machtlos. So konnte jene Zensurfreiheit, der Kant so schöpferische Kraft und Bedeutsamkeit zuwies, unter Josef II. keine echte und dauernde Frucht zur Reife bringen.

Gerade die gemeine Nützlichkeit war es, die die „ewigen" Werke verhinderte, sie verbrauchte sich ihrer Bestimmung gemäß im Tage, in der Zeit und nur der positive Nutzen war der Maßstab, den man auch an ein Werk der Literatur anlegen sollte. Dieser dürre Nikolaismus kommt bei einer Broschüre L. A. Hoffmanns zum Ausdruck, der schreibt: „. . . gerade so ist der Mann, der auch nur ein Blatt voll Wahrheit geschrieben hätte, wodurch irgendein Irriger zurechtgewiesen, ein Zweifelnder beruhigt, ein Verläumdeter gerechtfertigt worden wäre, ungleich schätzbarer, vor das gemeine Beste ungleich nützlicher als ein rüstiger Schreiber, der hinter seiner Geniebibliothek auf dem Gerüst steht und dem gaffenden Hauffen für sein Geld und seine verschwendete Zeit Geniespaß und Originalkraftwerk vormacht." Es galt somit allein die selbstverständliche Prosa gegenüber der gemütsreichen Erfindung des Genies. Es war das der Exzeß des Verstandes, da dieser so lange unterdrückt worden war und mit dem man nun, da er frei war, alles bewältigen wollte, wie man früher allein an das naive Gemüt appellierte. Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes gab es unter den josefinischen Aufklärungsschriftstellern nicht, da Dichtung mit Erdichtung verwechselt wurde. Es waren Verstandesschriftsteller um jeden Preis, die mit

den groben Mitteln des Journalismus arbeiteten. Der Augenblickserfolg entschied, mit ihm nahm man alle Inkonsequenzen in den Kauf, die sich bei dieser Tendenzschriftstellerei von selbst einstellten.

Die Tendenz herrschte in Form und Inhalt vor. Selbst die Erstdrucke von Zeitgedichten gingen als Flugblätter mit den übrigen Broschüren aus. Alles nahm die Form der Tagesschriftstellerei an, es war Gelegenheitsdichtung, aber im schlimmsten Sinne des Wortes. Mit dem Tag gingen die Tausende von konfusen Gelegenheitsschriften und tendenziösen Zeitbroschüren unter; das Treiben dieser Autoren hat Blumauer selbst launig und ironisch genug geschildert, um sich freilich selbst wenig mehr als in der Form über sie zu erheben. In der Idee blieb auch er als Bedeutendster mit ihnen eins. Was man bei allem loben muß, das ist der gute Wille und der Mut der Initiative, den neuen Geist zu erfassen. Aber so wie als Wissenschaft in der josefinischen Zeit gerade die Medizin blühte, so betrachtete man auch Dichtung und Schriftstellerei als Arznei gegen die Schäden eines alten Systems. Gewiß war auch das für Österreich in jener Zeit genug Kulturarbeit, und man würde es um so mehr schätzen, wenn man von mancher Selbstüberhebung jener Tage nicht abgestoßen würde, die bescheidenen Grenzen, die jener journalistischen Literatur gezogen waren, nicht verkannt und wohl beachtet hätte, daß damals die Dichtung in Österreich nicht die Wurzel, sondern die Frucht der Aufklärung war.

Alle diese Erscheinungen der österreichischen Aufklärungsliteratur treten natürlich bei einem ihrer Hauptvertreter, Alois Blumauer, in der ausgesprochensten Weise hervor und haben ihn für die Zukunft zum Typus dieser josefinischen Literatur geprägt. Blumauer ist auch, wie kein anderer Schriftsteller, der Josefiner comme il faut, vielleicht gerade weil er es weniger dem Charakter nach, denn es ging in dieser Zeit nichts tief, als der Form nach war. Auch sonst ist sein

Schaffen rein äußerlich mit der Regierungszeit des großen Volkskaisers verbunden. Blumauers erste Gedichte erscheinen mit dem Regierungsantritt Josefs II. und mit dem Tode des Monarchen war auch die literarische Tätigkeit dieses Heroldes der Aufklärung völlig erloschen. Seine Muse gedieh eben nur in einer bestimmten Zeit und unter bestimmten Umständen, sie stand nicht über der Zeit und sagte daher einer nächsten Zeit in ihren Äußerungen nicht mehr als ein historisches Dokument.

Auch rein formell äußerte sich bei Blumauer bereits ein charakteristischer Umschwung. Er gab das Zeichen zum Abfall von dem Pathos der Ode, das einer populären Wirkung, die allein in den Absichten dieser Tendenzdichter gelegen sein konnte, entgegenstand. Blumauer hat ein einziges-mal, gleichsam als letzte Höflichkeit und charakteristischer-weise für Klopstock selbst seine Stimme in einer Ode er-hoben. Ihm schwebte für seine Zwecke gewiß eine populäre Dichtungsform in der Art der Volkslieder vor, um deren Gestaltung er, wie man deutlich sieht, ringt, die ihm aber in Ermanglung von Energie, wahrem Fleiß und Genie zugleich nie rein gelingt. Er dachte vielleicht an die französischen Chansons, wie sie später ebenfalls für tendenziöse Zwecke, aber unendlich genialer in ihrer leichten packenden Art Béranger gestaltet hat, in dieser Zeit riß aber Bürger die Massen in seiner Art, die zündend zu wirken verstand, hin. Ihm schloß sich denn auch Blumauer, der nicht auf eigenen Füßen zu stehen vermochte, begeistert an, und was ihm an romantischer Ironie und sinnlicher Lebensauffassung dort noch fehlte, nahm er bei Wieland; freilich hat er auch manches mißverstanden, wie seine Balladen beweisen.

Es ist klar, daß Blumauer in seiner ganzen Art, das Volk durch blendende Phrasen zu gewinnen, den französischen Aufklärungsschriftstellern mit Voltaire an der Spitze zuneigte. Es handelte sich für ihn mehr darum, daß die Massen ober-flächlich dem Geist der neuen Zeit durch seine Arbeiten zu-

getan wurden, als daß er sich selbst in diesen vertieft hätte. Während die Bardendichter früher mit Denis an der Spitze sich in einem engen Kreise bewegten und in ihrer Dichtungsart ein nationales Gepräge trugen, erweiterten sich bei Blumauer die Stoffe demgemäß und ließen einen kosmopolitischen Geist erkennen, der freilich manchmal mit dem Partikularismus des Österreichers in einen seltsamen Konflikt geriet. Blumauers Vorzüge liegen denn auch hauptsächlich in jenem willigen, wenn auch oberflächlichen Anschluß an das sogenannte „philosophische Jahrhundert“ und in seiner Propaganda der josefinischen Ideen, was ihn freilich keine großen Opfer kostete. Bei dem ersten Widerstand zog auch er, wie so viele seiner Kollegen, sich resigniert zurück und so glänzend sich sein Talent im Angriff äußerte, so schlecht bewährte es sich in der Verteidigung; er war auch darin ein echter Österreicher, der an einem Tage einen Gegenstand begeistert aufnehmen und nachlässig fallen lassen konnte.

In seinen Vorzügen und Fehlern bot auch Blumauer das getreue Spiegelbild seiner Nation, er besaß eine gute Portion Optimismus, der sich mit Witz über die schlimmsten Situationen hinwegsetzte, oft freilich in Zynismus ausartete und sich so, wohl oder übel, mit allen Lagen abfand. Energie und Fleiß fehlte allen seinen Arbeiten, denen immer etwas Unfertiges, Dilettantisches anhaftet, wie denn auch sein Hauptwerk ein Torso geblieben ist. Er ging mit Unlust an die Arbeit, wenn sie einen gewissen Ausbau, eine Vertiefung erforderte, aber bei augenblicklicher Eingebung, durch das Ereignis eines Tages veranlaßt, gelang ihm oft spielend ein einschlagendes Werk. Obwohl Blumauer, schon durch freimaurerische Einflüsse bewogen, sonst gern den Kosmopoliten spielte und über die engen Grenzen des alten Österreichs hinausstrebte, blieb er doch im Grunde ein kleinlicher Partikularist, der sich voll Lokalpatriotismus gegen fremden Tadel über heimische Unsitten, so sehr er sie selbst verspottete, auflehnte. Auch die Welt- und Lebensanschauung Blumauers

war keineswegs eine vertieftere, er erhob sich in diesem Sinne nicht viel über jene eines Wiener Spießbürgers und das Wort Friedrichs des Großen: „Alles wohl erwogen, ist es für jedermann wichtiger, gut zu verdauen, als das innere Wesen der Dinge zu erkennen", war ihm stets das Leitmotiv bei allen seinen Werken. Aber gerade dieser grobe Materialismus, den Blumauer mit seinen Genossen an die Stelle philosophischer Durchbildung und nationaler Entwicklung setzte, und die Schlagworte seiner Zeit, insofern sie noch heute ihre Gültigkeit haben, verschaffen dem Dichter noch jetzt eine kleine Unsterblichkeit.

* * *

Johann Alois Blumauer[1]) wurde am 21. Dezember 1755 in der oberösterreichischen Stadt Steyr im Hause in der Enge Nr. 123 (nun Nr. 2) als Sohn eines Eisenwarenhändlers Melch. Friedr. Blumauer geboren[2]). Er wurde von Jugend auf mit einem Bruder[3]) für den geistlichen Stand

[1]) Über Blumauer besitzen wir bis jetzt die umfangreiche Monographie von „P. v. Hoffmann-Wellenhof, Alois Blumauer ꝛc. Wien 1885 (ich zitiere H. W.)", dann die Artikel bei Wurzbach und Goedeke, schließlich Griesebachs Einleitung zur travestierten Äneis (1872). Die Arbeit Hoffmann-Wellenhofs ist in literarhistorischer Beziehung wohl abschließend, dagegen sind alle die genannten Arbeiten in biographischer und bibliographischer Hinsicht vielfach zu ergänzen, was im folgenden hauptsächlich geschehen soll. Sonstige gedruckte und ungedruckte Quellen sind am jeweiligen Orte verzeichnet. Leider ist sehr wenig handschriftliches Material über Blumauer bekannt, Briefe von seiner Hand fast gar keine (einige wenige in der Wien. Hofbibl., Stadtbibl. u. in Berlin). Von Porträten ist außer den bei Wurzbach verzeichneten mir noch eine Silhouette von Löschenkohl im „Österr. Nationaltaschenkalender für 1789" bekannt geworden, auch in „Börner, Auktionsktlg. Nr. 82" (pag. 102) war ein Stammbuchblatt Bl.'s mit seiner Silhouette angekündigt, vielleicht identisch mit jener, die Marie Born in einem Briefe als nicht getroffen erwähnt (vgl. Keil, Wien. Freunde, pag. 39).

[2]) Taufschein bei H. W., pag. 12, die Familie stammte aus Blumau bei Mölln, auch die Vorfahren waren Eisenhändler.

[3]) Dieser Bruder erscheint unter verschiedenen Namen, vielleicht waren es auch zwei Brüder. H. W., pag. 13, nennt ihn Josef, der als

bestimmt und soll nach Familienpapieren (s. auch „Aus dem Reich d. Todten. Neuwied 1803, Nr. 86, pag. 687") das Jesuitengymnasium seiner Vaterstadt absolviert haben. Darauf trat er in Wien bei St. Anna in den Jesuitenorden (vgl. „Aus d. Reiche d. Todt., 1803, Nr. 86, pag. 687" und „Vier Oden in der Affaire wegen der Ode Klopstocks, 1782"), dem er aber nur noch ein Jahr als Novize bis zu dessen Aufhebung (1773) angehörte. Das Pamphlet „Blumauer travestirt von Bockornius, 1784, pag. 38" verspottet ihn wenigstens als „geklemmten Ex-Novitzen". Nach dem Austritt aus dem Jesuitenorden versinkt Blumauers Leben beinahe in ein vollständiges Dunkel. Zuerst soll er bei verschiedenen Klöstern um Aufnahme gebeten haben, und nachdem ihm diese von St. Florian[1]) verweigert worden war, soll sie ihm in Kremsmünster gewährt worden sein[2]), wo er nun einige Jahre zubrachte. Alle diese Angaben erweisen sich indessen wohl als falsche und wir können einer anderen Quelle (s. Aus d. Reiche d. Todt., 1803, Nr. 86, pag. 687), die ihn in dieser Zeit seinen Lebensunterhalt „durch Informieren mehrere Jahre hindurch" in der Hauptstadt selbst erwerben läßt, mit größerer Sicherheit folgen.

Hofmeisterei oder eine Sekretärsstelle waren ja in dieser Zeit gewöhnlich die ersten Versorgungen solcher verunglückter

---

Kapuziner in Linz den Namen Guntram führte und als Pfarrer in Maria Trenk (sic!) gestorben sein soll (1818). Im Pränumerantenverzeichnis zur Gedichtslg. v. 1787 erscheint ein H. Wulfram Blumauer, Kaplan in Linz, und die Verlassenschaftsabhandlung Blumauers (Arch. d. Land.-Ger. in Zivilſ. zu Wien 1198 ex 1798) nennt als Haupterben Wolfgang Blumauer, Pfarrer in Marchtrenk.

[1]) Dieses Kloster kommt in der Äneis (Wien 1785, II, pag. 59) allerdings sehr schlecht weg.

[2]) S. H. W., pag. 13, woselbst sicher mit Recht diese Angaben bezweifelt werden. „Blumauer travestirt von Bockornius &c., pag. 34", schreibt allerdings: „Hätte man nur diesen Frevler nie aus dem Kloster gesprengt, so wäre er doch itzt stiftmäßig bei den Barmherzigen", was sich aber auch auf Blumauers Noviziat bei den Jesuiten beziehen kann.

Existenzen, wie sie die Exjesuiten waren, und von dort aus suchten sie sich die nötige Protektion zu erwerben, um ein sicheres Amt zu erhaschen. Jedenfalls war Blumauers Lage damals eine sehr prekäre, denn der allerdings sehr hochmütige Alxinger schreibt am 3. Juli 1787 an Nicolai über Blumauer folgendes: „Asperius nihil est humili dum surgit in altum; welches sehr natürlich ist. Er hat von Jugend auf unter der letzten Klasse der Menschen gelebt und weder Gelegenheit noch Lust gehabt, sich abzuschleifen. Vor drei Jahren war er noch gar nicht présentable . . ." [1]). — Fast möchte man auf diese Briefstelle hin dem wütenden Pamphlet: „Blumauer travestirt von Bockorinus, 1784" einigen Glauben schenken, das Blumauer in der Zeit vor 1780 in den demütigendsten Situationen und Lebensstellungen vorführt:

Bald spricht er in Kanzleien zu;
Da mußt' er Dinten rühren.
Bald putzt' er als Bedienter Schuh'
Und lernte Köpf' frisiren.
Itzt schmiert er etlich Reim' zusamm',
Geht um hausiren mit der Kram'
Und trillert Gassenlieder.

Itzt gieng er in Comedien,
Wo er die Lichter putzte:
Itzt sah man ihn in Prater gehn,
Wo ihn ein jeder duzte . . .

Bald tat er etwas zärtlicher
Und spuckte nach Didonen,
Bald wollte er sein Glück vielmehr
Versuchen bei Kanonen;
Damit er einst die Kanonen
Und ihre Recht mit schärferen
Gezeuge fegen lern'te.

Itzt sucht' er als ein Normalist
Ein Brod sich zu gewinnen:

---

[1]) S. Dtsch. Litt. Ztg., 1885, Sp. 1173.

Doch als ein schlechter Katechist
Konnt' er sich nichts verdienen[1]).
Es wußte weder ein noch aus,
Schmarotzte oft von Haus zu Haus
Und schrie: Ora pro nobis.

Ein Sonnenfels, der große Mann,
Denn er weißt (sic!) alles besser:
Nahm sich des armen Tröpfgen an,
Und machte ihn bald größer.
Hier legte er den wahren Grund
Zu seinem Glück — — von Stund zu Stund
Sah man ihn aufgeklärter.

Inwieweit wir dieser gehässigen Darstellung, die Blumauer bald als Schreiber und Bedienten, bald als Gelegenheitsdichter und Winkeladvokaten, schließlich als Schullehrer[2]) vorführt, Vertrauen schenken dürfen, läßt sich wohl schwer entscheiden, jedenfalls setzte der Pamphletist des Dichters Tätigkeit in dieser Zeit als Sekretär oder Hofmeister nur um einige Grade herunter. Daß Sonnenfels sein Protektor war, könnte wohl möglich sein, indessen war Blumauers Verhältnis später zu diesem kein gutes[3]), dagegen gehörte der jüngere van Swieten entschieden zu des Dichters Gönnern. An ihn wandte sich der Dichter später noch öfters brieflich[4]), um ihm jüngere Talente zu empfehlen. Als im Frühjahre 1780 van Swieten zum Behufe der Verfassung eines neuen Katalogs sämtlicher in der Hofbibliothek vor-

---

[1]) In der Anmerkung steht: Der Himmel behüte unsere Jugend vor so einem Schulmeister.

[2]) Vereinen ließen sich ja manche dieser Berufe; so war der populäre Gassenhauerdichter dieser Zeit J. D. Hanner Schulmeister, Schreiber, Gelegenheitsdichter und — Mesner.

[3]) Vgl. Alxingers Pamphlet: „Die Musen in Wien auf dem Salzgrieß, 1785, pag. 8.": „Wo (blieb) Blumaurus und Alexingerus, die Witz und Talente oft mißbraucht und den Herrn (d. i. Sonnenfels) in seinem Gesalbten beleidigt? Glanzberg (= Sonnenfels) schätzte sie alle der Auserwählung nicht würdig . . ."

[4]) Vgl. Blumauers Briefe i. d. Wien. Hofbibl.

handenen Druckwerke eine allgemeine Beschreibung derselben anordnete, waren die Beamten nicht imstande, diese Arbeit allein zu unternehmen, daher wählte er noch andere in der Literatur bewanderte junge Männer als außerordentliche Mitarbeiter für die Dauer dieses Unternehmens aus, darunter auch unseren Blumauer [1]). Damit war dieser, in welchem man sicher den Freund einer fortschrittlicheren Richtung bereits erkannt hatte, vorläufig untergebracht [2]).

Noch in demselben Jahre trat Blumauer zum erstenmal als Dichter in die Öffentlichkeit, und zwar als Theaterdichter. Das Wiener Burgtheater brachte am 18. November 1780: „Erwine von Steinheim [3]). Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen" zur ersten Darstellung [4]), und zwar nicht ohne allen Erfolg. Dieses Stück, ohne jegliche Originalität, selbst mit wenig Bühnenkenntnis geschrieben, ist einer jener zahlreichen Ableger des Ritterstückes, das durch den Erfolg des „Götz" hervorgerufen wurde. An falscher Rührseligkeit und Unnatürlichkeit wetteifert Blumauer in diesem Stück mit Kotzebue, ohne aber dessen rein theatralischen Fähigkeiten auch nur im geringsten zu erreichen. Wenn Schulz in seiner „Literarischen Reise rc. 1784, 4. Hft., pag. 13" behauptet: „Als Theaterdichter hat sich Blumauer . . . vortheilhaft gezeigt und wenn er dieser Dichtungsart seinen ganzen Fleiß schenken wollte, so würde er in kurzer Zeit auch in diesem Fache . . . seine Stelle rühmlichst behaupten", so befindet er sich in einem Irrtum.

---

1) S. Mosel, Gesch. d. k. k. Hofbibl. zu Wien, 1835, pag. 168.

2) Außer van Swieten dürfte wohl Born, einer der Führer der österr. Freimaurer und Aufklärer, Blumauer hervorragend unterstützt haben (vgl. spät.).

3) Wien, 1780, 8°; ibid. 1793, 8°; wieder abgedruckt im k. k. Nationaltheater, V. Bd., und in den sämtl. Werken, VIII. Bd.

4) Das Stück war vom Theaterausschuß des Burgtheaters mit einem Preis ausgezeichnet worden.

Schon den Stoff[1] des Dramas entnahm Blumauer einer gleichnamigen Erzählung, und so wies das Drama auch die meisten Fehler einer solchen Bearbeitung auf, wie undramatische Episoden, Längen, eine papierene Sprache 2c. Die Handlung ist äußerst dürftig und von Blumauer mit Mühe auf fünf Akte verteilt worden. Erwine von Steinheim, deren Gatte Urach bei den Kreuzzügen verschollen ging und allgemein für tot gehalten wurde, wird von ihren Verwandten gezwungen, dem Grafen Henneberg ihre Hand zu reichen. Sie läßt sich aber nur zur Verlobung herbei. Der totgeglaubte Urach kommt inzwischen zurück und fordert den Nebenbuhler in blinder Wut heraus, indem er den rührenden Schmerz Erwinens nicht achtet. Im Zweikampf fällt nun Urach, obwohl ihn Henneberg schonen will, auch Erwine wird über der Leiche Urachs wahnsinnig und stirbt. Der Vater Erwinens reicht indessen Henneberg, der durchwegs als edler Charakter erscheint, versöhnungsvoll die Hand.

Dieser Vorgang, dem jede psychologische Vertiefung fehlt, die ihn allein interessant machen würde, ist durch allerlei Tiraden bedeutend aufgebauscht; abgesehen von den traditionellen Zügen des Ritterstückes erweist es sich schließlich als eines der wenigen literarischen Produkte Österreichs, die unter dem Einflusse der Sturm- und Drangzeit stehen, was sich namentlich in der Gegenüberstellung des leidenschaftlichen Brausekopfes Urachs und des festen männlichen Hennebergs äußert. Der ganze Konflikt des Dramas wird nur um so gezwungener und lächerlicher, als Blumauer vor der theresianischen Zensur seine Verbeugung machte und es nicht, wie in der Erzählung, zur wirklichen Bigamie kommen und Erwine sich mit Henneberg nur verloben ließ. Man kann Urach

[1]) Vgl. dtsch. Lit.-Ztg. 1885, Sp. 1173 f., wo R. M. Werner noch andere Quellen für diesen Stoff angibt, darunter Abrahams a S. Clara, Heilſ. Gemisch-Gemasch.

nur für einen Narren halten, wenn er über diese Verlobung allein in Raserei gerät, nicht aber für einen tragischen Helden; das ist die Unglücksgeschichte eines Zufalles, der nicht aus einem wirklichen tragischen Konflikt herauswächst.

Die Wiener Kritik begrüßte das Werk im allgemeinen mit großem Wohlwollen[1]), sogar der ausgezeichnete Dramaturg Schink widmet dem Stück eine liebevolle Studie[2]) und nennt es „ohne allen Streit eines der beträchtlichsten Produkte, die Wien jemals in der tragischen Gattung hervorgebracht hat", doch findet auch er in dem Original einige ausgezeichnete Züge, die Blumauer unbenützt ließ. Wir können uns dem Urteil Schinks nicht anschließen, und glauben den „Bemerkungen über das Londoner, Pariser und Wiener Theater. Göttingen 1786, pag. 251" recht geben zu können, die die „Erwine" kurzweg ein „schales Stück" nennen. Es fehlte jedoch auch nicht an schärferen pamphletartigen Angriffen von Wiener Schriftstellern. So schrieb ein „Epilogus"[3]) zu der Standrede nebst einigen freundlich gesinnten Ermahnungen an den Verfasser derselben: Wien, Trattner: „Diese Erwine von Steinheim kann man nur, in so ferne, als ein mittelmäßiges Trauerspiel betrachten — als es das Werk eines Anfängers ist! — es ist nichts als dialogirte Geschichte — Sprache und Charakter übertrieben, und wenn Shakespeare darinne zu tadeln wäre, daß er die Natur zu getreu schilderte — so wär's hier, daß — alle Sehnen zu gespannt sind! — Der vierte und fünfte Akt gehören gar

---

[1]) Vgl. Meine Empfindungen im Theater ꝛc. Wien 1781, I, 5. und 6. Stück: „... eine Blume aus Göthens sonneheißem Kunstboden ..."

[2]) S. Dramaturgische Fragmente. Graz 1782, 3. Bd., pag. 761.

[3]) Vielleicht die Erwiderung auf: „Der Dichter in Zügen. Eine Standrede an die matten Trauerdichter in einer gereimt prosaischen Erzählung. Mit 1 Kpfr. Wien 1781. 8°. (Wien. Stadtbibl.)"; worin die dilettantischen Dichter, die den Tod Maria Theresias besangen, verspottet werden.

nicht zum Stück — überhaupt das ganze Stück verräth, daß Sie eines Shakespeares Gedanken nachahmen wollten — seinen Geist aber nicht erreichen werden!" — Obschon diese Kritik zutreffend ist, scheint sich für Blumauer ein Verteidiger gefunden zu haben, denn wohl der Verfasser des „Epilogus" unter anderem folgendes in einer Broschüre: „An den Rezensionskrämer in Wien. Von J. F. Sch — — (Schmidt?) Wien 1781, 8°. pag. 5" erwidert: „Was haben denn der große Herr Verfasser dem Epilogisten widerlegen können? Daß Blumauer nicht der Verfasser sey? Das that Blumauer schon in der Realzeitung. Daß Erwine von Steinheim kein gutes Stück sey? Da verräth er wahrlich einen großen Kenner, zwar er schreibt ja Rezensionen, und da ist man alles! — Also daß Eberl den Steigbiegel halten müsse? Da sieht man wieder eine schulknabenmäßige Erhebung! Blumauer und Shakespear. Der Herr Auth. muß noch nicht lange die Rhetorik verlassen haben — da er so treffliche Hyperbeln zu machen weiß, einen Blumauer und Shakespear. Ha! ha! ha! — Und endlich es ist noch immer beßer, den Steigbiegel zu halten, als ungeschickt zu galoppiren, und den Hals zu brechen! — Daß Blumauer mit einem Trauerspiel debütirte! — Hm! vielleicht hätte er wohl auch mit seinen Gedichtchen debütirt, hätte nicht der mächtige Arm seines Mäzenatens, seinem Kripel auf die Bühne geholfen." — Es scheint, als ob Blumauer in einem Herrn Eberl[1]) einen Mitarbeiter gehabt hätte; der Mäzen dürfte jedenfalls van Swieten gewesen sein. Blumauer selbst gelangte wohl zur Überzeugung, daß er zum Dramatiker kein Talent hatte, und es blieb bei diesem ersten und letzten Versuch, obwohl der „Allg. Theater-Almanach vom Jahre 1782, Wien, pag. 167" schreibt: „A. Blumauer, homme de lettres, Erwine von Steinheim, Wiener Preistrauerspiel, arbeitet an einem neuen Trauerspiel."

---

[1]) Welcher? Anton Bernh. oder Ferdinand Eberl?

Bald darauf erschien Blumauer auch als Lyriker. Der Tod Maria Theresias, der den Abschluß eines alten Systems bedeutete, rief eine ungeheure Menge von Gedichten und auch Dichtern in das Leben, die dieses Ereignis meist im Hinblick seiner Bedeutung für die anbrechende neue Zeit besangen. Auch Blumauer trat charakteristischerweise bei diesem Anlaß zum erstenmal mit zwei Gedichten hervor, die allerdings weniger tendenziös gehalten sind als die meisten anderen dieser Gelegenheitsgedichte, aber dennoch schon manches Licht auf die spätere Entwicklung des Dichters werfen. Vor allem ist in beiden Gedichten der Einfluß des Bardentums, das in Österreich bisher allmächtig war, gänzlich verschwunden, es sind dies keine bombastischen Oden mehr, sondern gereimte Gedichte in einer natürlichen Sprache. Und niemals erfolgte bei Blumauer ein Rückfall in diese gänzlich in Manier erstarrte Dichtungsart, wiewohl auch bei dem Tode der Kaiserin noch genug junge Barden auftauchten. Blumauers Gedicht: „An die selige Kaiserinn. Wien, 1780, 8⁰ (Wien. Stadtbibl.)" erhebt in schlichter Weise die Vorzüge der Toten als Gattin und Mutter, eine Seite, die die übrigen Dichter außer acht ließen, und geht der politischen Bedeutung dieses Ereignisses aus dem Wege. Von den vielen hundert „Leichengedichten" auf Maria Theresia sticht Blumauers Gedicht noch immer vorteilhaft ab, was freilich sonst nicht viel besagen würde [1]). Gegen den sterilen Dilettantismus dieser Gelegenheitsdichter aber wandte sich Blumauer in einem anonym erschienenen Gedicht: „Beytrag zu den Leichengedichten auf den Tod Marien Theresiens. Wien 1780. 8⁰ (Wien. Stadtbibl.)", das die satirische Seite, in welcher der Dichter später glänzen sollte, bereits zum Ausdruck brachte [2]).

---

[1]) S. Rezension aller poetischen und prosaischen Stücke auf den Tod Marien Theresien. Wien 1781, pag. 32, Lob des Gedichtes.

[2]) Ibid., pag. 33. „Der Verfasser hat in dieser Satir auf die Poetlein so viel zum Lobe Theresiens mitbegriffen, als noch in allen Leichengedichten und Trauerreden enthalten ist, die Versart ist sehr

Weniger gelungen erscheint hier die Versart, die auch unter langatmigen Perioden leidet. In dieser Satire kommt Blumauer ebenfalls auf die kulturpolitische Bedeutung der abgeschiedenen Fürstin zurück.

Die satirische Ader des Dichters zeigte sich bald darauf abermals in einigen literarischen Polemiken, die wieder hauptsächlich gegen die dilettantischen Dichter und sogenannten „Broschürenautoren“ gerichtet waren, die der josefinische Zensurerlaß über Nacht zu Hunderten zeitigte. In dem ebenfalls anonym erschienenen „Lob- und Ehrengedicht auf die sämmtlichen neuen schreibeseligen Wienerautoren. Wien 1781, 8⁰ (Wien. Stadtbibl.)“ hatte Blumauer bereits den richtigen Ton gefunden, dergleichen nichtige Angelegenheiten mit amüsantem Spott zu behandeln. Dieses Gedicht gehört sicher zu seinen launigsten Produkten, indessen der poetische Wert ist sehr gering und es ist im besten Falle ein gereimtes gutes Feuilleton [1]). Denselben Stoff in äußerst gelungenen Knittelversen behandelt der Dichter später in „Die Wiener Büchelschreiber nach dem Leben geschildert von einem Wiener. Wien 1784, 8⁰“ [2]). Daß diese traurigen Tagesschreiber und Bettel-

---

künstlich und dabei doch ungezwungen und fließend, auch für den Stoff sehr passend.“

[1]) Die Allg. dtsch. Bibl., Bd. 48., pag. 612 ff., ist von dem Gedicht ganz begeistert und schreibt es Riedel oder „einem sehr guten Dichter“ zu.

[2]) Das Gedicht erschien zuerst im „Deutsch. Museum, Sept. 1783, pag. 281 ff., sodann 1784 im Einzeldruck, vgl. Post v. Wien, 1784, pag. 156; danach soll das Gedicht auch unter einem Nachdruck: „Die berüchtigten Werktagsschreiber in Wien, hic: der Thurmwächter, haec: die Wochenschrift Lohn und Peitsche, hoc: das Wienerblättchen ꝛc. ꝛc. Von Kaspar Richter. Wien, 1784. 8⁰“ erschienen sein. Diese Ausgabe zog zwei andere Pamphlete nach sich, betitelt: „Satirischer Kontratanz mit Kaspar Richter, dem berühmten Dichter, das Stück für Stück 5 Kreuzer, Werklein hic, haec, hoc, taktmäßig verfaßt von der Gesellschaft des thurmwächterischen Wochenstücks, der Wochenschrift Lohn und Peitsche und des Wienerblättchens. Wien 1784, 8⁰ (Wien. Stadtbibl.)“ und „Der

poeten, denen kein Ding zu schlecht und dumm war, um nicht journalistischen Raubbau damit zu betreiben, sich blutig getroffen fühlten, sollte Blumauer in giftigen Pamphleten gegen ihn selbst später spüren.

Die traurigen Resultate der vielgerühmten josefinischen Zensurfreiheit, die dem Ausland so vielen Stoff zum Spotte lieferten, da die deutsch-österreichische Literatur unter den in 18 Monaten erschienenen 1172 Schriften nicht ein einziges bedeutendes Werk, nur unsinnige Scharteken und häßlichen Klatsch, literarisches Gezänke lieferte, gaben auch Blumauer Anlaß, die neuen literarischen Verhältnisse in einem Aufsatze: „Beobachtungen über Österreichs Aufklärung und Literatur. Wien 1782, 8° (Wien. Hofbibl.)[1]" zu untersuchen. Dabei konnte es nicht ohne Übertreibungen und Ruhmrederei abgehen. Blumauer gab zwar den schlechten Stand der Literatur zu und beklagte, daß die Schriftsteller Österreichs durch so viele unnütze Sudler prostituiert würden, doch ließe dieser Umstand nicht den Grad der Aufklärung erkennen, da gerade die besten Geister in Wien eben nicht schriftstellerisch produktiv wären. Auch ließen diese ihre Arbeiten größtenteils leider im Ausland erscheinen. Dagegen ergeht er sich in einer Panegyrik der Aufklärung und der josefinischen Reformen, wie sie dem damaligen Stand der Dinge, der mehr Bescheidenheit erfordert hätte, nicht entsprach. Selbstverständlich ließ Nicolai, der eifersüchtig über die geistige Überlegenheit Preußens wachte, diese Übertreibungen im Taumel der jungen Begeisterung auf Kosten Norddeutschlands, das Blumauer durch Wien allein schon kulturell überflügelt wähnte, in seinem Organ, der „Allg. dtsch. Bibl. (Bd. 54,

---

Esel in der Löwenhaut oder der eingebildete, prahlerische, thurmwächterische, dumme (nicht satyrische) Kontratänzer. Wien 1784. 8°". Vgl. auch Allg. dtsch. Bibl., Bd. 57, pag. 590 f.

[1]) Zuerst erschienen in der Realzeitung, Wien 1782, pag. 625 ff., 641 ff., 657 ff.

pag. 621 ff.)“ gründlich herabsetzen, ja der Kritiker behauptete sogar boshaft genug, daß er die inzwischen erschienene travestierte Äneis auch unter die entbehrlichen Schriften rechnen möchte.

Der Kulturkampf Österreichs zog nun auch Blumauer immer mehr in seinen Bann und er stellte sein poetisches Talent den josefinischen Ideen und ihren Vertretern vollkommen zur Verfügung. Jeden Tag mußte die römische päpstliche Macht untergraben werden. Als nun Klopstock seine schwungvolle Ode „An den Kaiser (1782)“ erscheinen ließ, da stellte sich ein Anhänger der klerikalen Partei mit einer Ode „Antiphone auf die Ode an den Kaiser von Klopstock. Wien 1782, 8°“ ein, die nur lächerliche Ausfälle der Wut auf Klopstock enthält. Blumauer, der zwar dem Einfluß des Messiassängers bereits entronnen war, fühlte sich mit dessen liberalen Ideen indessen solidarisch und nahm ihn in einer Ode, der einzigen, die er charakteristischerweise und wohl nur als Beweis seiner Achtung geschrieben, in Schutz. Diese schwungvolle Ode, betitelt: „Gegenstück zur Antiphone auf die Ode an den Kaiser von Klopstock. Von Johann Auer“ [1]), enthält bereits das ganze Programm des Kampfes, den Blumauer fortan gegen den Klerikalismus in Österreich, gegen Aberglauben und müßiges Mönchstum führen sollte. Sie zeigte den Weg, der zur travestierten Äneis führte, in welcher Rom dem bittersten Spotte preisgegeben werden sollte. In dieser Zeit des literarischen Pamphlets, das durch die Zensurfreiheit nur gefördert wurde, blieb der Gegenstoß nicht aus. Der Verfasser der Antiphone brach in einer Ode: „Antiphone auf das Gegenstück zur

---

[1]) Vgl. (Behrisch): Die Wiener Autoren, 1784, pag. 14: „Auer Josef (= Blumauer). Man findet seinen Namen unter einer guten Poesie, die mit einer andern zusammengedruckt ist, und beyde führen den Titel: Zwey Oden wider und für Klopstock. Wien u. Prag, v. Schönfeld, 1782, 8° (Wien. Stadtbibl.).“

Antiphone" [1]) in wüste Schmähungen gegen Blumauer aus. Eine Probe genüge, wie er Blumauer apostrophiert. Es heißt da:

> Entmönchter Jüngling, Modepupp', wüthender
> Anbeter und Hebamme der höllischen
> Geburten, die zur Schande Teutschlands
> Schwärmerische Geister in Wien aushecken.

Blumauer geriet um diese Zeit noch mit einem anderen Barden in Streit, doch wissen wir, da die Gedichte verschollen sind, nicht die Ursache dieses Zwistes. Es erschien nach „(Behrisch) Die Wiener Autoren, 1784, pag. 190" eine Ode von N. T. Rösler „An den Barden Blumauer. Wien 1782, 4°", die Blumauer mit einer „Gegenerklärung an den Barden Torquat Rößler. Wien, Gerold, 1782, 8°" [2]) erwiderte. Der Streit scheint ziemlich heftig gewesen zu sein [3]).

Seit dem Jahre 1781 war auch Blumauer berufen worden, den von Ratschky im Jahre 1777 begründeten „Wienerischen Musen-Almanach" im Vereine mit dessen Begründer, den seine Beamtenstellung vielfach an der Redaktion dieses im Anschluß an den Leipziger und Göttinger Musenalmanach begonnenen Unternehmens verhinderte, zu leiten.

---

[1]) Erschienen in: „Vier Oden in der Affaire wegen der Ode Klopstocks an den Kaiser, von dem Verfasser der Antiphone herausgegeben. 1782. 8°. (Enthaltend: 1. Ode Klopstocks, 2. Antiphone, 3. Blumauers Gedicht, 4. Antiphone auf das Gegenstück zur Antiphone.)"

[2]) Vgl. (Geusau), Alphabet. Verzeichnis d. Broschüren 2c. 1782, pag. 5.

[3]) Vgl. Provinzialnachrichten. Wien 1783, pag. 156, „Allg. Bücherjournal v. Wien. Erst. Stück. Enthält literarische Nachrichten ... Sowohl in der Rezension 2c. 2c. als in der Kritik über Hrn. Blumauers Antwort auf Röslers Ode an Blumauer 2c. findet man eine herbe und harte Art, Persönlichkeiten mit Unglimpf und Bitterkeit zu sagen, die der Verfasser selbst für unschicklich hält ... Wer ist, der Herrn Blumauers Antwort für eine Parodie hält, die von Grobheiten, Galle und Haß strotzt? Wer glaubt es, daß er seinem höflichen Gegner Koth ins Gesicht wirft und ihm vorwirft, daß er einäugig sey, wie Seite 11 von Hrn. Blumauer gesagt wird? 2c. 2c."

Mit der Redaktion Blumauers gewann dieser Musenalmanach, der sich die ersten Jahre kümmerlich fortfristete und nur lokal interessierte, ein neues Gesicht, er diente nicht nur zum Sammelplatz der österreichischen Autoren, sondern warb auch über die heimatlichen Grenzen hinaus. Wirklich von Bedeutung war er aber gleichwohl nur für die Österreicher; seit Blumauers Leitung tauchte eine Menge neuer Namen auf, die die Vertreter der älteren Bardenschule allmählich zurückdrängten und besonders die josefinischen Ideen zum Ausdruck brachten. Man kann ihn und die Realzeitung so recht das „Manifest der Josefiner“ nennen; war die Tendenz indessen löblich, so kann man in rein literarischer Hinsicht von seinem Wirken weniger Gutes sagen, es sei denn, daß er den jungen Dichtern erste Unterkunft gab. Es waren hier die richtigen „Sonntagspoeten“ versammelt, bei welchen nur der gute Wille, das österreichische Literaturwesen zu fördern, allein stark und zu loben war, sonst waren sie die nüchternsten Menschen der Welt, die mit dem Verstand allein auch die Poesie meistern wollten. Mit dem Tode des Kaisers verlor der Musenalmanach auch seine sozialpolitische Bedeutung. Die Jahrgänge 1793 und 1794 gab Blumauer mit Leon heraus, um dann die Redaktion niederzulegen. Es erschien nur noch ein Jahrgang dieses Almanachs, der bereits alles Interesse verloren hatte.

Man konnte von den österreichischen Literaten dieser Tage allerdings nicht verlangen, daß ihnen das l'art pour l'art, rein ästhetische Fragen näher liegen sollten als die kulturpolitischen, die ihrem Vaterland einen neuen Aufschwung geben sollten und zu deren Lösung man gröbere Instrumente nötig hatte als zur lyrischen Filigranarbeit. Man war mitten im Kulturkampfe und aller Augen waren begierig auf den Ausgang gerichtet, um so mehr, als Rom sich anschickte, den Kaiser durch den Besuch des Papstes in schwere Verlegenheit zu setzen. Entweder gewann der Papst den Kaiser oder man erhoffte in Rom, was beinahe das schlimmere

war, daß der Heilige Vater als Märtyrer der Kirche zurückkehrte. Wenn der Papst schon eine Kanossafahrt unternahm, so sollte diese nach der Ansicht der Reaktion ein vollständiger Triumph nach jeder Seite werden. Es kam anders. Die Fahrt des Papstes nach Wien wurde tatsächlich ein Kanossa der römischen Politik. Pius VI. erreichte nichts und es gelang ihm nicht, ein unblutiger Märtyrer zu werden, da man ihm als Seelenhirten nichts in den Weg legte. Wohl aber hatten die Aufklärer mit der Freimaurerei im Bunde ihre besten Köpfe aufgeboten, um durch Spott und Gleichgültigkeit den noch immer bezaubernden und gefährlichen Einfluß einer solchen Erscheinung, wie sie dieser päpstliche „Reisende" war, im voraus bei der Menge abzuschwächen. Pius wurde von den josefinischen Schriftstellern, die mit der Regierung solidarisch vorgingen, in einem im allgemeinen anständigen Ton zwar begrüßt, aber nur als Bischof von Rom, und wer besonders geschickt war, stellte ihn mit feiner Ironie und unverhohlenem Mitleid als eine Art Marionette der römischen Politik und Opernfigur des Pöbels dar. In der Tat gelang es den Hunderten von Broschürenautoren, daß er bei den Wienern fast kein anderes Gefühl stärker befriedigte als die Neugierde. Mit hundert feinen, harmlos scheinenden Mitteln travestierte man jede feierliche Stimmung, und die travestierte Äneis nahm von diesen berühmten Wiener Ostertagen bezeichnend genug ihren Ausgang, ihr Held, der herumirrende Äneas, war die Personifikation der lächerlich gewordenen römischen päpstlichen Macht.

Auch Blumauer hatte die Anwesenheit des Papstes in Wien nicht unbenützt vorübergehen lassen. Mit seinen beiden Gedichten: „Prophetischer Prolog an das Publikum auf die Ankunft Pius des VI. in Wien. Von Alois Blumauer. Wien bei Schmidt (zwei Aufl.), 1782, 8°" und „Epilog auf die Abreise Pius des VI. von Wien den 22. April 1782. Von Alois Blumauer. Wien, bei Krauß, 8°" (beide in d. Wien. Stadtbibl.) hat der Dichter sicher zwei Meisterstücke seiner

Ironie geliefert, in welchen er mit begeisterten Worten dem Papst Absichten insinuierte, die natürlich nicht die seinen waren. Er stellte ihn als Friedensmann dar, der kam, um die josefinischen Reformen zu bewundern und entzückt von Josef II. wieder Abschied zu nehmen. Natürlich hatte der Dichter alle Lacher auf seiner Seite und dies ohne jeden mißfälligen Ton, ohne jede Schimpferei. Mit diesen Gedichten hat Blumauer, abgesehen von der Äneis, auch bereits den Höhepunkt als Satiriker erklommen [1]).

Des Dichters Hauptwerk nun, die Travestie der Äneis von Virgil, die bald nach dem Wiener Aufenthalt des Papstes in demselben Jahre (1782) zu erscheinen begann, nahm von diesem sensationellen Ereignis sicher die erste Anregung und wurde auf den Ton der beiden soeben erwähnten Gedichte gestimmt. Blumauer wußte genau, wie er speziell den Wiener für die Aufklärung gewinnen mußte. Es mußte in einer populären Form geschehen, ohne Tiefe und mit sehr viel Spaß. Es handelte sich für Blumauer zuerst darum, einen Stoff zu finden, der mit Rom in Verbindung gebracht werden konnte. Da bot sich Virgils Äneis wie von selbst. Dem Gebildeten war Äneas schließlich auch der Ahnherr der Päpste, derjenige, welcher den Grundstein zur politischen Macht Roms legte. War die Wahl des Stoffes eine glückliche, so konnte die Form, in der dieser behandelt wurde, keine andere sein als eine burleske, um den traditionellen Glorienschein, die Ehrfurcht vor so hohen Dingen gründlich herabzusetzen. Nur die Parodie oder die Travestie konnte dies in einer populären Form besorgen.

Blumauer ließ zuerst nur eine Probe erscheinen, und zwar unter dem Titel: „Die Abenteuer des frommen Helden Aeneas, oder: Das zweyte Buch von Virgils Aeneis. Travestirt v. A. Blumauer. Wien, b. Jos. Gerold, 1782, 8°

[1]) Die allg. dtsch. Bibl. Bd. 51, pag. 585 f., spendete natürlich Lob.

(Wien. Stadbibl.)" [1]), dieser folgte: „Virgils Aeneis. Erstes Buch travestirt. Wien, Kurzbeck, 1783, 8° (Wien. Stadtbibl.)" [2]). Der Dichter verband wohl anfänglich keine großen literarischen Absichten mit diesen Proben, er erklärte in einer kurzen Anzeige in der „Realztg. Wien 1783, I, pag. 29", daß er nur so lange gesonnen sei, damit fortzufahren, als seine Leser belieben werden, darüber zu lachen. Der Erfolg stellte sich bald genug ein, und so erschien der erste Teil des Werkes unter dem Titel: „Virgils Aeneis travestirt. von Blumauer. Wien, Gräffer, 1784, 8°", der die Bücher I bis IV enthielt. Diesem folgten in den Jahren 1785 und 1788 noch zwei Teile, die die Bücher V bis IX enthielten [3]). Damit war das Werk allerdings nicht abgeschlossen, Blumauer hatte mit der Zeit die Lust dazu verloren, und die ganze tendenziöse Veranlagung des Werkes hätte eine rasche Vollendung verlangt, um es vor Veraltung zu schützen. Der Dichter war aber kein fleißiger, ausdauernder Arbeiter und

---

[1]) Auch im Deutsch. Museum, 1782, VIII, pag. 171 ff, IX, pag. 480 ff., und in „Blumauers Gedichten", Wien, 1782, pag. 185 ff.

[2]) Auch im Deutsch. Merkur, 1783, III, pag. 266 ff.; im „Anhang zu Blumauers sämtlichen Gedichten", Wien 1783, pag. 11 ff.; und ein Nachdruck: Frkft. 1783, 8°.

[3]) Der buchhändlerische Erfolg der Äneis war ein ungeheurer. In kurzer Zeit war, so erzählt Kaltenbäck in der österr. Zeitschr. f. Geschichts- und Staatenkunde, Wien 1835, pag. 296 (vgl. auch Polit. Gespräche d. Toten. Neuwied 1794, vom 18. Juli), eine Auflage von 12.000 Exemplaren vergriffen. Wieland soll sich damals geäußert haben, daß er für alle seine Arbeiten keine so bedeutende Summe erhalten habe. Doch dürfte auch Blumauer nicht allzu viel gewonnen haben, denn die Nachdrucker warfen sich mit allem Eifer auf seine Travestie. Es ist mir unmöglich, alle Ausgaben oder vielmehr Nachdrucke derselben anzuführen, hier nur einige: Frkft. u. Lpzg. 1788, 8°; Frkft. 1793, 3 Tle., 8°; Lpzg. 1800, 3 Tle., 8°; Frkft. 1802, 3 Tle., 8°; Königsberg 1824, 4. Aufl., 8°; Lpzg. 1841 mit 36 Skizzen v. Frz. Seitz; Köln 1818, 4. Aufl. 8°; München (herausg. v. Kistenfeger) 1827, 8° und in den sämtlichen Werken (s. spät.) Schließlich herausg. v. E. Grisebach in d. Bibl. d. deutsch. Nationallit. d. 18. u. 19. Jahrh. Lpzg. 1872, 35. Bd.

nur mit Mühe, infolge von Kontrakten, scheint es gelungen zu sein, ihn zur weiteren Ausführung anzuhalten. So schreibt das Wien. Blättchen, 1788, am 28. Jänner: „Herr Blumauer hat nun vor ein paar Wochen den dritten Theil seiner allgemein beliebten Aeneide dem Drucke übergeben und es haben bereits einige Bogen davon die Presse verlassen. Seine langwierige Krankheit war die Ursache der Verzögerung der Herausgabe dieses dritten Theiles. Er läßt davon 6000 Exemplare abdrucken, welche er theils für seine Pränumeranten, theils um die Kontrakte zu erfüllen, braucht, die er in Betreff dieses seines Werkes auf der vorjährigen Leipzigermesse mit mehreren Buchhändlern angestoßen hat.“ Im Jahre 1794 wollte der Dichter endgültig an die Vollendung schreiten, die zugleich mit einer neuen Ausgabe erscheinen sollte. Er schreibt diesbezüglich in den „Polit. Gesprächen der Todten“, Neuwied 1794, vom 18. Juli: „Ich bin willens, meine Aeneis zu vollenden . . .“ Das abgeschlossene Werk sollte in zwei Bänden Gr.-8° mit Kupfern von Chodowiecky erscheinen. Überdies sollten die Besitzer der drei ersten Teile auch den vierten und letzten bekommen. Indessen blieb es bei der Ankündigung. Die Zeitumstände waren nicht günstig, die österreichische Zensur wandte sich gegen das ganze Werk, und Blumauer mochte einsehen, daß die Travestie bereits als Fragment ihren Zweck erfüllt, ihrer Zeit gedient hatte und in ihrer Vollendung nur post festum käme, selbst wenn er frivol oder zynisch genug gewesen wäre [1]), der Travestie eine Wendung zu geben, die den reaktionären Zeitläuften entsprochen, aber auch die einheitliche Wirkung zerstört hätte. Schaber hat in dieser Hinsicht die Äneis charakteristischerweise zu Ende geführt; was dem Licht dienen

---

[1]) Kaltenbäck l. c. erzählt, daß Blumauer die Vollendung im Sinne hatte. Als ihm Leon die eingetretenen Schwierigkeiten entgegenstellte, äußerte er sich lächelnd, daß man sich wohl nach den Umständen richten müßte.

sollte, endete in Finsternis. Für Blumauers literarischen Namen und persönliche Ehre war es vorteilhafter, wenn er rechtzeitig noch zur Besinnung kam und die Vollendung dieser Travestie, die in ihren letzten Gesängen schon platt genug wurde, schließlich unterließ.

Blumauer war nicht der erste, der das etwas pedantische Epos Virgils mit Spott überschüttete, aber entschieden darin der erfolgreichste. Romanen, die engeren Landsleute Virgils, waren unseres Dichters Vorläufer[1]). Die bedeutendste Travestie lieferte Paul Scarron in seinem „Virgile travesti en vers burlesques (1648—1652)“, der aber bereits von einem italienischen Dichter Lalli beeinflußt war; zahlreich waren Scarrons Nachahmer, ohne sich aber zur Höhe des Meisters aufzuschwingen. Scarrons Travestie beschränkt sich indessen darauf, eine rein allgemeine komische Wirkung durch die üblichen Mittel, wie Anachronismen, Übertreibungen, derbe Worte und Kontraste hervorzurufen und hat weiter keine tendenziösen Nebenabsichten. Erst Voltaire mit seiner „Pucelle“ gab der Travestie den Charakter einer Zeitsatire. In Deutschland dagegen nahm die Parodie und Travestie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hauptsächlich durch ein Mißverstehen der spanischen Romanze mit ihrer romantischen graziösen Ironie, die dem derben Deutschen nicht gelingen konnte und unbewußt zur Travestie wurde, einen neuen Aufschwung. Besonders beliebt wurden seit Daniel Schiebeler die Travestien klassisch-mythologischer Stoffe und es versuchten sich darin Geißler, Grahl, Thümmel, Hölty u. a. Neue Nahrung fand die Travestie durch die Aufnahme volkstümlicher Elemente, namentlich der Ballade im Bänkelsängerstile, wie sie der Halberstädter Dichterkreis pflegte. Unter

[1]) Da Hofmann-Wellenhof, l. c., pag. 51 ff., nebst Grisebach in seiner Ausgabe d. travest. Äneis, über diese Vorläufer sich ausführlich ergeht, so bringe ich hier keine unnütze Wiederholung, da die meisten dieser Vorgänger für Blumauers Äneis sicher gar keine Bedeutung haben.

derartigen Balladen glänzte vor allem durch zynische Verve und Witz Bürgers „Europa“ und auch in Österreich fanden sich manche Nachahmer, wie etwa Bretschneider in der „Entsetzlichen Mordgeschichte von dem jungen Werther (1775)“, einem famosen parodistischen Gedicht, und Gottl. Leon in „Anmüthige und züchtige Historia von dem schönen Ritter Engelhardt ꝛc.“ [1]). Natürlich kam in allen diesen Stücken bereits die bewußte Parodie zum Ausdruck.

Schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatte der Straßburger Lizentiat Joh. G. Schmidt eine nunmehr verschollene Travestie der Äneis in Reimen verfaßt und erst im Jahre 1771 bemächtigte sich ein Mitglied des Halberstädter-Dichterkreises, der jung verstorbene J. B. Michaelis wieder des Stoffes der Äneis, um ihn, vielleicht durch Bürgers „Europa“ [2]) angeregt, zu travestieren. Es erschien jedoch nur ein Fragment unter dem Titel: „Leben und Thaten des theuren Helden Aeneas. Erstes Märlein. Halberstadt 1771.“ An dieses Fragment nun schloß sich, stofflich und der Form nach angeregt, Blumauers Travestie an, von welcher ja auch das zweite Buch zuerst im Anschluß an Michaelis' erstes erschien. Übrigens haben wir Blumauers Erklärung selbst in der Nachschrift zu der im Jahre 1782 (s. fr.) veröffentlichten Probe, worin er sagt: „Gegenwärtige Travestirung des zweyten Buches der Aeneide kann als eine Fortsetzung des ersten Buches angesehen werden, welches der für so manchen Zweig der deutschen Dichtkunst leider zu früh verstorbene Michaelis travestirt hat. Ich habe dessen Manier sowohl als dessen Metrum beybehalten, nur glaubte ich, mir weniger summarische Kürze in Aushebung der Begebenheiten, dafür aber stärkere Züge und höhere komische Farben erlauben zu dürfen.“ Ferner lehnt er es ab, stärker

---

[1]) S. Wien. Mus.-Alm. 1778, pag. 53 ff.

[2]) Sie wurde J. G. Jacobi, dem Gönner Michaelis, von dem Verfasser i. J. 1771 zugeschickt.

von Scarron beeinflußt zu sein, der auch mit viel besseren literarischen und künstlerischen Mitteln arbeitet als Blumauer. Auf feinere Individualisierung und formale Schönheiten legte der letztere gar keinen Wert, dagegen behagte ihm die drastische derbere Manier Michaelis', den er auch formell sklavisch nachahmt; Versmaß, Kapitelüberschrift und die Zitate des lateinischen Originaltextes zum Vergleich hatte er mit diesem gemeinsam. Gewiß übertreibt Blumauer noch mehr als Michaelis und ist mit zynischen Witzen noch weniger zurückhaltend, indessen ist es ja schließlich Zweck der Parodie, mit immer stärkeren Kontrasten zu wirken und dem erkünstelten Pathos der Äneis konnte man gerade mit den derbsten Mitteln zu Leibe gehen. Lächerlich benahmen sich aber gewisse norddeutsche Rezensenten[1]), welche in den wenigen Strophen von Michaelis mehr Witz und Laune fanden als in allen drei Bänden Blumauers und dazu ihr ganzes kritisch-ästhetisches Rüstzeug verwendeten. Blumauer war sich inne, was er tat, er sprach mit seinem derben Humor das süddeutsche Wesen an, das er gewinnen wollte, und zwar nicht für literarische Fragen. Er wollte in einer für die österreichischen Kulturverhältnisse passenden populären Form die Tendenzen der Aufklärung verbreiten und wußte genau, daß die Österreicher hierfür weder durch literarische Monatsschriften noch durch dickleibige philosophische Werke zu überzeugen waren.

Auch in dieser Hinsicht hatte er einen Vorläufer Voltaire. Waren die Enzyklopädisten überhaupt das Alpha

---

[1]) S. N. Bibl. d. schön. Wiss., Bd. 54, pag. 153, dagegen (Schulz) Lit. Reise d. Deutschld., Lpzg. 1786, 4. Hft., pag. 10: „Ich freue mich, daß du meinem Urtheile über den Verfasser der travestirten Aeneis auf halbem Wege entgegen kommst. Freylich ist hier mehr als Michaelis! Blumauers Laune ist unversiegbar, seine Seitanfälle sind so treffend, sein Ton ist so originell und sein Witz so leicht und andringend, daß selbst der Leser von minder scharfen Sinnen seine Pointen auf den Stich fühlt."

und Omega der österreichischen Aufklärer, so spielte dieser ganz besonders die Lorelei der Aufklärung. Keiner hat es so verstanden, in wenn auch oberflächlicher, so doch in leichter, graziöser und geistreicher Form die Menschheit für die Ideen des 18. Jahrhunderts zu gewinnen; selbst in einer so frivolen Form, in der sich die „Pucelle" darstellt, hat er noch immer die Tendenz, der Aufklärung zu dienen. Sein infernalischer Spott sollte in erster Linie die Achtung vor gewissen Dingen mindern, bei welchen die Kritik scheu vorüberging. Sein Hohn sollte hier die erste Bresche schießen. Auch Blumauer konnte sich dem Einflusse der „Pucelle" nicht entziehen und diese gab ihm die Idee, auch seine Travestie in den Dienst des Kulturkampfes zu stellen, um so mehr als der Stoff diesen Absichten von selbst entgegenkam. Außer dieser indirekten Beeinflussung durch die „Pucelle" können wir eine direkte wohl schwer nachweisen, wenngleich sich schon Blumauer an einer Übersetzung der „Pucelle" versucht hat. Während bei Voltaire die Satire gegen die römische Kirche gewissermaßen den Hintergrund bildet, so hat Blumauer sich diese Tendenz zum Hauptmotiv gemacht. Blumauer mußte bei seinen Landsleuten auch weit stärkere Farben auftragen, die feinen Pinselstriche des genialen französischen Spötters genügten da nicht. Daß der Österreicher natürlich auch sonst in vielen Dingen dem französischen Meister nachstand, muß unbestritten bleiben.

Es handelte sich auch Blumauer nicht darum, mit dem Franzosen um die literarische Palme zu wetteifern, sondern in erster Linie den Kulturkampf seines Kaisers zu unterstützen. So diente ihm der Rahmen seiner Travestie, um zahlreiche Ausfälle auf die römische Kirche und die klerikale Präponderanz in Österreich mit ihren Auswüchsen zu machen. Das faule Mönchstum, die Inquisition, Jesuitentum, Reliquien- und Amulettschacherei, närrische Heiligenlegenden, das Verhältnis des Staates zur Kirche, Wallfahrerunfug und was sonst auf dem Index der Aufklärung stand, wurde in zahlreichen Episoden und Ausfällen gründlich dem Spotte preis-

gegeben. Niemand hatte sich das früher in Österreich erlaubt und schon in dieser Hinsicht wirkte die Travestie befreiend, da sie den Nachrückenden Mut machte, diesen heiklen Dingen zu Leibe zu gehen. Gewiß bleibt bei dieser Tendenzmacherei, die nur auf das Zeitliche gerichtet ist, wenig Raum für wahre Poesie übrig, doch schwingt sich diese Travestie im achten Gesang sicher auf eine beinahe achtungsgebietende Höhe und der eindrucksvolle Kontrast aus der Gegenüberstellung der beiden Wirtshausschilder „zum röm'schen Papsten“ und „zum römisch-deutschen Kaiser“, auf denen der Dichter die Zukunft in tiefgefühlten Worten schaut, konnte in des Dichters Zeit sicher nicht ohne starke Wirkung bleiben. Noch heute mag man es nicht ohne Rührung lesen, wie er seinem Kaiser dieses Denkmal einer verheißungsvollen Regierung setzt, die den Stand der Dinge so weit gewendet, daß selbst der Papst kommt und das im neuen Aufschwung glückliche Volk nur segnen kann.

In dieser Hinsicht lag denn auch der ganze Erfolg, denn die wenigen literarischen Anspielungen, der bisweilen bissige Spott, mit dem er das Phäakentum der Wiener gelegentlich bedenkt und der zynische Humor trugen nur in zweiter Linie bei. Die Travestie hatte eben einen Plan, der für die Zeitumstände und für den individuellen Geisteszustand desjenigen Teiles der Deutschen, für den sie zunächst geschrieben war, unendlich anziehend sein mußte. Man erwartete den Papst in Wien, als das zweite Buch der Travestierung erschien, man hatte ihn gesehen, als die Fortsetzung kam, die Eybelschen Abhandlungen [1]) hatten ihn seines ganzen Nimbus beraubt, als der lächerliche Äneas als Ahnherr der nun so lächerlichen Päpste und als Stifter des gesunkenen päpstlichen Reiches plötzlich auftrat und sich in einer so kennbaren Gestalt präsentierte, daß man an ihn nicht denken konnte, ohne sich

---

[1]) Was ist der Papst? Wien 1782, 8°.

zugleich seiner Enkel zu erinnern[1]). „Alle diese Umstände", sagt Schulz (Lit. Reise d. Dtschld. Lpzg. 1786, 4. Hft.), „verbunden mit der leichten Versifikation, mit der populären und unerschöpflichen Laune, mußten gerade diese allgemeine Sensation bewirken und der Aeneis einen Beyfall verschaffen, dessen sich wenige Schriften in unserer Literatur werden rühmen können. Daß sie übrigens auch einen großen Theil zur Erleuchtung des Horizonts von Wien beygetragen hatte, kann nur der leugnen, der von der Wahrheit des horazischen Spruches: ridiculum acri etc. nicht so fest überzeugt ist als ich." In dieser Hinsicht schreibt auch H. Normann (Mem. ein. ausgewandert. Österreichers. Altenburg 1834, 1. Bd., pag. 30 f.) treffend: „Was Voltaires (?) ‚compère Mathieu' oder ‚diese Welt ist die beste', was die Henriade für Frankreich, war Blumauers travestirte Aeneide für Österreich und Teutschland. Dieses Gedicht wirkte nur ungleich kräftiger auf den Volksgeist und bereitete die geistige Revolution vor, die noch jetzt nicht vollbracht ist. Die humoristische Travestie war der erste Schritt zur Entheiligung der Altäre, wie die Satyre in Frankreich." — Sicher bot der Dichter auch nach der empfindsamen Wertherperiode, die den Österreichern gar nicht mundete, eine entsprechend materiellere Kost, die lange ausstand und dem süddeutschen Wesen besser zusagte, und holte sich auch dadurch einen Teil seines Erfolges[2]).

---

[1]) Wenn H. W., pag. 61, diese unverkennbare Absicht Blumauers nicht zugestehen will, so verstehe ich das wirklich nicht. Sagt doch Blumauer selbst in einem Widmungsgedicht für ein Exemplar der Travestie, daß Äneas „selbst dem Papst ein Fäustchen macht". — Gerning (Reise durch Österreich u. Italien. Ffkt. 1802, I., pag. 82) schreibt ebenfalls: „Im sechsten Buche seiner Aeneis sollte Roms Verfall entwickelt werden (worüber man ihn mancherseits mißverstanden), so wie Virgils Plan Roms Größe gewesen." — Über die Mißverständnisse vgl. H. W., pag. 61.

[2]) Selbstverständlich hielten sich auch viele an die Travestie des Originals selbst, und Virgils Ansehen scheint nicht wenig gelitten zu

War nun das mutige Eintreten für den österreichischen Kulturkampf, jener Umstand, daß Blumauer den Bann brach und kühne Worte, die wohl auf vieler Zungen lagen, als Witzraketen leuchten und geistreiche Blitze in die dumpfe, schwüle Atmosphäre seiner Zeit wie befreiend zucken ließ, in jeder Beziehung lobenswert, so stellte sich doch bei dieser Travestie schließlich ein literarisches oder ästhetisches Manko ein. Blumauer ließ sich die Arbeit nicht sauer werden, ein Feilen, wie der unermüdliche Alxinger, kannte er nicht und so erhebt sich in formaler Hinsicht die Travestie in ihrem etwas saloppen Versmaß nicht viel über eine mittelmäßige Reimerei. Auch ermüdete sichtlich der Dichter in seiner Laune, da sich die Vollendung immer mehr hinauszog und der frische Zug und freche Witz wird schließlich durch einen oft platten Zynismus, durch ordinäre Kalauer ersetzt, die das Werk zuweilen auf das Niveau alltäglicher Ulke einer Kneipzeitung sinken lassen. Dementsprechend war nun auch die Kritik. Die Österreicher, soweit sie die josefinischen Ideen vertraten, übersahen die ästhetischen Mängel und nahmen die Tendenz für die Hauptsache, die für sie Idee genug war; im Ausland, das weniger unter dem Druck des Klerikalismus zu leiden hatte, bemerkte man sehr wohl die Schlacken und Auswüchse, die der Travestie den Charakter eines poetischen Kunstwerkes nahmen und bei feineren Naturen keinen reinen harmonischen Genuß aufkommen ließen. Natürlich spielte das Naturell des Kritikers auch bei allem seine Rolle.

In Österreich waren zur Zeit des Erscheinens der Travestie wenige literarische Organe von Bedeutung, wenig

---

haben. So schreibt C. Pichler, Denkwürdigkeiten, I, pag. 153 f.: „Vielleicht war der Umstand, daß ich Blumauers Travestie früher als das Original gelesen, viel schuld an meiner Abneigung gegen den frommen Helden, aber ich konnte nicht umhin, diesen Mann . . . bei jeder Gelegenheit steif und fade zu finden und immer in ihm den Aeneas ganz von Butter zu sehen, wie ihn Blumauer auf einer Torte vorstellt.“

kritische Stimmen von Gewicht. Die Wiener Realzeitung[1]), der Blumauer als Redakteur nahe stand, schickte natürlich Anzeigen voll Lob in die Welt und warb um Subskribenten, einer eigentlichen Kritik enthielt sie sich. Die Brieftasche (Wien 1783, pag. 36) Josef Richters brach in folgende charakteristische Worte aus: „Dank sey's dem weisen Blitzableiter Vater Joseph dem Zweyten; sonst weh über Blumauers Haupt ... Was das Buch selbst betrifft, ist selbes mit so vielem lachenden Witze, mit so vieler originellen Laune geschrieben, daß wir es allen Damen und Herren, die mehr der hüpfenden Freude als der brühsiedendheißen Empfindung (ohne Herzen) ankleben, besonders aber allen Schlagfluß befürchtenden Großvaterstuhldrückern mit Herz und Mund anempfehlen." Etwas reservierter verhält sich eine Broschüre: Über Wiens Autoren, 1785, pag. 12 f., die schreibt: „Sein travestirter Aeneas ist nun die Lieblingslektüre Deutschlands Mädchen und Jünglingen: sie lernen ihn auswendig und deklamiren ihn mit wahrem Vergnügen. Überall wird er aufgekauft und gelesen. Kaum kann man die Ankunft des dritten Theils erwarten. Nur eins wünschten wir in der Folge geändert zu sehen, nämlich die Gedanken und Wörter wider die Sittlichkeit, und die zu stark ins niedrig komisch fallende Ausdrücke wegzulassen, oder ihnen mehr ein zweydeutiges Gewand anzuziehen." Bloß eine langweilige lobende Witzelei bringen die „Teufeleyen, Möncherеyen 2c., Wien 1784, II, pag. 90 ff.", eine eingehende kritische Besprechung aus einer österreichischen Feder konnten wir überhaupt nicht finden, neben dem Enthusiasmus der Freunde steht allein der Schimpf der Feinde. Doch hat selbst Alxinger, der Blumauer gegenüber allerdings nie erwarmen konnte und in intimen Briefen über ihn äußerst abfällig urteilte, auch dieser Travestie wenig Anerkennung gezollt. So schreibt er an

---

[1]) 1782, pag. 267 f.; 1783, pag. 29, 737 f.; 1784, pag. 265 f.

Nicolai[1]): „... Blumauers Aeneis hingegen, wie wird die ausposaunet! und ich frage jeden Kunstverständigen, ob man nicht Einen guten Gedanken mit zehen Albernheiten erkaufen muß. Auch ist Sprache, Versifikation und Reim so vernachlässigt, das Ganze mit so vielen französischen Worten durchspickt, daß ich eher einen Rosenkranz bethen, als einen Gesang daraus lesen will ..." In der Folge hat sich allerdings Österreichs größter Dichter für die Äneis sehr warm eingesetzt. Grillparzer nahm Blumauer in einem bis jetzt ungedruckten Jugendaufsatz („Zerstreute Gedanken über das Wesen der Parodie") wenigstens gegen unberufene Nachahmer in Schutz und ließ sich sogar von ihm beeinflussen. Und fußen denn die „Ruinen des Campo vaccino" nicht ganz auf der Tradition der antiklerikalen Äneis?

Selbstverständlich gab die Äneis den Klerikalen Stoff genug zu bitteren Angriffen, die sich bis zum ordinärsten Pamphlet verstiegen. Das schlimmste dieser Art war: „Blumauer travestirt von Bockornius. 1784. 8° (Wien. Stadtbibl.)", das den Dichter selbst nicht als Privatmann schonte, wie wir früher sahen, und ihn mit den gemeinsten Invektiven überschüttete. Über das dumme und plumpe Pasquill sind wenig Worte zu verlieren[2]), es spricht allein die Galle des Klerikalismus aus ihm, wenn der Anonymus leiert:

---

[1]) Vgl. Sitzungsberichte der philos. hist. Klasse der kais. Akad. d. Wissenschaft. Wien 1899, II, pag. 41. — Vgl. auch (Pilati) Briefe aus Berlin über verschiedene Paradoxe 2c. Berlin 2c. 1784, pag. 305 f., der die Äneide eine Jahrmarktsposse nennt und noch später in der 5. Auflage schreibt: „Virgils Äneide wird nach 1000 Jahren noch gelesen werden, von Bl.s travestierter Äneide wissen wir heute nichts mehr."

[2]) Vgl. Neujahrsgeschenk für die Herren Wiener Autoren. Von einem Schwaben. 1785, pag. 5. — Blumauer.

Hat dich ein travestirter Bock
Mit seinem Horn gleich mitgenommen;
So wird untravestirt dein Ruhm
Doch auf die Nachwelt kommen.

„Kein Ketzer schriebe je so toll,
Als dieser Frevler schreibet;
Besonders in der schwarzen Roll',
Wo Dido sich entleibet.
Verruchter Auswurf der Natur!
Du läßt durch des Aeneas Hur'
Die sieben Worte sprechen.

So schwärmt und lärmt ein Bösewicht,
Ha! Zwerge der Poeten!
Ist etwa dir im Kopfe nicht
Ein Aderlaß vonnöthen? —
Vergleiche nur dein' Frevelthat
Mit der berühmten Messiad
Des Klopstocks, eines Ketzers —"

Ebenso böswillig läßt sich eine andere anonyme Schrift: „Herovald Trockendorfers verlorne Briefe an einen Landsmann in Sachsen über die Aufklärung in Wien, 1785, pag. 39 ff., 48 ff., 76 f.", deren Verfasser nicht nur in der Tendenz, sondern in der Persönlichkeit selbst dem Autor „Bockornius" nahesteht, über die Travestie aus. Nachdem sich der Autor des längeren entrüstet, wie viele der schönsten Charaktere durch den niedrigsten pöbelhaften Witz herabgewürdigt worden seien, schreibt er: „Bl.(umauer) hat dem guten Virgil Nase und Ohren abgeschnitten und ihn dem Muthwillen voller Bäuche und leerer Köpfe überlassen; bey seinen Freunden wenigstens hat er nur Mitleid erweckt. Aber der deutsche Merkur hat nicht unvortheilhaft von der poetischen Ader des Travestirers gesprochen und ein so öffentliches Zeugniß kann nicht leicht durch ein besonderes Urtheil entkräftet werden. Mit Erlaubniß, mein Herr, ein öffentliches Compliment, eine heimlich erbetene, öffentlich erzeigte Gefälligkeit kann noch nicht zu einem öffentlichen Zeugnisse erhoben werden. Es sind Beweise dafür da, die aber nicht dieses Ortes sind. Und dann ist alles beziehungsweise gut, was die allgemeine Kette nicht zerreißt, und Herr B*** als der Ring in einer Kette läßt sich noch rechtfertigen. Was aber den Merkur betrifft, so

wissen Sie wohl, daß Merkur die vorzügliche Gottheit der Kaufleute und Diebe ist, und versteht sich, auch literarischer Diebe." Ebenfalls vom klerikalen Standpunkte aus beurteilt: „André, Sendschreiben über das Literaturwesen in Wien, 1795, pag. 162 f." die Travestie. Kurioserweise erstand aber der „Äneis" gerade in einem österreichischen Geistlichen, dem Abte Edling von St. Paul, ein Verteidiger, der in einem lustigen, im Versmaß der Travestie abgefaßten Werkchen: „Blumauer bey den Göttern im Olympus über die Travestirung der Aeneis angeklagt: oder Tagsatzung im Olympus, Virgilius Maro contra Blumauer in puncto labefactae Aeneidis. Herausgegeben von einem P***. Lpzg. u. Grätz, 1792, 8°" [1]) Blumauer durch Virgil, der sich den Jesuiten Sanchez als Advokaten genommen, bei den Göttern anklagen läßt. Die Götter werden aber, als Momus Stellen aus der Travestie vorliest, zur größten Heiterkeit hingerissen und Zeus fordert Blumauer auf, noch mehr Travestien anzufertigen. Blumauer selbst erwiderte später dankend diese Verteidigung.

Die wichtigsten und eingehendsten kritischen Stimmen über die Travestie ergingen aber aus dem Deutschen Reiche und dessen literarischen Organen. Ziemlich bekannt ist das Urteil Goethes, das, wie so oft, zwei Seiten hatte, von welcher sich jeder seinen ansprechenden Teil nehmen konnte. Einmal ist er „über die grenzenlose Nüchternheit und Plattheit" dieses Werkes erschrocken [2]), das anderemal gesteht er ihm doch unterhaltende Qualitäten zu [3]). Ihm mochte dieses Werk, das ganz auf das Zeitliche gerichtet war, schon in dieser Hinsicht nicht behagen. Er hatte ja recht, nur das allgemein Menschliche veraltet nie in künstlerischer Form. Schillers

---

[1]) 2. Aufl. Mit einem Anhang von Blumauer selbst. Grätz 1796, 8°; 3. verb. Aufl. Grätz u. Lpzg. 1810, 8°.

[2]) S. Tag- und Jahreshefte von 1820.

[3]) In der Rezension von Byrons Don Juan.

Pathos [1]) wendet sich hauptsächlich gegen die unästhetischen Auswüchse, doch gesteht auch dieser Blumauer Talent und Laune zu. Bürger [2]), der Leidensgenosse Blumauers in Schillers vorbedachter Abhandlung und des Dichters hochgeschätztes Vorbild, hat wohl die würdigste und treffendste Kritik über Blumauers Werke und seine Travestie im besonderen abgegeben. Er zählt ihn zu den bedeutenderen Schriftstellern der deutschen Nation in satirischer Hinsicht, schätzt seine nachdrückliche Tendenz des gesunden Verstandes, seine kräftigen Ausfälle auf Unvernunft und Aberglauben, kurz den sozialpolitischen Schriftsteller im besonderen, aber ebenso äußert er sich scharf ablehnend gegenüber seinen künstlerischen Kräften, wo die Tendenz die Plattheit der Gedanken und wahre Empfindung ersetzen soll, während in Ermanglung von Fleiß und Genie formale Schönheiten mangeln. Von den größeren literarischen reichsdeutschen Zeitschriften verhielt sich die „Allg. deutsche Bibliothek" [3]), deren Leiter Nicolai mit Blumauer auf keinem guten Fuße stand, teilweise reserviert, obwohl sie schon gewisse Vorzüge des Werkes anerkannte, da sie sich in bezug auf die aufklärende Tendenz sonst in das eigene Fleisch geschnitten hätte. Indessen war es genug scharf, wenn sie im 54. Bd., pag. 623, schrieb:

„Im roth damastnen Armstuhl sprach
Der Leser nun mit Gähnen:
O Lieber, laß das Ding nur nach,
Sonst ist kein End vom Gähnen.
Niemand in Deutschland spitzt das Ohr,
Frau Fama wirft die Nas' empor,
Und scheinet ungehalten."

---

[1]) In der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung.

[2]) S. Morgenblatt für gebildete Stände. 1809, Nr. 125.

[3]) S. Bd. 53, pag. 599 f. (Bedingtes Lob d. 1. Buch.); Bd. 71, pag. 422 f. (Lob d. 2. Buch.); Bd. 89, pag. 409 f., teilweises Lob findet die Travestie auch im „Almanach f. Dichter u. schöne Geister auf d. J. 1785, pag. 80".

Im Gegensatze dazu nahm Wieland die Travestie mit größtem Enthusiasmus auf, freilich war er den Österreichern, die ganz in seinen Bann geraten waren, verpflichtet. Wieland brachte im „Deutschen Merkur“ [1]) sofort das erste Buch als Probe und fügte großes Lob bei, dem er noch größeres in einem Briefe an Blumauer vom 25. November 1783 [2]) hinzugesellte. Er schrieb unter anderem: „Ich bin meiner individuellen Gesinnungsart nach sonst eben kein besonderer Freund der burlesken Dichtart. Aber der Gedanke, die Aeneis auf eine solche Art und nach einem solchen Plane zu travestiren, daß Sie dadurch Gelegenheit bekommen, auf eine indirekte Art, lachend und zu lachen machend, eine der größten und gemeinnützigsten Absichten Ihres großen Monarchen zu befördern — dieser Gedanke ist Ihnen von einem Gott eingegeben worden . . . Sie werden sich dadurch einen Ruhm erwerben, der allein hinlänglich wäre, die Eitelkeit zwanzig anderer Aspiranten zu befriedigen . . .“ Daß sich infolge dieses Lobes zwischen Blumauer und Wieland ein enges Freundschaftsbündnis anspann, das sich in allerlei Überschwenglichkeiten gefiel, läßt sich denken. Nur Schulz in seiner „Lit. Reise durch Deutschland, Lpzg. 1786, 4. Hft., pag. 10 ff.“ überbot noch Wieland im Preis der Travestie und wußte allerlei Interessantes über den Erfolg zu berichten. So schrieb er unter anderem: „Die travestirte Aeneis ist eins der allgemein gelesensten Volksbücher geworden, und hat in ihrem literarischen Schicksale sehr viel Aehnliches mit Bürgers Lenoren. Diese drang, wie jene, so plötzlich und mit solcher Gewalt in die Köpfe der deutschen Leser, daß sie von Jung und Alt nicht gelesen, sondern verschlungen, auswendig gelernt, und überall, wo es nur seyn konnte, recitirt, deklamirt und gesungen ward. — In Wien und

---

[1]) 1783, III, pag. 266 ff.; ibid. 1788, I, Anz. XIX. f. (Lob d. 3. Bdes.).

[2]) S. Weim. Jahrbuch, 1856, pag. 185 f.

selbst in den österreichischen Provinzstädten ist fast kein Haus, das nicht seinen Aeneas besäße, und das sich nicht so andächtig daraus erbauete, als ehedem aus Brevieren und Legenden. Selbst Seibts katholisches Gebetbuch (man bedenke, was das sagen will) hat in so kurzer Zeit nicht so viel Abnehmer gefunden als die Aeneis, die doch wirklich kein katholisches Gebetbuch ist. Auch haben die Leser die schönsten Stellen aus diesem eher und williger auswendig gelernt als aus jenem. — Und das ist wohl traurig, soll der hochw. P. P. Fast gesagt haben: Der Held der Aeneis ist doch nur ein Heide, und der Held des gedachten Gebetbuches ist Christus selbst." — Von den literarischen Blättern brachten die „Allg. Lit. Ztg. v. Jena" [1]) und die „Oberdeutsche Allg. Lit. Ztg. 1788, pag. 1165 ff." anerkennende Besprechungen.

Trotz dieser Erfolge und warmen Anerkennung kam das Werk zu keinem Abschluß; man glaubte allerdings lange, daß Blumauer mit dem vierten Teile nur darum zurückhielte, weil die Äneis mittlerweile sehr post festum mit ihrer Tendenz kam und die Zensur den Abschluß nicht günstig aufgenommen hätte, wie sie ja tatsächlich das ganze Werk später verbot. Noch im Jahre 1809 tauchte ein derartiges Gerücht über einen erhaltenen vierten Teil auf, als man die kurze milde Zensur benützte, um Blumauers Schriften neu zu drucken [2]). Gelegentlich wurde Blumauer, der in bezug

[1]) S. 1785, II, Nr. 104 (üb. 2. Tl.), 1788, II, Nr. 65 a (üb. 3. Tl.); vgl. auch „Felix Pantolphi, Die Nachtmenschen 2c. 1795, pag. 278": „Von den ungeheuren Sprachfehlern des 3. Bandes der Blumauerischen Aeneis ward nur ein einziger, und zwar als etwas Unbedeutendes, gerügt (v. d. Lit. Ztg.) und das ganze Produkt, so sehr es durch gesuchten Witz, erzwungene Wendungen und Plattitüden hinter den zwei ersten Bänden zurücksteht und vielen ernsten Tadel verdient, als ein genialischer Erguß der noch immer nicht verloschenen groteskkomischen Ader — ausgetrommelt."

[2]) Vgl. Wiener Neujahrsalmanach, 1900, pag. 111. — Sonntag, d. 13. Aug. 1809. — „Es heißt, daß der vierte Theil der travestirten

auf eine Fortsetzung (s. fr.) sich übrigens äußerst zynisch geäußert hatte, sogar auch wegen Unfähigkeit, das Werk zu vollenden, verspottet [1]), indessen lagen doch die Gründe allein in der Natur des Werkes und den geänderten Zeitumständen. Ein Herr Professor Schaber glaubte sich berufen, in dieser Hinsicht eine Lücke auszufüllen und die Äneis im Sinne der Reaktion zu vollenden [2]), indem er sich vor allem gegen die „Jakobiner" wandte. Im übrigen übertraf er das Original noch an Zynismus. Es erschien diesbezüglich ein kleines gereimtes Pamphlet, betitelt: „An Herrn Blumauer. Eine Fabel über den vom Prof. Schaber travestirten 4. Theil der Virgil (sic!) Aeneis, Wien 1794, 8° (Wien. Hofbibl.)", welches diesen elenden Fortsetzer in seine Schranken wies [3]) und Blumauer selbst um die Vollendung bat.

Das Fragment hatte indessen seine Bestimmung erfüllt. Die Idee, in dieser Art Übelstände zu beleuchten oder Tendenz zu machen, gab sich nicht nur in zahlreichen Nachahmungen kund, von denen vielleicht die beste J. B. Kollers „Herkules (Wien 1786)" war, während andere meist tief unter

---

Aeneide, den Blumauer im Manuskript zurückgelassen hatte, schon unter der Presse sei."

[1]) Vgl. Ereniko Itenepsi, Hinterlassene Werke rc. St. Petersburg 1793. 1. Bdch., pag. 88.

[2]) Virgils Aeneide travestirt von Blumauer, ausgeführt von Prof. Schaber. Vierter u. letzter Bd. Wien 1794 (vgl. N. B. d. sch. W. 54. 1., pag. 153 ff., u. Allg. Lit. Ztg., 1795, 1., pag. 164).

[3]) Vgl. unter anderem:

„Die Sprache, die das Kindlein führt,
Ist zwar wohl zu verstehen,
Und scheint, wenns recht genommen wird,
Der teutschen gleich zu sehen.
Doch jedes Wörtchen, wenn es spricht,
Verleugnet seinen Stammbaum nicht,
Und riecht par tout vom Abtritt."

dem Original standen [1]) und nur die ordinäre Seite desselben überboten, sondern selbst direkte Übersetzungen des Blumauerschen Originals suchten noch die tendenziösen Absichten in Hinblick auf die Kulturverhältnisse des jeweiligen Landes, dem der Bearbeiter angehörte, zu verstärken. So kennen wir eine derartige Übersetzung in das Russische (Petersburg 1791—1793, 8°) von dem Posttranslateur Ossipoff und eine andere in das Ungarische (Virgilias Eneássa, kit Blumauer Németre travestalt etc. Wien 1792. 3 Tle. 8°) von Anton Szalkay [2]) mit zahlreichen Anspielungen auf reaktionäre Verhältnisse in Ungarn. Nach dem „Österr. Merkur, Wien 1793, pag. 794 ff.", verdiente diese Übersetzung Lob (— sie soll auch in das Russische übersetzt worden sein —), doch erregte sie durch ihre Freimütigkeit bald unliebsames Aufsehen, und die Zensur verbot sie nachträglich, nachdem sie schon das 1. Bändchen freigegeben hatte [3]). Die Reaktion dieses Verbotes auf das Original selbst ließ nicht lange warten, zu stark hatte sich diese Travestie an der römischen Kirche, die man wieder zur Befestigung der durch die Revolution stark erschütterten Monarchien heranziehen wollte, versündigt, zu liberale Grundsätze verbreitet, als daß man dieses „Gift der Aufklärung" länger dulden mochte. Selbst vor diesem Schildbürgerstreiche, ein in vielen tausend Exemplaren

---

[1]) Vgl. Pfeffer und Salz. Salzburg 1786, I, pag. 53: „Daß aber nun so gar viel travestirt wird, ist Hr. Blumauer, der den Ton dahin gestimmt hat, mit Schuld." — H. W., pag. 86 ff., verbreitet sich über diese Nachahmungen ausführlich.

[2]) Szalkay war Freimaurer wie Blumauer und Kammerherr des Palatin-Erzherzogs Alexanders Leopolds (vgl. Abafi, Gesch. d. Freim. in Österr.-Ung. 5. Bd., pag. 319).

[3]) Vgl. Prot. f. Nied.-Österr. (Arch. i. Minist. d. Inn.) 1794, Fol. 76, Zulassung d. ung. Übers., Fol. 92. Die Übers. d. 2. u. 3. T. i. d. Ung. darf nicht gedruckt werden, Fol. 294, auch d. 1. T. wird nachträglich verboten. — Die ganze Übers. erschien auch später: Paris 1833, 8°. — Vgl. auch J. Peatzek, Katalog d. v. 1793 bis 1795 in Österreich verbot. Bücher. Freiburg, pag. 58.

verbreitetes Buch nachträglich zu verbieten, scheute die österreichische Regierung nicht zurück. Noch war man sich dieser Lächerlichkeit anfänglich bewußt, da man im Protok. f. Nied.-Österr. 1798, Fol. 92, folgende Note an die ungarische Hofkanzlei findet: „Wird erwidert, daß der Druck des deutschen Gedichts von Blumauers travest. Aeneis hier ursprünglich in mehreren Auflagen nacheinander zugelassen worden, mithin es nicht zweckmäßig wäre, ein Werk bey der fünften Auflage zu verbieten, wovon bereits vier Auflagen gestattet worden." — Diese Vorstellungen waren zu schwach, und nach Vortrag v. 12. März 1798 (vgl. Protok. f. Nied.-Österr. 1798, Fol. 170) erging ein Zirkular an sämtliche Länderstellen mit Ausnahme der n.-ö. Regierung, „daß die von Blumauer travestierte Aeneis verbothen, und nicht nur keine neue Auflage dieses Werks in was immer für einer Sprache gestattet, sondern auch die von den vorhergegangenen Auflagen dieses Buches in den Buchhandlungen noch vorhandenen Exemplare abgefordert, und außer den Kauf gesetzet werden sollen". — Nur vier Tage später, nachdem man das Werk des Dichters totgeschlagen hatte, starb er selbst; so war seine Zeit in jeder Hinsicht um und man begrub mit dem Dichter die josefinische Epoche selbst, der er in seinem Werk einen so starken Ausdruck gegeben hatte. Das Verbot wurde fortan streng gehandhabt[1]), kein Wunder, daß Blumauer nun ein unfreiwilliger Märtyrer des Liberalismus wurde und daß man bei der ersten Gelegenheit auf sein Werk zurückgriff, um dadurch freisinnige Anschauungen kundzugeben. Erst im

[1]) Vgl. Protok. f. Nied.-Österr. 1808, Fol. 315. Dekr. an d. nied. österr. Regg.: Daß den Eigentümern der in den hiesigen Buchhandlungen abgenommenen ganz zu vertilgenden und anher mittels Berichts angezeigten Exemplare der verbotenen travest. Äneis v. Blumauer die Vergütung aus dem Kamerale zu leisten und den eigentl. Wert der Exemplare vor dem Ersatz zu erheben, und der sodann von der Hofkammerprokuratur mit den Eigentümern auf das genaueste zu behandelnde Vergütungsbetrag hierher anzuzeigen sein (über Vortrag v. 26. Juli 1808)

Jahre 1809 gelang es wieder, das Werk des Dichters den Fesseln der Zensur zu entreißen, sehr zum Mißvergnügen aller reaktionären Geister. So meldet A. Geusau[1]): „Eine heute früh an allen Ecken angeschlagene Ankündigung sämtlicher Werke Blumauers in acht Bänden vom Buchdrucker Pichler erregte großes Aufsehen und ward fast allgemein mißbilligt; denn es stand unter anderem darin: ‚Den gegenwärtigen Zeiten war es vorbehalten, die Fesseln des Geistes zu zerreißen ꝛc.‘“ Gewiß war das die schönste Genugtuung, die man dem Dichter geben konnte, daß er in jener Zeit der bittersten Franzosenherrschaft Österreichs geistige Freiheit repräsentieren durfte[2]).

Kurze Zeit nach dem Erscheinen der ersten Probe der Travestie ließ Blumauer die erste Sammlung seiner Gedichte[3]) erscheinen, der bald ein „Anhang zu Blumauers sämtlichen Gedichten, Wien und Prag, Schönfeld 1783, 8°“ folgte. Im Jahre 1784 war bereits eine zweite Auflage nötig und im Jahre 1787 kam eine dritte Auflage in zwei Bänden heraus[4]). Blumauers Gedichte hatten schon in rein formaler Beziehung ein ganz anderes Gesicht, als die Gedichtsammlungen österreichischer Dichter in der theresianischen Zeit aufwiesen. Zum erstenmal zeigte sich hier ein junger Dichter von dem Einflusse Klopstocks und der Bardenschule frei und gab anstatt schwerfälliger pathetischer Oden leichtere, den volkstümlichen Weisen näherliegende Gedichte, der Reim rang wieder nach der Herrschaft und neben dem Einflusse

---

[1]) S. Histor. Tagebuch aller merkwürdig. Begebenheiten ꝛc. d. k. k. Haupt- u. Residenzstadt Wien i. d. J. 1809. Wien 1810, pag. 277 f.

[2]) Übrigens war der Druck von Blumauers Werken die einzige erfreuliche Frucht dieser unfreiwillig milden Zensur; charakteristischerweise erschienen daneben nur zotenhafte Werke. Blumauers Werke fanden allerdings damals viele Käufer (vgl. Wien. Neujahrsalmanach, 1900, pag. 111).

[3]) Wien u. Prag, Schönfeld, 1782, 8°.

[4]) Wien, b. Gräffer, 2 Bde., 8°. mit ein. Portr. — Auch Nachdrucke z. B. Ffkt. u. Lpzg. 1796, 2. Tl. 8°.

Wielands drängte sich der Bürgers deutlich hervor. Während sich die Bardendichter Österreichs ängstlich von den Stoffen ihrer Zeit fern hielten, griff hier ein Jüngling begierig nach ihnen, um sie im Lichte der liberalen Tendenz erscheinen zu lassen oder sie seiner beißenden Satire preiszugeben. Das Pathetische des hohen Odenstiles gelang ihm nicht. „Er haßt und belacht teutsche Oden; er hält sie für zu schwulstig gegen die Griechischen und Römischen, und für reimlos ungereimt“ [1]. Indessen war Blumauer wahres und schönes Formgefühl trotz der Rückkehr zu dem Reim versagt, eine scheinbar mühelose Eingebung [2]) ließ ihn Versbau und Sprache oft sträflich vernachlässigen und den Fleiß der Feile kannte er nicht. Sein Streben, das auf das Volkstümliche gerichtet war und bei Bürger das Handwerk abguckte, ließ ihn das Mißverständnis begehen, mit vielem Fleiß nachlässige Formen, die in jeder Hinsicht künstlerisch durchdacht waren, nur äußerlich durch saloppe Reime und gewöhnliche Sprache nachzuahmen. Während er auf der einen Seite sich gerade um populäre Leichtigkeit bemühte, um eine Sangbarkeit, stellte sich bei ihm, allerdings meist bei ernsteren Gedichten, ein monotones periodenreiches Detaillieren, eine erschreckende Weitschweifigkeit ein, deren dürre Prosa sich kümmerlich an den Reimen erfrischt. Ebensoweit als er sich von dem Pathos der Ode entfernte, ebensowenig näherte er sich der wahren lyrischen Empfindung; das sangbare Lied, so sehr es seinen Begriffen von dem Beruf eines Schriftstellers, für ein großes Publikum zu schreiben, entsprochen hätte, gelang ihm niemals. Blumauer war durch und durch Verstandesmensch, es fehlte ihm alles Gefühl, Stimmung und drastisches Erfassen einer Situation.

---

[1]) S. Gerning, Reise durch Österreich und Italien. Ffst. 1802, I, pag. 82.

[2]) Er zeichnete sich mit einem Bleistift die Hauptgedanken auf kleine Papierschnitzchen an, ging damit in Gesellschaft und traf er zufällig einen Freund, diktierte er ihm das Gedicht und ließ es drucken. (Vgl Kaltenbäcks Österr. Zeitschrift l. c., pag. 296.)

Seine Naturschilderungen verlieren sich in endloses Detail, ohne überzeugend zu wirken; wo dem Genie in wenig Pinselstrichen ein vollkommenes Gemälde gelingt, entsteht bei ihm oft in mühseliger Breitspurigkeit nur ein Zerrbild. Seine rein verstandesmäßige Schriftstellerei verschaffte ihm nur auf einem ihr organischen Felde Erfolge: es war die Satire auf politischem, literarischem und sozialem Gebiete. Seine Domäne war das witzig pointierte Gedicht, das den jeweilig behandelten Stoff mit einer dem Dichter passenden Tendenz erscheinen ließ. Sein Witz, seine drastische Komik reichte aus, um Unbedeutendes oft tiefer darzustellen, um so mehr, als er dies durch eine schöne aufklärende Tendenz geschickt zu verstärken wußte, aber wo er mit denselben Mitteln logischer Spielerei an ernste Stoffe trat, wurde er platt und seicht und das Wesentliche verlor sich gerade im Unwesentlichen. In den früheren Gedichten wandte er seinen Witz auf politische und literarische, in den späteren mehr auf soziale Stoffe an, im zunehmenden Alter erschien eben auch ihm das rein Menschliche als das poetisch anziehendere. Eine andere Entwicklung kann man bei Blumauer eigentlich nicht verfolgen, im Gegenteil, das leicht erworbene Lob ließ ihn an keine vorteilhafte Ausbildung seines Talents, selbst nicht durch bloßen Fleiß denken, die Vernachlässigung in Sprache und Form tritt in den späteren Gedichten immer unangenehmer zutage. In der Wahl seiner Mittel in bezug auf die Behandlung eines Stoffes bewies er oft wenig Geschmack und vielleicht gerade wegen Ermanglung einer feurigen Einbildungskraft erschöpfte er sich nur in zahlreichen Einfällen, wie sie ihm gerade unter die Hand kamen. Bürger l. c. sagte daher mit Recht: „Die meisten Kompositionen dieses Dichters sind nicht sowohl volle, unter dem Gesetze irgendeiner Einheit zusammenhaltende Ganze, als vielmehr Aggregate einzelner, zwar an und für sich schöner Bilder, Gedanken und Einfälle, welche Witz und Reim an das erste beste Schnürchen aufreihen.“ — Auch in der Wahl der

Stoffe selbst war der Dichter recht unbedenklich, und der Naturalismus fände manche Seite bei ihm zu bewundern[1]); mit dem zunehmenden Alter wurde der Zug des Satirikers, mit groben Mitteln zu arbeiten, nur verstärkt und es trat ein Zynismus hervor, der in das Faunische und Laszive ausartete (vgl. spät.). Mit wahrem Behagen suchte der Dichter die Zweideutigkeit bei solchen Dingen durch Eindeutigkeit zu ersetzen. Nur greisenhafte Impotenz verraten die faden Schlüpfrigkeiten der freimaurerischen „Schwesterngesundheiten". So sehr ihm diese Schwäche bei der Kritik geschadet hat, in den Augen seiner Wiener, das wußte er wohl und sündigte daraufhin, war das nur ein Vorteil. Seine Vorzüge faßt am kürzesten und besten sein Freund Pezzl zusammen[2]). „Szenen aus der wirklichen Welt, schlichten Menschensinn, gute gesunde Lebensphilosophie; Welt- und Menschenkenntnis und im leichten feinen Styl, mit der lachenden Miene der Satyre, des gewürzten Spottes, ohne pedantische Richtermiene, ohne seichte, gemeinplätzige Deklamazion, ohne staubigen Schulwiz vorzutragen", das war seine Stärke. Und wir können wohl hinzufügen, daß er vor allem dem herrschenden Zeitgeist auf allen Wegen gefällig entgegenkam und der Interpret der Absichten seines Kaisers auch in seinen gelungeneren und würdigeren Gedichten war, wiewohl er schon auch manchmal in bezug auf mißverstandenen „Josefinismus" Exzesse beging, war der stärkste Vorzug, der zu seiner Bedeutung mächtig beitrug[3]).

---

[1]) Vgl. z. B. in der „Epistel an meinen Freund Pezzl" die naturalistische Schilderung der Sennerin, die ein holländisches Kabinettsstück sein könnte, andrerseits aber auch ein „echtes poetisches Vomitiv" von der Kritik genannt wurde.

[2]) Vgl. Skizze von Wien, 1787, 4. Hft, pag. 477 f.

[3]) Die kritische Aufnahme seiner Gedichte war im allgemeinen eine beifällige. Troß des Zwistes mit Nicolai (s. spät.) brachte die Allg. dtsch. Bibl., Bd. 57, pag. 129 f., u. Bd. 84, pag. 15 ff., eine sehr vernünftige und anerkennende Kritik; ebenso die N. Bibl. d. schön. Wiss.

Seit dem Ende des Jahres 1782 leitete Blumauer auch die „Realzeitung", die seit 1770 in Wien erschien, aber in der theresianischen Zeit mehr dem Handel und der Industrie sowie der Landwirtschaft ihre Aufmerksamkeit schenkte. Als Professor Scharf etwa im Oktober 1782 die Leitung dieses Blattes niederlegte[1]) und Blumauer für ihn einsprang, war dieser letztere gleich entschlossen, dem Blatte, das den geänderten Zeitumständen nicht mehr entsprach, eine andere Gestalt zu geben und es einerseits zum Organ der Aufklärung, anderseits aber auch zum Literaturblatt Österreichs auszugestalten. Der Dichter erinnerte auch in einer Anzeige[2]), daß in diesem Blatt nach und nach eine vollkommene Übersicht der inländischen Literatur gegeben werden sollte; er selbst hat indessen mit Ausnahme des früher erwähnten Aufsatzes „Beobachtungen über Österreichs Aufklärung ꝛc." und einigen Polemiken gegen Nicolai wenig Arbeiten beigesteuert und sich nur auf die Redaktion beschränkt, die er mit Schluß des Jahres 1784 wieder niederlegte[3]). Die einseitige Richtung des Blattes ermüdete das Publikum und das lange schon altersschwache Blatt ging im Jahre 1786 ein.

Hatte nun Blumauer bis zum Beginn der josefinischen Ära sich als Schriftsteller und in Privatstellungen wohl mühselig fortgebracht, bis ihn van Swieten bei der Hofbibliothek verwendete, so verhalf ihm nun sein schriftstellerischer Ruf doch zu einer bescheidenen Lebensstellung. Jedenfalls waren es auch mächtige freimaurerische Brüder, die auf den

---

(36, 2, 202 ff.) und die Oberdeutsche Allg. Litztg. 1788, VIII, pag. 63 f. Der Weltmann, Wien 1782, 4. N., pag. 64, machte für den Absatz der Gedichte kräftig Reklame.

1) Vgl. Provinzialnachrichten, Wien 1782, pag. 333.

2) Beilage zu Nr. 103 d. Wien. Ztg. v. 1782.

3) Die Galanterien Wiens ꝛc., 1784, I, pag. 95, sprechen sich sehr abfällig über die Oberflächlichkeit dieses Blattes und seiner Anschauungen aus.

Dichter aufmerksam machten und ihn in einer geeigneten Staatsanstellung versorgten. Die Veränderungen, die infolge des neuen Kurses bei der Bücherzensur, die ebenfalls unter van Swieten stand, vorgingen, ließen an den nur provisorisch untergebrachten Blumauer denken, in welchem man auch bereits eine zuverlässige Stütze der Aufklärung erkannt hatte. In der Vertrauensstelle als Zensor konnte er segensreich wirken; freilich war es ein mageres Brot, denn der Kaiser hatte für die schönen Geister wenig übrig. Ein Streit, der zwischen den beiden alten Zensoren v. Locella und Bartolotti ausbrach [1]), hatte über Vortrag vom 21. März 1782 zur Folge, daß beide entlassen und an Bartolottis Platz Blumauer und Rosalino zur Anstellung vorgeschlagen wurden. Bereits am 19. April 1782 erhielt Blumauer sein Anstellungsdekret [2]) als Bücherzensor. Mit einem Dekret vom 27. August 1782 [3]) wurde über die Verteilung von 500 Gulden verhandelt, die ein Zensor Böhm bisher bezogen hatte und die nun zwischen Blumauer und Rosalino verteilt werden sollten, während ein Dekret vom 30. September 1782 [4]) an die Büchenzensurskommission besagt, „daß den zween Zensoren Blumauer und Rosalino die Zulage jährlicher 250 fl. vom 25. Juli an bey

---

[1]) Vgl. Protok. f. Nied.-Österr. 1782, Fol. 167.

[2]) Vgl. Protok. f. Nied.-Österr. 1782, Fol. 193. — Das Dekret befindet sich im Besitze der Wiener Hofbibliothek und hat folgenden Wortlaut: „Seine Maist. haben denselben zum Bücher-Censor bey der Kais. Königl. Bücher-Censurs-Kommission allergnädigst benennt: Wie nun diese allerhöchste Entschließung der Kais. Königl. Censurs-Kommission bereits eröfnet worden; als wird solche gleichfalls ihme Blumauer zur Wissenschaft und Versicherung anmit eröfnet. — Blümegen." — Im Besitze der Wien. Hofbibl. befindet sich ferner eine Handschrift Blumauers, „Grundregeln zur Bestimmung einer ordentlichen künftigen Büchercensur". — Es scheint dies aber kein selbständiger Entwurf des Dichters zu sein, sondern vielmehr die Abschrift oder Bearbeitung des Zensurerlasses von 1781.

[3]) S. Protok. f. Nied.-Österr. 1782, Fol. 423.

[4]) Ibid. 1782, Fol. 470.

dem Kameral-Zahlamt angewiesen worden seyen". Nach einem Aktenstück im Archiv d. Minist. d. Inn. (IV. M_2, 270, ex 1783—1793) erhielt Blumauer für „Poesien, auch Wochenschriften und Romane" 250 Gulden und vom Mai 1784 an aber 400 Gulden[1]). Wir wollen hoffen, daß das nur Zulagen für eine außerordentliche Tätigkeit waren und nicht der ganze Gehalt.

Die reaktionäre Partei spie über die Ernennung Blumauers zum Zensor natürlich Feuer und Galle. So heißt es in der Broschüre „Vier Oden in der Affaire wegen der Ode Klopstocks rc. 1782": „Vor einigen Monaten bekam er das Amt eines Büchercensors bey der kais. königl. Censurkommission — ein Jüngling von zwanzig und etlich Jahren, der gar keine Studien hat — er studierte nicht einmal die Philosophie — kann nichts, als die Belleterey — fürwahr ein rüstiger Censor." Und eine Anmerkung des Herrn Bockornius (l. c.) zur Strophe 33 äußert sich höhnisch: „So heißt es wenigstens, daß er nur eine Zuwage bey der Censur sei, und nur poetische Werke durchblättern dürfe; weil er in anderen Fächern der Künste und Wissenschaften fremd ist. Rarum Phaenomenon!!!" — Blumauer hat sich jedenfalls als Zensor im Sinne der Aufklärung bewährt; daß er sein Amt mißbraucht hätte, dafür liegt wenigstens kein Zeugnis vor. Wohl erntete er auch Lob, wenn freisinnige Schriftsteller das Wirken dieser Behörde berührten. So schreibt Friedel[2]) unter anderem: „Diese Anstalt entwickelt sich mit jedem Tage mehr nach den weisesten Grundsätzen der Freyheit des menschlichen Geistes, reducirt auf Zeit, Umstände und Bedürfniß der Nation ... Und dann sind Ihnen die Namen Retzer, Rosalino, Blumauer als Censoren ... nicht bekannt? Ich dächte, diese Männer sollten

---

[1]) Ibid. 1784, Fol. 247 (die ihm bewilligten Zulagen betreffend).

[2]) Vgl. Briefe aus Wien verschiedenen Inhalts. Lpzg. rc. 1785, II, pag. 265 ff.

Sie als solche kennen, die mit Eifer und Einsicht die Censurgeschäfte an der Seite ihrer übrigen Mitglieder betreiben." Auch Castelli fand für den Zensor Blumauer warme Worte der Anerkennung [1]). Blumauer benützte seine Stelle auch, um gegen den räuberischen Nachdruck kräftig aufzutreten [2]). Als er besonders gegen Trattner eiferte und diesen auf einer Titelvignette zur Äneis arg mitnahm, indem er ihn und andere Nachdrucker als räuberische Hunde darstellen ließ, die um ein Dichterhaupt kämpften, da wandte sich Trattner gegen den Zensor Blumauer, um die Behörden zu veranlassen, diesen kecken Streich zu ahnden und die Äneis zu verbieten. Indessen der Dichter und Zensor behielt recht, Trattner wurde abgewiesen [3]), wiewohl der Kaiser sonst den Nachdruck sogar begünstigte; Blumauer allerdings wurde vor Nachdruck

---

[1]) S. Memoir. I, pag. 286. „Auch Bl. war Zensor und ich besitze sein Geschäftsprotokoll, darin er alle Werke, welche er zu zensurieren bekam, samt seinen Noten darüber aufzeichnete, und man sieht daraus, wie jene Männer das gute, wenn auch etwas freie Wort zu verteidigen wußten."

[2]) Vgl. (Gräffer) Josefin. Kuriosa &c. Wien 1848, 1. Bd., pag. 165.

[3]) Vgl. C. v. Hock, Der österr. Staatsrat &c. Wien 1879, pag. 299: „Blumauer stellte Trattner auf einer Vignette zum II. Teile seiner Äneis als einen Hund dar, welcher ein Menschenhaupt benagt usw. Trattner beschwerte sich darüber bei der Zensurshofkommission, und die böhm.-österr. Hofkanzlei legte das Sitzungsprotokoll dieser Kommission, in welchem der Beschwerde Erwähnung geschah, dem Kaiser mit einem Berichte vor, welcher den entrüsteten Schriftstellern gewissermaßen recht gab, das von Sonnenfels gebrauchte Prädikat (S. nannte Tr. einen Straßenräuber) . . . treffend bezeichnete, Bl. damit entschuldigte, daß der Name Trattner auf dem Halsbande des von ihm so charakterisierten Hundes mit freiem Auge kaum zu lesen sei (auf dem Halsbande steht: T. v. T.) und schließlich beantragte: dem Trattner sei wegen der Unverschämtheit, womit er sich über die ihm widerfahrene Zurechtweisung beklagt habe, ein Verweis zu erteilen. — Der Staatsrat machte diesen Antrag zu dem seinigen und meinte: Trattner sei mit seiner Beschwerde auf den Rechtsweg zu verweisen. — Hiernach entschied auch der Kaiser am 16. Mai 1785."

in Österreich wenigstens geschützt (vgl. Protok. f. N.-Ö. 1786, Fol. 294).

Ob nun diese Stelle als Zensor den Dichter, der wohl durch seine Werke sich auch eine Nebeneinnahme zu sichern wußte, allein ernährte, das ist eine andere Frage. Gewiß ist es, daß er noch nebstbei Sekretärsdienste leistete, sei es nun im Dienste Ignaz von Borns oder der freimaurerischen Verbindung, der er angehörte. Jedenfalls wurde er von dieser Seite her noch unterstützt und in der Mitgliederliste der Loge zur Eintracht (vgl. Lewis, Gesch. d. Freim. i. Österr., Wien 1861, pag. 27) erscheint er als: „Bücher-Censor, Secretär und geschätzter Dichter". Jedenfalls verwendete ihn Born, eines der Oberhäupter der österreichischen Freimaurerei, noch in dieser Privatstellung, Blumauer wohnte auch in dessen Hause [1]) und machte mit ihm Reisen zu maurerischen Zwecken.

Blumauers Beitritt zum Geheimbund der Freimaurerei war für seine Anstellung sicher mitbestimmend. Niemand konnte sich damals dieser Vereinigung, die eine Art Akademie der schönen Künste und Wissenschaften bildete, entziehen, ohne die Partei der Aufklärung gegen sich zu haben. Die Protektionswirtschaft dieser Logen machte sich manchmal sicher unangenehm geltend. Blumauer dürfte bereits seit dem Jahre 1781 der Wiener Loge „zur wahren Eintracht" angehört haben [2]) und spielte bald in dieser eine kleine Rolle. Er stand zwar nie an leitender Stelle, aber er schwang sich zum „Hausdichter" auf, besorgte die Redaktion des „Journals für Freimaurer", zu welchem er auch viele Gedichte und Prosaaufsätze beisteuerte, und schließlich übernahm er auch Korrespondenzen und die Vertretung der Loge nach außen hin. Blumauers Gedichte, die er für seine Loge schrieb, tragen alle den Charakter des Gelegenheitsgedichtes an sich und

---

[1]) Vgl. Keil, Wiener Freunde. Wien 1883, pag. 35, 38, 39.

[2]) Vgl. Abafi, Gesch. d. Freim. in Österr.-Ung., Budap. 1893, 4. Bd., pag. 308.

sind selbst als solche höchst mittelmäßig zu nennen. Jedenfalls bilden sie kein Ruhmesblatt in der Entwicklung des Dichters. Sie sind übrigens in mehrfacher Auflage trotz alledem erschienen[1]), was sowohl durch den Zeitcharakter erklärbar ist, als auch durch ihren intimen Zweck; sie dienten später vielfach als freimaurerische Liedersammlung. Wenngleich diese Gedichte in ihrer Zeit viel unverdientes Lob fanden[2]), so haben später einsichts- und geschmackvolle Brüder selbst über ihre unangenehmen Seiten absprechend geurteilt. Philosophischen Gehalt weisen sie gewiß in keiner Hinsicht auf, es sei denn die Lebensweisheit des Wiener „Backhändeltums"; sicherlich sind sie oft witziger als ähnliche Erzeugnisse, aber ebensooft noch trivialer, voll plumper Anspielung und Schmeichelei, besonders zum Lasziven sich neigend. „Sie gereichen ihm nicht zur Ehre", schreibt Abafi (l. c., 4. Bd., pag. 303), „noch weniger den Freimaurerfrauen seiner Zeit, die ihn aber mit Vorliebe gehört haben müssen, denn es verging fast keine Gelegenheit, wobei er nicht mit seinen eben gekennzeichneten Produkten vor sie hintrat." Solche „Schwesterngesundheiten" schrieb der Dichter bei den Tafellogen und Schwestertafeln am 10. Dez. 1782, 1783, 1784 und am 30. Jänner 1785, zum Johannisfeste 1782, 1783, zum Namenstage Borns 1783, zur Geburtsfeier Borns 1783,

---

[1]) Freimaurergedichte von Blumauer. Wien 1786, 8°; 2. Aufl., Wien 1791, 8°; (Nachdruck) Frft. u. Lpzg. 1786, 8°; unt. d. Tit.: Freimaurer-Lieder, Cölln 1802, 12°, u. 1809, 8°; sie erschienen auch in: Gedichte und Lieder von d. Bbrn. der □ zur wahren Eintracht im O. v. W. (Wien 1783, Wappler, gr.-8°, VIII u. 104 S.) u. in neuer Ausgabe mit Musik, Wien 1784, Wappler. Qu.-Fol. (Vgl. Kloß, 1059, 1574.) Getadelt im u. Arch. f. Frm. Rosenkr. II, 406.

[2]) Vgl. Realztg. Wien 1785, pag. 767 f.; 1786, pag. 42 f. Übertrieben ist das Lob des deutschen Merkurs (1786, II, Anz. LIII f.): „. . . es sind Kinder von Bl.'s geistvoller Muse, die sich hier den mystischen Schleyer nur darum über das Gesicht geworfen zu haben scheint, um desto süßer und lieblicher darunter hervorzulächeln &c. &c."

ferner ein Versöhnungslied an die Schwestern, 1784[1]) usw. Insbesonders war es Borns schöne und geistreiche Tochter Maria Gräfin Bassegli, die als „Rosenkönigin“ und als Schwester „Rosennähterin“, weil sie alle Brüder mit Rosenschleifen beschenkte, von Blumauer besungen wurde; nicht minder feierte er ihren Vater, den bekannten Naturforscher. Mit diesem machte er auch Reisen zur freimaurerischen Propaganda, unter anderem war er in seiner Begleitung im Dezember 1784 in Klagenfurt, offenbar um dort die feierliche Installation der Loge zu bewerkstelligen[2]). Bei dieser Gelegenheit wurde er mit Born auch nach Innsbruck eingeladen[3]), über welche Stadt die beiden dann ihre Rückreise zur Freude der dortigen Brüder nahmen.

Mehrere dieser Gedichte bei ganz hervorragenden Ereignissen sind auch im Separatdruck erschienen, so: „Meisterloge, bey Eröffnung und zum Schluß (o. J. u. O.) 2 Bl., 8°“[4]) und „Joseph der Zweyte, Beschützer des Freymaurerordens. Wien 1786, 8° (Wien. Stadtbibl.)“. Das letztere Gedicht erschien anläßlich des kaiserlichen Erlasses über die Freimaurerei in Österreich, der die Vereinigung aller Logen in eine einzige befahl, um manchem Unfug zu steuern. Dieser Erlaß war eigentlich mehr eine Rüge, aber man verschluckte die bittere Pille und die freimaurerischen Dichter besangen Josef als Förderer der Freimaurerei:

„. . . Weil mit ihm der Orden festen Blickes,
Und von einem gleichen Geist belebt . . .“

Freilich erschienen hinterher zahlreiche anonyme Schriften aus dem freimaurerischen Lager, die gegen die kaiserliche Verordnung auftraten. Auch Blumauer führte so eine doppelte

---

[1]) Vgl. auch: „Herrn Blumauers Versöhnungslied an die Schwestern. Beantwortet von einem Frauenzimmer. Jena (?), 1786, 8°.“

[2]) Vgl. auch Abafi, l. c., 4. Bd., pag. 373.

[3]) Vgl. L. Rapp, Freimaurer in Tirol. Innsbr. 1867, pag. 137. Brief der Innsbrucker Loge vom 7. Dez. 1784 an Born.

[4]) S. Abafi, l. c., 4. Bd., pag. 300.

Sprache und goß in einer anonym erschienenen Broschüre: „Joseph der Zweite und die Freimaurer; was der Erstere gethan hat, und die Letztéren hätten thun sollen. O. O. (Wien, Wucherer), 1786, 8°" [1]) die ätzende Lauge seines Witzes über die Verfügung aus. Er persifliert die Widersprüche und Inkonsequenzen derselben ziemlich amüsant, wenn er schreibt: „Ich kenne den Orden nicht, will ihn nicht kennen — aber schützen" (als ob ein Monarch etwas schützen dürfte, was er nicht kennt). — „Es sind die rechtschaffensten Männer dabei" — aber Gaukeleien gehen wirklich vor und Geldschneiderei ist zu besorgen. „Er hat keine Neugierde, sie zu beunruhigen" — aber die Listen müssen durch die Landesstellen gehen, wo jeder Kanzlist den Namen seines vielleicht mitgaukelnden Präsidenten finden kann! „Ich tue mehr für die Freimaurer als andere Fürsten" (auch mehr als König Friedrich?) „und bin gar nicht neugierig zu wissen, was bei ihnen vorgeht — aber ich mische mich sogar in ihre innere Verfassung und reguliere sie!" — Blumauer sagt im weiteren, daß der Kaiser vielleicht wohl getan hätte, den ganzen Freimaurerorden aufzuheben, aber er hätte ihn nicht beschimpfen sollen, da sein Vater sich dazu bekannt hatte. Zuletzt wendet sich Blumauer werkwürdigerweise gegen die Speichelleckerei der Freimaurergedichte, seine nahm er wohl aus.

Blumauer leitete auch das „Journal der Freymaurer", das von 1784 bis 1786 in Wien erschien und nur an Mitglieder abgegeben wurde. Außer zahlreichen Gedichten erschienen auch eine Anzahl Prosaaufsätze aus seiner Feder darin, die sämtliche mit dem Wesen der Freimaurerei im Zusammenhang stehen [2]). Diese freimaurerischen Predigten einer

---

[1]) Vgl. Kloß. — Bei Herrn v. Portheim, dem ich hier wie immer meinen Dank für seine freundliche Unterstützung abstatte.

[2]) Die Wiener Hofbibl. besitzt übrigens noch eine ungedruckte derartige Arbeit Blumauers, betitelt: „Welche sind die Mittel, die Lauigkeit der Mitglieder in Ordensgeschäften zu verhindern?" — Wie

recht seichten Lebensauffassung, die noch dazu von bestimmten Zeitverhältnissen und inneren Beziehungen auf die Wiener Loge abhängig sind, können kaum einen dauernden philosophischen Wert beanspruchen; selbst der größere Aufsatz: „Versuch einer Geschichte der alten Ritterschaft in Bezug auf die Feimaurerey“, der in der Freimaurerei nur eine edlere und regenerierte Blüte der alten Ritterschaft in bezug auf nationale Größe und Religion in kultureller Durchbildung sehen will, kann neben der aufklärenden Tendenz gegenüber dem „finsteren Mittelalter“ nur mehr einen historischen Wert beanspruchen.

Blumauers Stellung zur Freimaurerei war eine zu prononcierte, als daß sie ihn nicht in der Zeit der Reaktion manchen Angriffen preisgegeben hätte, die manchmal, wie wir sehen werden, ernste Folgen hätten haben können. Das dumme Pamphlet: „Die zwei Schwestern P*(rag) und W*(ien) oder neu entdecktes Freymaurer- und Revolutionssystem, 1796“, angeblich von L. A. Hoffmann herrührend[1]), das in einer Kritik sämtlicher Mitarbeiter des längst eingegangenen „Journals für Freymauer“ diese als „Jakobiner“ denunzierte, schonte auch Blumauer nicht. Der anonyme und wohl lächerliche Denunziant schrieb (pag. 10 f.) unter anderem: „Jedermann weiß, wie äußerst kritisch die österreichische Censur bey Druckung aller Bücher ist. Dieses Journal ist, ohne alle k. k. Censur, dennoch selbst in Wien gedruckt Ja pag. 250—252 heißt es, die Loge zur wahren Eintracht verlege dieses Buch selbst und man habe sich deßhalb — wohlgemerkt — bey dem k. k. Büchercensor Blumauer anzumelden. Sogar will man versichern, Blumauer habe die eigene Freymaurer Buchdruckerey in seinem Hause. Wie sehr wird doch die Kaisergüte Franzens hintergangen! Selbst

aus dem Manuskript hervorgeht, so ist dies eine Art Prüfungsarbeit für den Eintritt in den Freimaurerorden.

[1]) Wohl kaum wahrscheinlich, da dieser besser informiert war.

bezahlt der österreichische Staat seine Verräther, um durch sie gestürzt zu werden. Zu wünschen wäre noch, Blumauer hätte einzig diese Stelle; aber es ist bekannt, daß bereits alle Censoren in Wien Freymaurer sind." Dieser närrische Angriff fällt durch seine Verlogenheit in sich selbst zusammen, denn Blumauer war um 1796 längst pensioniert und das Journal erschien bereits seit zehn Jahren nicht mehr [1]), daher auch die „Kaisergüte Franzens" nicht hintergangen werden konnte. Wenn die österreichische Regierung noch etwas versäumt hatte, so war es die Konfiskation der Äneis, zu welcher der Denunziant indirekt riet [2]).

Es war erklärlich, daß Blumauers hervorragende literarische Stellung nach dem Erscheinen der Gedichte und der Äneis, verbunden mit seinem starken ausgeprägten satirischen Talent, ihn auch als Zensor und Protektor der österreichischen Literatur- und Kulturverhältnisse erscheinen ließ. Sein aggressiver Charakter, der Zug des Satirikers, überall anzubinden, war schon früh in verschiedenen, auch literarischen Polemiken, wie wir sahen, zutage getreten und kam jetzt nur noch heftiger und vielleicht unerquicklicher zum Ausdruck: Nie herrschten die literarischen Händel Deutschlands stärker als im 18. Jahrhundert, wo Klotz den Ton dazu angegeben hatte. Die Fortschritte der Aufklärung in Österreich gaben dem langweiligen Jesuitenriecher Nicolai, der mit dem Dünkel eines Parvenüs eifersüchtig die Kulturverhältnisse

---

[1]) Es hat allerdings den Anschein, als ob diese Denunziation bereits in der josefinischen Zeit abgefaßt worden wäre. Da die Zeit für einen Druck nicht günstig war, so blieb sie liegen und als sie in einer gelegeneren Zeit erschien, nahm sich der Verfasser nicht die Mühe, sie zeitgemäß zu verbessern, auf ein paar Verleumdungen mehr oder weniger kam es auch einem L. A. Hoffmann nicht an.

[2]) L. c. pag. 114: „So erklärt sich der hocherleuchtete Blumauer zur Verführung seiner Landsleute in Wien ohne Scheu. Man lese noch dazu den travestirten Virgil, gedruckt mit Erlaubniß der weltlichen Obrigkeit."

der alten katholischen Städte überwachte, Veranlassung, eine Reise in die süddeutschen Länder zu wagen, um auf ihre Kosten sein Berlin glänzend zu beleuchten. Mit vieler Flüchtigkeit und trotzdem vieler gelehrter und weitschweifiger Pedanterie gab er eine dickleibige „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781" heraus. Obwohl schon Nicolai mit Blumauer eine gemeinsame aufklärende Tendenz verfolgte, beide gehörten der Freimaurerei an, so war doch Nicolais Schilderung der Wiener Kulturverhältnisse eine so lieblose und feindselige, daß er kein Wort der Aufmunterung für den schweren Kampf gegen die reaktionäre Partei fand und bestehende Übelstände sichtlich vergrößerte. Außerdem hatten ihn die besten Kreise Wiens mit Achtung aufgenommen und sahen sich jetzt für ihre Gastfreundschaft übel belohnt. Objektive Kritik hätte man wohl ertragen, aber dieser partikularistischen Tendenz zugunsten Berlins setzte man ebensolchen Lokalpatriotismus entgegen. Auch hatte es Nicolai versäumt, bei allen hochvermögenden Leuten in Wien anzuklopfen und so bedeutete man ihm nun, vor seiner eigenen Tür zu fegen. Blumauer, der sonst den Wienern in seinen Gedichten und in der Äneis manche bittere Dinge sagte, nahm den Kampf mit Nicolai zuerst auf, nicht ohne von seiner Loge dazu ermuntert worden zu sein, wie Nicolai später in Erfahrung brachte. Bretschneider, Nicolais Spion in Wien, schrieb unter anderem [1]) über die Ursache der üblen Aufnahme der Reisebeschreibung an Nicolai folgendes: „Baumstark, d. i. Born hatte den 3. und 4. Teil (der Reise Nicolais) für den Kaiser übernommen und das war ein Fehler, weil er zur Partei des Florus (Blumauer) gehört." Es ist wahrscheinlich, daß Nicolai bei seinem kurzen Wiener Aufenthalt es verabsäumt hatte, sich mit Born und Blumauer bekannt zu machen, deren verletzte Eitelkeit nun den wahren Ausgangspunkt des literarischen Kampfes bildete.

[1]) Vgl. R. M. Werner, Aus d. josef. Wien 2c., 1888, pag. 133.

Schon im Jänner 1783 ließ Blumauer in der Realzeitung eine beißende Notiz gegen Nicolais Reise zum Abdruck bringen und bald darauf erschien von ihm auch unter dem Pseudonym „Obermayer" [1]) ein gereimtes Pasquill gegen Nicolai, betitelt: „Prolog zu Herrn Nicolais neuester Reisebeschreibung. Wien 1783, 8°" (Wien. Stadtbibl.). Blumauer holt zum Schlage weit aus, indem er im Versmaß der Äneis und in seiner zynischen Art eine Geschichte des literarischen Pamphlets von seinem Anfange bis auf Nicolai gibt, wie es sich als böses Gift immer weiter verbreitete, bis es in Nicolai zum stärksten Ausdruck kam; Nicolai bereitete sich in seiner „allgemeinen deutschen Bibliothek" einen eigenen Kanal aus Löschpapier, nur damit das Gift von seinem Munde ablaufen könnte. Nun mußte man den Wütenden an eine Kette legen, wo er noch genug Leute mit seinem giftigen Zahne anfiel; schließlich riß er sich los und begab sich nach Wien, wo er sich beim Ratzersdorfer Wein und Lungenbraten sehr wohl fühlte. Indessen wurde alles, was er in Wien gesehen und gegessen, zu Gift und er kam noch toller nach Berlin zurück. Dort mußte ein Collegium medicum einberufen werden, das sich für Purgieren entschied:

„Nach langem Drucken endlich wich
Das Gift von ihm, er gab von sich
Acht dicke Bände Reisen:
Dazu lud er uns schriftlich ein
Und wer von der Partie will sein,
Dem wünscht' ich — wohl zu speisen."

Boshaften Witz muß man dem Pasquill wohl zugestehen, wenngleich es schon kürzer sein könnte. Die „Allg. dtsch. Bibl., Bd. 56, pag. 524 f." nahm natürlich zu diesem Produkt indigniert Stellung, aber in der Wiener Gesellschaft

---

[1]) Obermayer war der nom de guerre eines Wiener katholischen und äußerst orthodoxen Geistlichen, Namens Pochlin. Nicolai fiel natürlich auf diese List nicht hinein, die dazu bestimmt war, ihn noch ärger zu blamieren, da er durch seine Spione zu gut unterrichtet war.

fand der Dichter sicher sowohl heimlichen als offenen Beifall, so daß er sofort zu einem zweiten Schlage in Form einer Rezension ausholte, die er zuerst in der Realzeitung (1783) und dann in Form einer Broschüre erscheinen ließ, der er folgenden kuriosen Titel gab: „Prozeß zwischen Herrn Fr. Nicolai, Buchhändlern in Berlin, an einem, dann denen 797 Pränumeranten, die auf besagten Herrn Nicolai neuesten Reisebeschreibung ihr Baares vorhinein bezahlten, andern Theils, welcher zu Wien im Realzeitungs-Comtoire von Rechts wegen verführet wird. Allen Buchhändlern, die auf so eine Art reich werden wollen, zum schrecklichsten Beispiel theilweis herausgegeben. Lpzg. (Wien) 1783, 1. Th. u. 1784, 2. Th. 8° (Wien. Stadtbibl.)." In diesem Pamphlet will Blumauer untersuchen, ob die Pränumeranten wirklich auf ihre Rechnung kommen und die von ihnen bezahlte Ware gut oder schlecht ist. Indem er nun auf Einzelheiten der Reise eingeht, kommt er mit zahlreichen satirischen Ausfällen zu dem Resultat, daß Nicolai statt der versprochenen deutschen Merkwürdigkeiten nur gedruckte Nichtswürdigkeiten gab. Er ahmt die umständliche, scheinbare Gelehrsamkeit, die pedantische Wichtigtuerei Nicolais in den unbedeutendsten Dingen mit Laune nach und erklärt das ganze Werk als eine leere Buchhändlerspekulation. Dieses Pamphlet schließt noch mit einem Gedicht ab, betitelt: „Nicolais Reise, ein Lied nach der bekannten Melodie: Es waren einmal drei Schneider g'west ꝛc.", das noch einmal die Reisebeschreibung verspottet, indessen der grobe Spaß zog sich in die Länge und verlor immer mehr an Wirkung.

Gewiß verdiente Nicolais Reisebeschreibung eine Zurechtweisung, denn sie war voll Fehler und tendenziöser Entstellungen, aber in würdiger Form wäre die Beschämung Nicolais nur größer gewesen, der sich jetzt als Märtyrer der Aufklärung fühlte, er, der in seiner Art intoleranter als katholische Fanatiker war. Anderseits hatte sich der Berliner Kritiker mit Recht gegen die Überhebung der österreichischen Aufklärungsautoren gewendet, die kümmerlich von den Abfällen

anderer Literaturen zehrten und nun die Führung des deutschen Parnasses bereits in ihren Händen glaubten. Nicolai wußte wohl, daß der Schuß aus dieser Richtung kam und erklärte [1]), daß der Verfasser dieses Pamphlets sich zum Werkzeug der Rache habe machen lassen und im Grunde nichts als ein elender Bänkelsänger, einer jener zahllosen armseligen Frösche wäre, die in den Pfützen Wiens den Vorübergehenden die Ohren vollquaken. Blumauer machte sich den Scherz, diese Kritik mit der Bemerkung „von einem Berlinerrezensenten" in der Realzeitung (1783, pag. 314) abzudrucken. Daß sich der Streit so zuspitzte, lag aber sicher auch in dem Umstand, daß man einen Ausländer, noch dazu einen „Preußen", gastfreundschaftlich aufgenommen hatte und dieser die Zuvorkommenheit nicht dazu benützte, sich besser zu informieren, sondern im Gegenteil dazu, selbst die guten Eigenschaften des Österreichers böswillig zu entstellen. Blumauer wußte wohl, daß er die Herzen seiner Landsleute gewann, wenn er hier seinen Lokalpatriotismus entfaltete, freilich tat auch er des Guten zu viel. Obwohl Nicolai scheinbar über diese Pamphlete zur Tagesordnung schritt, so blieb ihm doch eine Wunde zurück und er beklagte sich bitter über diese Behandlung durch einen österreichischen Schriftsteller. Man begreift zwar nicht, wie er etwas anderes als derartige Angriffe erwarten konnte, indessen sein Brief an Gebler vom 2. Mai 1784 beweist auch, wie sehr zerfahren durch verschiedene Cliquen das österreichische Literaturwesen war, das denselben Mann als Feind und Freund seiner Sache aufnahm. Allerdings spricht aus diesem Brief auch sichtlich der Wunsch Nicolais, manches wieder gut zu machen. Er schreibt: [2]) „Wenn Hr. Blumauer oder sonst jemand fortfährt mich so unwürdig ferner zu behandeln, als er bisher gethan hat, so schadet er mir nicht, denn jeder Vernünftiger sieht doch den Werth oder Unwerth

---

[1]) Vgl. 53. Bd. d. allg. dtsch. Bibl., l. c.

[2]) S. R. M. Werner, Aus d. josef. Wien 2c., 1888, pag. 119 f.

meines Buchs ein, und die vereinte Stimme des übrigen Deutschlands, ja selbst Ew. Exzellenz eigenes Urtheil kann mich bey der Überzeugung beruhigen, daß meine Sorgfalt und Wahrheitsliebe nicht verkannt werden. Aber vielleicht kann Ew. Excellenz, als eines der größten Gelehrten in Wien, als eines wahren österreichischen Patrioten Rath etwas beytragen, den Flecken von Wien abzuwischen, daß derjenige, der über Wien freymüthig redet, schlechterdings geschändet werden müsse. Vielleicht kann Ew. Excellenz Rath einen jungen, durch eigene und fremde Eigenschaften bethörten Mann, auf den rechten Weg bringen, daß er erkennet, wie sehr er sich und seine Talente schändet, wenn er fortfährt, sie auf eine so unwürdige Art zu mißbrauchen. — Ich weiß es, daß ich die Ehre habe, mit Ew. Exzellenz in einer ehrwürdigen Verbindung (sowie ich vermuthe auch in einer innern mir sehr schätzbaren) zu stehen. Dieser junge Mensch, der gegen mich, alles was einem Gelehrten ziemet, aus den Augen setzt, will sich auch zu der ehrwürdigen Zahl der Mr. zählen. Mag er es wohl bedenken, in welchem Mißverhältnisse sein Betragen gegen mich, gegen die Pflichten eines Gelehrten, eines ehrlichen Mannes und eines Mrs. steht? Ein reisender Br. hat mir gesagt, wie sehr unwürdig man, bey gesuchter Gelegenheit, sogar in der □ zur wahren Eintracht über mein Buch gesprochen worden (sic!), das doch gewiß nicht dahin gehört. Bittrer und blinder Haß verträgt sich nicht mit wahrer Eintracht, auch nicht gewiß mit den Pflichten eines Maurers gegen jeden Nebenmenschen, noch weniger gegen einen Br. Dieser Jüngling macht sich auch als Herausgeber des Journals für F. M. bekannt. Was sollen Mr., was sollen p—e (Profane) denken, wenn an der Spitze eines Werkes, das ein Denkmahl einer ehrwürdigen Gesellschaft seyn soll, ein Jüngling stehet, der sich nicht entblödet, alles zu vergessen, was ein Gelehrter sich selbst und andern schuldig ist, selbst keine Wahrheitsliebe zeigt und sie an andern nicht lieben will. Kann dieß der Königl.

Kunst, kann es Österreich, kann es Wien, kann es diesem jungen Manne zur Ehre gereichen? — Ew. Excellenz verzeihen, daß ich über diese Materie etwas weitläufig gewesen bin. Sie laßen mir gewiß die Gerechtigkeit widerfahren, daß es nicht meinetwegen geschieht, da ich bey solchen Angriffen nichts zu verlieren habe; sondern selbst Wiens wegen, und eines Jünglings wegen, den ich wegen seiner aufblühenden Talente, die ich nie verkennen werde, gern hochschätzen möchte, und der mich durch seine Aufführung bisher gezwungen hat, ihn nicht hochzuschätzen, endlich der Ehre der Gelehrsamkeit wegen, die durch alle Angriffe ohne Wahrheitsliebe, ohne Einsicht und ohne Anständigkeit aufs Spiel gesetzt wird." — Nicolai hat sich in der Tat später dem Talent Blumauers nicht in den Weg gestellt, die Rezensionen der „Allg. dtsch. Bibl." sind eher günstig als abfällig zu nennen, jedoch mied Blumauer auch ferner eine Berührung mit Nicolai und besuchte ihn bei seiner Anwesenheit in Berlin (1787) nicht [1]).

In demselben Jahre, als er Nicolai angriff, wandte er sich in einem anderen satirischen Gedichte: „Der Bock und die Ziege. Keine Fabel. Seinem Freunde P. P. P. Pelliceus gewidmet von Obermayer. Wien 1783, 8° (Wien. Stadtbibl.)" anderseits gegen einen Mann aus dem reaktionären Lager, wahrscheinlich gegen den bekannten fanatischen Geistlichen bei St. Stephan, den Pater Patricius Fast. Das Gedicht hat sonst geringen Wert, es ist im Fabelton geschrieben, indessen die Fabel ist eine banale und ohne Pointe, außerdem ist es ohne Kommentar wohl direkt unverständlich und langweilig [2]). Blumauer bediente sich auch hier mit Absicht des Pseudonyms

---

[1]) Vgl. Sitzungsber. d. phil. hist. Klasse d. k. Akad. d. Wissensch. Wien 1899, II., pag. 31.

[2]) Die „Allg. dtsch. Bibl., Bd. 84, pag. 23 f." äußert sich abfällig darüber und nennt die Fabel „eines Stoppe" würdig. Lob findet sich dagegen in der Realztg. 1783, pag. 697.

Obermayer (= Pochlin, s. früh.) [1]), um sich den Spaß zu erlauben, den Pater Fast durch einen Gleichgesinnten angreifen zu lassen. Den genauen Anlaß dieser Satire vermochte ich nicht zu ermitteln, nur die „Briefe aus dem Himmel, Berlin 1786, 2. Lief., pag. 9“, die den Pater Fast zerzausen, lassen folgendes darüber fallen: „Das Ärgerniß, das Sie (Fast) durch ... die Pelzgeschichte ... durch die Widerlegung eines gewissen ‚Glaubensbekenntnisses [2]) ꝛc.‘ gaben, lagen centnerschwer auf der Wage.“ Und in einer Anmerkung zu „Pelzgeschichte“ heißt es weiter (pag. 28): „Vermuthlich hat das kleine in Wien erschienene Gedicht: Der Bock und die Züge (!), Bezug auf diese Geschichte.“ Tatsächlich spielt in dieser Fabel ein Pelz (daher Pelliceus) die Hauptrolle, indessen würde man glauben, der Angriff richte sich gegen einen Wucherer. Leider haben die Zeitungen von dieser sonst unbedeutenden Affäre keine Notiz genommen [3]). Es könnte wohl möglich sein, daß Fast Blumauer auch in einer seiner berüchtigten Predigten angegriffen hatte und irgendeinen albernen Vergleich anwandte, in Fasts Schriften, so weit sie mir zugänglich waren, hat sich nichts finden lassen. Daß die Satire auch sonst sich auf Fast beziehen muß, bewiesen die drei P. im Titel, Pater Patricius hieß er und mit dem dritten P., daß Präputius heißen soll, beschenkten ihn die Aufklärer anläßlich eines

---

[1]) Vgl. Die Brieftasche. Wien 1783, pag. 27 f., wo sich eine ironische Kritik in der Art findet, als ob das Gedicht von dem wirklichen Obermayer herrührte.

[2]) Fast widerlegte Bl.s Gedicht „Glaubensbekenntnis ꝛc.“ (s. sp.) — Richter, der Verf. der „Briefe aus dem Himmel ꝛc.“, machte sich auch den Scherz, in einer Anmerkung zu: „Glaubensbekenntnis“ Nicolai und Fast in Zusammenhang zu bringen, indem er schreibt: „So elend diese Widerlegung auch geschrieben, so freut es mich doch, daß er dem B—r eines mit seiner Wolfsklinge versetzt hat. Ich bin dem Mann von Herzen gram, weil er meinem Mitkollega vor der ganzen Welt bewiesen hat, daß noch Niemand über eine so kleine Reise, so große Bände von Unsinn geschrieben habe.“

[3]) Unverständliche Anspielungen darüber enthält auch die Zeitschrift: Teufeleyen, Möncuereyen ꝛc., 1784, II, pag. 36 ff.

albernen Ausspruches de praeputio Christi, Pelliceus sollte vielleicht das vierte P. sein.

Noch weitaus größeres Aufsehen, das über die Grenzen Österreichs hinausging, erregte aber ein anderes Gedicht Blumauers aus dieser Zeit, das auch im Einzeldruck erschien. Es ist dies das: „Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit Ringenden. (Wien) 1785, 8° (Wien. Stadtbibl.)[1]". Wir wundern uns heute über den grenzenlosen Erfolg dieser langatmigen Auseinandersetzung zwischen Vernunft und blindem Glauben, die ohne formale Schönheiten hier vorgetragen wird. Der philosophische Gehalt dieses Gedichtes, das den Naturalismus des Dichters oder besser das Gebet eines Rationalisten des 18. Jahrhunderts ausdrücken soll, ist kaum ein tiefer; mit wenigen logischen Mitteln, mit einem Spiel von Antithesen, das in jeder Strophe wiederkehrt, soll etwa die Lebensanschauung eines österreichischen Aufklärers und Freimaurers bestritten werden, der als Christ verhalten ist, blind an die Offenbarung zu glauben, aber als Philosoph und Mitglied der fortschreitenden Kulturgemeinde mit seinem Verstand dabei in Konflikt gerät[2]). Das könnte gewiß kürzer gebracht werden, und man sieht dem Gedicht seine erste Bestimmung, als gereimte Gelegenheitsrede, die bei einem Logenfeste über Borns Aufforderung[3]) gehalten wurde, auf

---

[1]) Auch Herrenhuth (Wien) 1786, 8°; 3. Ausg. Wien 1786, 8°. — H. W. setzt die Jahreszahl fälschlich mit 1782 an. Ursprünglich erschienen im „Journal f. Freim., Wien 1784, III, pag. 216 ff."

[2]) Wir können uns auf die theologischen Seiten dieses Gedichtes nicht weiter einlassen, denn es ist überhaupt fraglich, ob Blumauer wirklich bewußt zu besonderen theologischen Fragen Stellung nimmt. Er will wohl nur ganz allgemein als Dichter diesen Konflikt bewältigen; wer indessen für die philosophischen und theologischen Werte dieses Gedichtes Interesse hegt, den verweisen wir auf „Tieftrunks Zensur des christlich-protestantischen Lehrbegriffes, I, pag. 222 ff.", wo das Gedicht in dieser Hinsicht analysiert wird.

[3]) Vgl. Gerning, Reise durch Österreich und Italien, Ffft. 1802, I, pag. 82.

den ersten Blick an; in dieser Hinsicht mochte es hinlänglich seinen Zweck erfüllen. Weder in seinen poetischen noch gedanklichen Qualitäten liegt das Aufsehen, das es nachträglich erlangte, sondern einzig in dem Umstande, daß es in Österreich erschien, das noch vor wenigen Jahren in der tiefen Nacht des Klerikalismus lag, daß ein Österreicher die Kühnheit hatte, derartige Fragen aufzurollen, in dem Mute der aufklärenden Tendenz allein bestand der ganze Erfolg, der mit dem Widerstand natürlich nur wuchs.

Wenn wir einer sonst wohlunterrichteten Quelle[1]) Vertrauen schenken, so hatte Blumauer nicht die Absicht, dieses Gedicht zu veröffentlichen, was auch Gerning behauptet. Diese Quelle schreibt über die Geschichte des Druckes folgendes: „Das Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit Ringenden, so ich Dir hier auch beylege, ist von unserm jungen Dichter Blumauer, der es einigen guten Freunden vorlas; von diesen Freunden gab es einer wieder seinem Freunde, dem Doktor R**n (Rebsamen), der es Weimarn gab, um eine Spekulation damit zu machen, weil er ihm, unverdienter Maßen, von ganzem Herzen wohl will. — Weimar brachte es zu Wucherer[2]), der es verlegen ließ; und da er sah, daß es gut abgieng, so zahlte er ihm, wenn anders Weimar nicht zu viel ansetzte, 36 fl. für das Manuskript, das ist, er schrieb es ihm gut auf Abzahlung des Kapitals, daß auf der Offizin haftet. — Das Ding erlebte in kurzer Zeit 4 bis 5 Auflagen, so unbedeutend und so vielen Widersprüchen es unterworfen ist; denn der junge Poet ist ein ewiger Zweifler, und wer wenig (soll wohl ‚ewig‘ heißen) zweifelt, der beweist nie etwas.“ — Wir können nur hinzufügen, daß das Gedicht zum mindesten ein Jahr früher (1784) im „Journal für Freymaurer“ erschienen war und daß dieses Journal trotz seines privaten

---

[1]) S. Briefe üb. d. gegenwärtig. Zustand d. Lit. u. d. Buchhandels i. Österr. 1788, pag. 121.

[2]) Weimar und Wucherer waren Wiener Buchdrucker.

Charakters durch Mißbrauch oder Zufall und somit auch das Gedicht in die Öffentlichkeit kommen konnte. Nachdem es einmal irgendwo gedruckt war, lag es nicht mehr bei Blumauer, daß sein Opus weiteren Kreisen unbekannt blieb. Selbstverständlich eiferte der öffentliche Druck aber die kirchlichen Kreise an, gegen ein derartiges literarisches Produkt, das die Grundfesten der römisch-katholischen Kirche zu erschüttern suchte, den höchsten Widerstand zu leisten, freilich mit wenig Erfolg, da sich die Aufklärer glücklicherweise die Zensur zu sichern wußten.

Bereits am 12. September 1785 beschwerte sich der Kardinal Migazzi[1]) über das von der Zensurskommission tolerierte Gedicht: „Glaubensbekenntnis ꝛc." Er fühlte sich auf das strengste verpflichtet, alles, was der heiligen Religion zu nahe trete und die rechtgläubigen Untertanen des Kaisers dieser göttlichen Gabe zu berauben einen nicht entfernten Anlaß geben könnte, dem Kaiser vor Augen zu legen. Denn wenn er es durch ein sträfliches Stillschweigen nicht täte, so würde er Gott, der Kirche und Seiner Majestät selbst untreu sein, was er noch näher begründete. Der oberste b. ö. Kanzler Leopold von Kolowrat berichtete in einer Note vom 16. September hierüber, er und van Swieten wären der Meinung, daß dieses nach den Direktivregeln der Zensurskommission nicht erlaubte, sondern bloß tolerierte, zum Verbot aber nicht geeignete Gedicht ohnehin wegen der Sprache und seiner Schreibart der geringeren Klasse nicht verständlich sei. Martini schrieb die Worte in das Protokoll: „Ich würde mich nicht getraut haben, das Werk zu tolerieren, weil auch die nicht gerügten Worte:

‚Und einen Geist, den Du selbst frei geschaffen,
Nicht so wie sie ans Joch des Glaubens spannst',

die Offenbarung leugnen." Um aber das Aufsehen nicht zu vermehren, dürfte es bei der Tolerierung sein Verbleiben

---

[1]) Das folgende nach C. Wolfsgruber, Chr. Ant. Kardinal Migazzi, 1890, pag. 690 ff.; ferner Protok. f. Nied.-Österr., 1785, Fol. 690, und Th. Wiedemann, Die kirchliche Bücherzensur ꝛc. in Wien, 1873, pag. 112 f.

haben. Die Bedenklichkeit obiger zwei Verse solle der Kommission gegenwärtig gehalten werden. Josef II. aber resolvierte unter dem 19. September:

„Ich beaugnehme das Einrathen der Kanzley; dem Kardinal Erzbischof ist die Ursache, warum dieses Gedicht toleriert worden ist, schriftlich bekannt zu machen und sind demselben zugleich sein Irrwahn und die von ihm angeführten falsche Argumente zu erkennen zu geben."

In Ausführung dieses Auftrages belehrte unter dem 10. Oktober Chotek den Erzbischof, das „Glaubensbekenntnis" sei tolerirt, weil es als dichterische Schilderung eines im Glauben noch nicht befestigten Mannes bloß die Lage eines Zweiflers darstelle und folglich ebensowenig den Glauben verwerfe als die Vernunft verdamme. Eine unbefangene und aufmerksame Durchlesung dieses Gedichtes werde den Kardinal von der Stärke aller für den Glauben angeführten Gründe überzeugen, wozu selbst die Unruhe zu zählen sei, die sich der Zweifler dadurch zuziehe, daß er nicht wisse, wie weit der Verstand reichen könne. Da endlich selbst einleuchtend sei, daß der Zustand eines Menschen, der Gott bitte, ihm den Glauben oder den Verstand zu nehmen, mehr abschrecken als reizen werde, und also dieses Gedicht, weit entfernt, der heiligen Religion zu nahe zu treten, Seiner Majestät rechtgläubigen Untertanen, die es zu verstehen fähig wären, diese göttliche Gabe vielmehr verehrungswürdig und teuer machen müsse, so werde der Herr Kardinal ohne Zweifel erkennen, „daß seine auf Mißverstand und irrige Vordersätze gebaute Vorstellung keine Wirkung haben kann".

Da nun die weltliche Macht über die kirchliche triumphierte, so beeilten sich die kirchlichen Federn, wenigstens durch Gegenschriften die Wirkung des lästerlichen Gedichtes abzuschwächen [1]). Die größere Anzahl dieser Gegenschriften

[1]) Auch die spätere Schrift: „Die zwo Schwestern von P* u. W*, 1796, pag. 104 f." bringt noch ihre Entrüstung über das Gedicht zum Ausdruck.

stammte natürlich aus Österreich, es ist selbstverständlich, daß sie von ihrem orthodoxen Standpunkt aus recht hatten. Patricius Fast stellte sich mit einer Broschüre ein, betitelt: „Wichtige Anmerkungen über das Glaubensbekenntnis eines nach Wahrheit ringenden Mannes. Wien, o. J., 8° (Wien. Stadtbibl.)“, deren kritische Auslassungen sich aber durchaus in einer anständigen Form verhalten. Fast tat nur, was er seinem Stande streng genommen schuldig war, er geht übrigens so weit, den Dichter willig anzuerkennen. Eine ähnliche maßvolle Kritik, die auf streng kirchlichem Standpunkte fußend den Dichter auf den frommen blinden Glauben anwies, war das „Glaubensbekenntniß eines Christen gegen das Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit Ringenden. Von F. X. H.(uber)[1], Sinai und Golgatha (Salzburg), 1786, 8° (Wien. Stadtbibl.)“. Eine grobe und läppische Schmähschrift eines Klerikalen ist aber die „Antwort auf die vielfältige, künstlich in verse gesezte, und mit Lateinischen Buchstaben deutsch ausgedruckt örgerliche Zweifelsfragen Eines mehr nach Freyheit als nach Wahrheit ringenden, anbey aber in Lügen und Irrthum haftenden freyen Glaubensbekenners. Herrnhuth 1785. Gegeben von Einem uneigennüzigen alten Liebhaber der Wahrheit, Feinde der Lugen und ex Jure Naturae antiquo annoch Haare um seine Zähne tragenden Menschenfeinde. Sternruhe (Wien, b. Wucherer), 1786, 8°“[2]). Auch „in ganz Deutschland“ wurde das Glaubensbekenntnis „mit großer Theilnahme gelesen“, wie die Allg. Dtsch. Bibl. (Bd. 84, pag. 1) erklärte, und es erschienen daher auch im Reich einige Schriften für und wider. Ablehnend verhielt sich das Gedicht: „Dem Glaubens-

[1]) Huber war Zeitungscomptoirsoffiziant in Salzburg. Das „Rezensitische Lob- und Ehrengedicht 2c. 1787, pag. 8“, führt wohl dieselbe Schrift unt. d. Tit.: „Belehrung an den nach Wahrheit Ringenden, von Herrn Fr. X. Huber 2c., Sinai u. Golgatha 1786, 8°“ an.

[2]) Vgl. Weller; ferner die vernichtenden Kritiken in der Realztg., Wien 1786, pag. 442 ff., u. Allg. Dtsch. Bibl., Bd. 84, pag. 76 f.

bekenntniße des Herrn Blumauers ein anders entgegengesetzt von einem münsterländischen Landpfarrer (L. G. Michelis). Münster u. Osnabrück 1788, 8⁰ (Wien. Stadtbibl.)", das in die Pointe ausläuft:

„Und ach! — o Herr! ich fleh's — gieb mir und allen
Noch grössern Glauben und noch mehr Verstand."

Zustimmender war das Gedicht: „Antwort auf Blumauers Glaubens-Bekenntniß eines nach Wahrheit ringenden Catholiken, gegeben von einem in der Wahrheit bestätigten Christen. Straßburg 1786. Mit hoher Approbation, 8⁰ (b. Herrn v. Portheim)". Der anonyme Verfasser ist ein Herr De Baer, ein schwedischer Diplomat, wie aus einem Briefe, den er an Kaunitz richtete, hervorgeht [1]). Unzugänglich war mir eine Schrift: „Glaubensbekenntnis eines mit dem Tode ringenden Mannes. Herrnhuth 1785, 8⁰" und schließlich sei noch erwähnt, daß Blumauers Gedicht selbst nicht der Parodie entging [2]).

Blumauer hatte wenig Jahre nach seinem ersten schriftstellerischen Auftreten bereits den Höhepunkt seiner Bedeutung

---

[1]) Der Brief De Baers, ein weiterer Beweis für die Sensation des Gedichtes, befindet sich im Haus-, Hof- u. Staatsarch. z. Wien und lautet: „Mon Prince. — J'ai l'honneur de presenter cy joint à Votre Altesse Serenissime, une Reponse à la Confession de foi du Sr. Blumauer. Le merite distingué de cet auteur, la reputation qu'il s'est déjà faite par d'autres ouvrages, le danger qui etoit à craindre que cette dernière production ne fit une impression defavorable sur beaucoup de personnes d'un certain ordre: toutes ces raisons reunies ensemble m'ont fait entreprendre cette reponse et d'en faire hommage au plus grand Ministre du plus grand des Empereurs. Je serais au comble de mes voeux, si vous vouliéz bien, Mon Prince, agreez cet hommage et me permettre au même temps que, par vos mains, j'ose mettre, un Exemplaire aux pieds de l'adorable Chef de l'Empire, . . . De Baer. Strassburg, 5 août 1786.

[2]) In „Schulz Chr., Euphemia, ein moral.-charakteristisches Gemälde ꝛc. Lpzg. 1796, pag. 192 f." — Die bei H. W., pag. 37 f., noch erwähnten angeblichen Gegenschriften haben mit dem Gedicht Bl.s nichts zu tun.

erlangt, die zugleich mit dem Josefinismus gewachsen war und mit diesem auch wieder sank. Der Dichter gehörte zu den charakteristischen Wiener Persönlichkeiten und trotz seines saloppen Auftretens als zynischer Hagestolz und Bonvivant gehörte er sicher zu den beliebtesten Erscheinungen in den josefinischen Gesellschaftskreisen und literarischen Konventikeln. So verkehrte er in dem berühmten Greinerschen Hause, wo er die Tafel mit seinem kaustischen Witze würzte [1]; aber selbst in aristokratischen Häusern war er gern gesehen, so weilte er manchen Sommer auf Schloß Thallenstein in Kärnten bei dem Grafen Egger [2]. Noch heimlicher fühlte er sich sicher in den literarischen Kneipen und Cafés, wo er mit voller Nonchalance auftreten konnte [3]. In dem literarischen Kaffeehaus „zum Kramer" im Schlossergäßchen, wo sich die josefinischen Schöngeister zu versammeln pflegten, in Hugelmanns Kaffeehaus, dem Lokal der Wiener Freimaurer [4], war er eine stehende Figur und er scheute sich nicht, noch tiefer zum niedrigen Volk hinabzusteigen, in die Heurigenschenken [5],

---

[1]) Vgl. A. Pichler, Denkwürdigkeit. I, pag. 51, 92, und dazu die novellist. Schilderung einer solchen Tafel b. Gräffer, Kl. Wien. Mem. 1845, 3. Bd., pag. 207 ff.

[2]) Vgl. das Gedicht: Auf das Lustgärtchen der Frau Gräf. Egger.

[3]) Vgl. Ratschky, Neuere Gedichte, Wien 1805, pag. 79.

[4]) Vgl. C. Meisl, Humor. Gedichte üb. d. Vorstädte Wiens, 1820, I, pag. 14, üb. Hugelmanns Kaffeehaus:

„Wo einst in Östreichs schönsten Blütenjahren
Ein Blumauer, ein Alxinger,
Mit Freunden ihnen gleich — zu finden waren,
Die Zeiten und sie sind nicht mehr."

[5]) Vgl. G. Hillers Reise durch einen Teil v. Sachsen, Böhmen, Österreich ꝛc. Köthen 1807, pag. 242 f. „Beim Blamer, ein (!) ehemals berühmtes Weinhaus auf dem neuen Lerchenfelde, bin ich jüngst mit einer Gesellschaft ächter Nationalösterreicher . . . lustig gewesen. An der Tafel erhielt ich den Platz, wo Blumauer sehr oft gesessen hat, und sich mit der Hypokräne vom Kaltenberge zu einem Sylen begeisterte. Er soll es im Trinken nicht so genau genommen haben, wie es auch eigentlich einem wahren Dichter geziemt."

wo Amor und Komos, die auch in Blumauers Leben und Dichten ihre Rolle spielten, den derben Witz des Wieners beschworen. Recht charakteristisch für den zynischen Wiener Hagestolz ist es auch, wenn ihn Fernow (s. H. M. Richter, Geistesströmungen, pag. 324) täglich auf dem Graben umherwandern und den Mädchen nachblicken sah. Die materielle Weltanschauung, die er in seinen Gedichten niederlegte, war ihm selbst zum Lebensbedürfnis geworden, wie den Wienern seiner Zeit. Feinere Naturen mochten sich daher oft von seinem Äußeren und seinen Umgangsformen abgestoßen fühlen und so schreibt auch der Verfasser der „Vertrauten Briefe zur Charakteristik v. Wien 1793, I, pag. 189": „In Rücksicht seines äußeren Betragens hat er es mit vielen Gelehrten gemein, daß man von ihren Schriften nicht auf ihre Person schließen muß; so erwartet man beim Dichter einen feiner gebildeten Mann, einen Schüler der Grazien und findet sich getäuscht."

Anderseits hat Blumauer seine Popularität aber auch dazu benützt, um jüngere Talente, die sich ihm in seiner Eigenschaft als Redakteur oder Herausgeber des Wiener Musenalmanachs vertrauensvoll nahten, in jeder Hinsicht zu unterstützen. Die Wiener Hofbibliothek verwahrt mehrere seiner Empfehlungsschreiben, namentlich an seinen eigenen Gönner van Swieten, worin er sich für aufstrebende Talente verwendet. So verschaffte er seinem talentiertesten Nachahmer B. J. Koller, einem armen Menschen, eine kleine Stelle [1], auch für den später berüchtigten „Jakobiner" Martinowicz, der seine revolutionären Umtriebe auf dem Schafott büßen mußte, setzte er sich in einem Schreiben [2] warm ein. Dichterische Werke überprüfte er ebenso willig und gab selbstlos Ratschläge zur Verbesserung. So schreibt „Kratter an den verkappten Eckhardt 2c. Wien 1786, pag. 8 ff." unter anderem: „Ich danke Herrn Bl. hier öffentlich für

[1] Vgl. H. W., pag. 127, u. ein ähnlicher Empfehlungsbrief unt. d. Blumauer-Autographen d. Wiener Hofbibl.

[2] J. d. Wien. Hofbibl.

die gefällige Dienstbarkeit, womit er meiner Bitte begegnete, für die gründlichen Anmerkungen, die er zur Verbesserung meines Stückes, für den ungeheuchelten ermunternden Beifall, den er meinem schüchternen Versuche gab![1]" — Selbst Dilettanten gegenüber erwies er sich gefällig[2].

Es war erklärlich, daß ihm ein Stand, die römisch-katholische Geistlichkeit, nicht wohl gewogen sein konnte und über sein Verhältnis zu ihr haben sich denn auch Sagen angesponnen, die sich zwar mit dem Wesen des Dichters decken und für seine große Popularität sprechen, aber sich sonst kaum bewahrheiten[3]. Auch von einem intimen Verhältnisse Josefs II. und seinem „Freunde Blumauer" — Blumauer befand sich in einer der untergeordnetsten Stellungen — kann keine Rede sein. Ob die Papiere der Familie Blumauer authentisch sind, die Hoffmann-Wellenhof anführt, erscheint recht zweifelhaft, nach dem Geschwätz zu urteilen, das sie vorbringen. Wenn schon Blumauer seiner freisinnigen Anschauungen wegen vielleicht mit seiner Familie und seinem geistlichen Bruder[4]) verfeindet war, wie diese Familienpapiere behaupten, so hat doch Josef II. sich niemals in so zweifelhafte Späße, wie sie dort erzählt werden, ein-

[1]) Vgl. auch Eckhardt, Authent. Beilage zur Geschichte des Kratterischen sogen. Autodafé. Wien 1786, pag. 3 f.

[2]) Vgl. K. H. v. Lang, Memoir. Braunschw. 1842, I, pag. 156.

[3]) Vgl. üb. diese Anekdoten H. W., pag. 20 f.

[4]) Castelli erzählt allerdings in seinen geschwätzigen Memoiren (III, pag. 264), daß er in Steyr einen Verwandten Blumauers getroffen hätte: „Der Dichter war sein Großoheim und er erzählte mir, daß sein Großvater nichts von dem Poeten wissen wollte, weil er ihm zu frei schrieb." — Dagegen setzt eine Notiz bei K. Schiffmann, Drama u. Theater i. Österr. ob. d. Enns rc., pag. 184, den geistlichen Bruder in ein wesentlich günstigeres Licht. „Von litterarhistorischem Interesse ist es zu hören", heißt es dort, „daß in Walding am Jahrestage der Einführung des Armeninstitutes (1785) der Kapuziner P. Blumauer die Festpredigt gehalten und dabei ‚als ein würdiger Bruder unseres berühmten Dichters durch eine sehr bündige Rede den Abgang in einen namhaften Überschuß travestirt' habe." — Das wäre also nicht der Typus eines Zeloten, sondern eines Josefiners.

gelassen. Die Feindseligkeiten Blumauers und der Geistlichkeit wurden vielmehr auf literarischem Felde ausgetragen, eine Anzahl der gröbsten Pamphlete gegen ihn stammt von klerikalen Federn. Das uns schon bekannte Pamphlet „Blumauer travestiert von Bockornius, 1784, 8⁰", das des Dichters Lebenslauf in der gehässigsten Weise travestiert, gehört hierher [1]), ferner die ebenfalls schon erwähnten „Vier Oden in der Affaire wegen der Ode Klopstocks an den Kaiser ꝛc., 1782, 8⁰", die voll derber Schmähungen sind, schließlich dürfte die „Biographie der Glaubensfeger in Österreich, 1782, 8⁰", die auf pag. 27, 36 u. 40 erbitterte Ausfälle auf Blumauer macht, wohl derselben Feder angehören. Diesen Schriften nicht allzufern stehen: „Herovald Trockendorfers verlorne Briefe an einen Landsmann in Sachsen über die Aufklärung von Wien, 1785, 8⁰", die an Blumauer (vgl. pag. 39 ff., 48 ff., 76 f.) ebenfalls kein gutes Haar lassen und besonders gegen die Travestie sich wenden. Sehr boshaft bemerkt dieser Pamphletist unter anderem, daß Blumauer gar keinen Sprachfehler machen könnte, denn er, Alxinger und Haschka, „sie hätten bey allen ihren Arbeiten Adelungs deutsches Wörterbuch vor sich liegen". Ähnlich wegwerfend über Blumauers dichterische Bedeutung läßt sich der klerikale „Spiegel der Biedermanns-Chronik, 1784, pag. 5 f." aus und eine nicht erhaltene Handschrift: „Gespräch im Reich der Todten zwischen Virgil und Aeneas über Blumauers travestirten Aeneis von Virgil" voll tölpelhafter Angriffe reihte sich dieser Makulatur nach der Wiener Realzeitung (1786, pag. 446 f.) würdig an. Nicht umsonst aber ließen Blumauers klerikale Gegner ihn in einer giftigen Schmähschrift [2]), die nach dem Tode Josefs II. nur handschriftlich verbreitet wurde, hinter dem Sarge seines

[1]) Vgl. Wien. Blättch. v. 29. Okt. 1784. Epigramm zur Verteidigung Bl.s.

[2]) Leichenbegängniß Weyl. Sr. Majest. Joseph d. Zweyten (Wien. Stadtbib.l).

unglücklichen Fürsten als einen der Vertreter der Aufklärung mit der Äneis in der Hand einherschreiten; eine unfreiwillige Anerkennung seines geistigen Schaffens.

Alle diese unklugen Angriffe hatten in jener Zeit nur das Gegenteil der erhofften Wirkung zur Folge, sie wurden reichlich durch das Lob, das die Aufklärungsmänner spendeten, aufgewogen, und man stritt sich um die Ehre, Blumauer als Mitarbeiter zu gewinnen. In Österreich war er selbstverständlich an allen besseren literarischen Zeitschriften wie an der „Realzeitung", den „Provinzialnachrichten", dem „Merkur für Damen" [1]) beteiligt. Die vornehmen literarischen Revuen „Der Weltmann" und die „Wiener Ephemeriden", die Gemmingen herausgab, brachten Erstdrucke seiner Gedichte, ebenso die „Quartalschrift für alte Literatur und neue Lektüre", die A. G. Meißner herausgab. Aber auch die vornehmsten reichsdeutschen literarischen Blätter, wie die Jenaische Literaturzeitung [2]), der deutsche Merkur und das deutsche Museum hießen seine Beiträge willkommen. Daß sich sein Name auch in den bekannteren Musenalmanachen findet, ist selbstverständlich.

Wenn nun die literarische Einschätzung Blumauers um die Mitte der josefinischen Zeit in seiner engeren Heimat auch manchmal im Lob über das Ziel schoß, so muß man doch den damaligen Stand der Literatur in Österreich betrachten, um es erklärlich zu finden, daß unter so vielen Blinden selbst ein Einäugiger noch seine Bedeutung hatte. Wenn nun etwa die „Biedermannschronik, 1783, pag. 30" von Blumauer schreibt: „Ein Dichtergenie der ersten Größe, und eine Geisel der Möncherey . . . Nicht nur Österreich, sein Vaterland, sondern ganz Deutschland darf stolz auf ihn sein", oder Behrisch in „Die Wiener Autoren, 1784, pag. 35" ihn eine „Os magna sonaturum" nennt, so muß man nur

---

[1]) S. Wien. Autoren, 1784, pag. 59.

[2]) S. Int. Bl. d. allg. Lit. Ztg. Jena 1798, Sp. 708.

die österreichischen literarischen Verhältnisse im Auge behalten, um diese Übertreibungen zu verstehen. Jeder kleine Broschürenautor glaubte zum mindesten der Aufklärung einen Dienst zu leisten, wenn er Blumauer herausstrich. So verkündete eine Schrift: „Über Wiens Autoren. Von zwey Reisenden X. X. 1785, pag. 11 f." des Dichters Ruhm [1]), ebenso die Epigrammsammlung: „Neujahrs-Geschenk für die Herren Wienerautoren. Von einem Schwaben. 1785, pag. 5" und die „Rechtfertigung des Schwaben über sein Neujahrgeschenke rc. 1785, pag. 11" [2]). Selbst ein kaltblütigerer Kritiker aber, wie der Verfasser der „Zehn Briefe aus Oesterreich an den Verfasser der Briefe aus Berlin, 1784, pag. 156" machte wenigstens mit Blumauer eine Ausnahme, wenn er schon von den übrigen josefinischen Schriftstellern nichts hält, indem er schrieb: „Blumauer allein hat mit seinen Gedichten und Travestierungen die Aufmerksamkeit einiger Ausländer auf sich gezogen; andere haben auch weidlich über ihn geschimpft und bewiesen, daß er so ziemlich einen deutschen Vers machen könne."

Etwas reservierter verhielt sich freilich das Ausland, das ja an Talenten keinen Mangel hatte und genau absah, wie sehr bei Blumauers Beliebtheit in Österreich die Zeitverhältnisse mitsprachen, und über den guten Willen das Können nicht vergaß. So schreibt G. Forster [3]): „Blumauer ist außer seinen Gedichten ein sehr philosophischer Kopf, dem man aber weder Dichtkunst noch Philosophie ansieht, so nüchtern und lang und trocken sieht er aus", und wieder

---

[1]) Teilweise b. H. W., pag. 66 abgedr.

[2]) Vgl. dagegen das wohl von klerikaler Seite herrührende Oster-Ey auf das Neujahrsgeschenk rc. 1785, pag. 5:

„Er baut sich Pyramiden,
Die er mit Koth beschmiert
Und hat — mit sich zufrieden —
Sich selber travestirt."

[3]) S. sämtl. Schriften. 1843, 7. Bd., pag. 269 u. 273.

„Blumauer ist ein besserer Philosoph als Dichter und solche Leute gibt es unter der neuen Generation mehre". Der Philosoph Forberg [1]) war von Blumauer unendlich enttäuscht, besonders seine Selbsteingenommenheit und die Erhabenheit über jede Kritik stießen ihn ab. Mehr Eindruck machte unser Dichter auf den Schweizer Landolt [2]), der ihn mit folgenden günstigen Worten charakterisiert: „Man sieht ihm gleich an, daß er der König der hiesigen Poeten ist; er hat nicht das Gesuchte, Enthusiastische der anderen, er ist mehr Mann, gesetzter und fühlt seinen Wert, ohne stolz zu sein. Er hat sich unlängst von einer schweren Krankheit wieder erholt und wenn er seine Gesundheit nicht sehr in acht nimmt, so wird die Welt wohl wenig neue Gedichte mehr von ihm zu erwarten haben; er ist fast lauter Haut und Knochen rc. rc.", und wieder: „Er ist ein Mann, der ungemein vielen Anstand hat, ohne zu beleidigen, noch sich herabzusetzen." Blumauer gingen übrigens auch Ehrungen aus Deutschland zu, so ernannte ihn die kurpfälzische Deutsche Gesellschaft in Mannheim am „24sten Windmonat 1787" zu ihrem auswärtigen Mitglied [3]). Selbst ein enthusiastisches Urteil in französischer Sprache findet sich vor, welches sich also vernehmen läßt [4]):

[1]) Vgl. Keil, Wiener Freunde, Wien 1883, pag. 25 f.: „Bl. hat in meinen Augen unendlich verloren, seitdem ich ihn kenne. So unermeßlich viel Vergnügen mir sein unerschöpflicher Witz von jeher gewährt hat, so wenig habe ich mich doch überreden können, daß seine Gattung von Gedichten die einzige sei, welche einem denkenden Geiste die edelste und belohnendste Unterhaltung verschaffen könne." Vgl. auch „Briefe Buntschäckigten Innhalts" rc. Fkft. u. Lpzg. 1788, pag. 165: „Bl. ist ein liebes Männchen, zu sehr eingenommen für sein Vaterland. Wird diese Liebe in Liebe gegen die Sache selbst geformt, so haben wir einen merkwürdigen Mann mehr."

[2]) S. dessen Aufzeichnungen in d. Österr. Rundschau, Wien 1907, Bd. XII, Hft. 3, pag. 200 u. 201.

[3]) Das Diplom, dat. v. 28. Wintermonat 1788, befindet sich in d. Wien. Hofbibl.

[4]) S. Esquisse d'un tableau mouvant de Vienne, 1787, pag. 115.

„Parmi les Poetes plus récens Blumauer tient le premier rang, soit par la facilité des sa versification, soit par l'élégance de sa plaisanterie, mais surtout par ce vernis de bon comique auquel il est si difficile de resister et dont il fait affubler ceux qu'il veut persifler [1].“

Wenn wir indessen ein so erbärmliches Pamphlet wie das „Recensitische Lob- und Ehrengedicht an den schreibseligen deutschen Dichtergott und Wienerischen Sittenrichter, Herrn Blumauer, als ein Beitrag zu seinem schon im Druck erschienenen Gedichtbändchen: Veritas odium parit. Wien, im Jahre 1787, 8° [2]“, das die einzelnen Dichtungen Blumauers mit läppischem Spott überschüttet und vielleicht nur in bezug auf des Dichters Zynismus recht behält (s. spät.), durchaus nicht ernst nehmen können, so ist das Urteil Alxingers, des einzigen Dichters, der neben ihm in Österreich in Betracht kam, gerade wegen seiner Schärfe um so beachtenswerter [3]. Die beiden Dichter scheinen wohl nie in warmer Freundschaft nebeneinander gestanden zu sein, sondern einer wachte vielmehr eifersüchtig über den Erfolg des anderen und in aller Heimlichkeit machten sie sich einander gegenseitigen Abbruch. Alxingers Brief an Nicolai v. 3. VII. 1787 [4], der Blumauer sowohl als Dichter als auch als Menschen in

---

[1]) Wir fügen hier noch ein italienisches Lob seiner Zeit bei, das Bl. einen „poeta ingegnoso ed uno dei più leggiadri della nazione germana“ nennt. (Vgl. Lettere viennesi di Giuseppe Voltiggi, Vienna 1789, pag. 99.)

[2]) Selbst die Allg. dtsch. Bibl., Bd. 84, pag. 110 ff., die überhaupt in bezug auf Bl. glühende Kohlen auf ihrem Haupte sammelte, lehnt diese tölpelhafte Verunglimpfung des Dichters entschieden ab.

[3]) Leider hat sich umgekehrt kein Urteil Bl.s über Alxinger erhalten. Daß aber Alxinger ein ähnlich ungünstiges über ihn von Seite Blumauers zu Ohren gekommen ist, scheint aus Alxingers Briefstelle bei Keil l. c., pag. 47, hervorzugehen, wo er schreibt: „... Blumauer, der gewiß kein Gönner meiner Muse ist.“

[4]) Vgl. Dtsch. Lit. Ztg. 1885. Sp. 1173 u. Sitz.ber. d. phil. hist. Kl. d. k. Akad. d. Wissensch., Wien 1899, II, pag. 31.

ein höchst ungünstiges Licht setzt, ist für die damaligen Wiener Literaturkreise, die in viele feindselige Koterien zerfielen, sehr bezeichnend. Äußerlich schienen die „Brüder“ solidarisch, heimlich aber schadeten sie sich, wo sie konnten. „Noch ein paar Worte von Blumauer“, schrieb Alxinger, „aber gleichfalls im Vertrauen. Er sagte es mir selbst, daß er sie nicht gesprochen hätte, weil ich mich sogleich nach ihrem Befinden bey ihm erkundigte. Sie haben nichts verloren, denn sein Umgang hat nichts Anziehendes. Er ist still und verschlossen, hat auch außer Bertuchen und Wielanden und Schützen in die Herzen der Gelehrten wenig Eingang gefunden, so viel ich aus seiner Erzählung schließen konnte. Ich will Ihnen als einem Freunde und bloß für Sie meine Meinung von seinem Charakter und seinen Sitten schreiben; ich bitte Sie aber sehr gar keinen Gebrauch zu machen, der mir oder ihm schädlich seyn könnte; doch dessen bin ich von ihrer Billigkeit und Freundschaft ohnehin versichert. Blumauer ist ein Egoist, thut also das meiste für sich selbst, welches ihm wol nicht zu verübeln ist, obgleich andere Menschen schon sehr viel für ihn gethan haben, indem er den Platz, an dem er ist, bloß einer freundschaftlichen Unterstützung zu danken hat. Minder als der Egoismus ist ihm Stolz und Härte zu vergeben, die er gegen die ausüben soll, die einiger Weise von ihm abhängen. Asperius nihil est humili dum surgit in altum; welches sehr natürlich ist. Er hat von Jugend auf unter der letzten Klasse der Menschen gelebt und weder Gelegenheit noch Lust gehabt, sich abzuschleifen. Vor drei Jahren war er noch gar nicht présentable; welches auch auf seine Schriften Einfluß gehabt hat. Was diese betrifft, so weiß ich außer seinem Glaubensbekenntniß, das vortrefflich ist, nur einige Gedichte, die ich schätze. Unter diese wenigen gehört die Aeneide nicht... Zwei Drittel seines Witzes sind unecht, ja sogar falsch und fad. Was ich aber am meisten daran tadle und wovon kein Produkt der Blumauerschen Muse frei ist, ist die äußerste Vernachlässigung

der Sprache, der Versifikation und des Reimes; da ist aber nicht Ein einziger Fehler, den die Faulheit mit dem ehrenvollen Namen einer poetischen Freiheit belegt hat, der sich nicht auf jeder Seite fände ... Itzt da Blumauer eine Art Glück gemacht hat, wäre es Zeit zu studieren (Nicolai bemerkt dazu: das ist sehr wahr), und dem Vaterlande Schriften zu liefern, die es mit denen eines Hagedorn, Uz, Ramler aufbewahren könnte, aber nach seinen Grundsätzen dem großen Haufen zu gefallen und risu diducere rictum auditoris wird er ihm nie solche liefern ..." Daß der strenge Formalist Alxinger Blumauer als Dichter nur tadeln konnte, ist erklärlich, nebenbei bemerkt, hatte er für Humor und Witz gar keinen Sinn, das wenig erbauliche Charakterbild [1]), das der eine der Dioskuren des josefinischen Parnasses von dem anderen entwarf, wird jedoch (vgl. spät.) noch von anderen Zeitgenossen bestätigt [2]).

Mit dem Niedergang des Josefinismus ist indessen in der Tat ein bedeutender Rückgang in den Dichtungen Blumauers zu konstatieren. Es fehlte der frische Zug der Satire, der ihn die Zeitereignisse beherrschen ließ, er nahm alles leichter und lässiger auf, entweder weil der Widerstand tatsächlich zum Teil geschwunden war oder weil er des Kampfes müde war. Gewiß war auch der starke Weihrauch der heimischen Kritik, die in ihrer tendenziösen Einseitigkeit manche Fehler übersah [3]), mit schuld, daß Blumauer in jeder Hinsicht nachließ, um auf seinen Namen hin mit wenig gepflegten Kindern seiner Muse zu sündigen. Er ging fast nur mehr

---

[1]) Es ist freilich anzumerken, daß Alxinger bei seinen Zeitgenossen als Charakter auch nicht immer Anklang fand.

[2]) Vgl. auch das absprechende Urteil Leons bei Keil l. c., pag. 65 f., über ihn, der sich übrigens auch nur brieflich zu äußern wagt.

[3]) Vgl. Keil, l. c., pag. 65: „Überhaupt seyd ihr Herrn Kritikakler, womit ihr in seinen Schriften das Ueble nie vom Guten in gehöriger Unpartheylichkeit, zu Blumauers selbsteigenem Nutz' und Frommen sortirtet, sondern nur Lob über Lob auf ihn herausbausbacktet, allein

auf eine rein äußerliche Wirkung aus, die Pointe und unbedenkliche oder vielmehr bedenkliche Späße ersetzten ihm Form, poetische Durchbildung, Gehalt und Idee. Eine Anzahl komischer Gedichte, gewöhnlich wenig ästhetische Stoffe behandelnd, wird für sein späteres Alter bezeichnend und man kann von diesen Produkten keine andere Meinung haben, als daß er mit ihnen die Zeit vertändelte oder Grillen verscheuchte. Sie mögen als Gelegenheitspoesien für einen privaten Kreis ihre vorübergehende Wirkung gehabt haben, aber er prostituierte sein Talent mit ihnen, indem er sie für die Öffentlichkeit bestimmte. Viele dieser „komischen Lobsprüche" zum Beispiel sind mit einem so landläufigen Witz ausgearbeitet, daß sie selbst als Unterhaltungsprodukt fade und gemein wirken. Und bloß Spaß zu machen, bloß die Gelegenheit abzuwarten, um den Zeitgenossen ein Lächeln abzugewinnen oder die Aufmerksamkeit auf ein Ereignis nur vorübergehend zu verstärken, ohne aus dem Ereignis eine Wirkung und Bedeutung für spätere Generationen zu gewinnen, das heißt die Formen der Poesie mißbrauchen, das kann keine dichterische Weihe sein. In der Wahl seiner poetischen Mittel und Stoffe wurde er immer rücksichtsloser und der faunische Zug, der sich in seinen Gedichten schon seit jeher blicken ließ, artete nun zur widerwärtigen Grimasse aus. Schon Bockornius rief ihm (pag. 41) mit Recht zu:

„Willst schreiben? — Du hat g'nug Genie,
So schreibe ohne Zotten . . ."

und das „Rezensitische Lob- und Ehrengedicht 2c." wendet sich entrüstet gegen die „Leibstuhlverse" und die „kleinen fäuischen Lieder", wenngleich es zugibt:

„Was leidentlich ihm meist gelang,
Sind kleine spaß'ge Lieder,

---

an seiner poetischen Aufgeblasenheit Schuld, und sein Dünkel marschirt bereits schon wie ein ärostatischer Luftballon über die Wolken hinweg. Dies ist auch die Ursache, daß er nun seinem Geschmack . . . eine gar übel Richtung gibt."

Die er für manches Mädchen sang
Und andre lockre Brüder:
Nur so was soll er öfters schreib'n
Und ja nur hübsch beim Leistn bleib'n;
Nicht höh're Sachen schimpfen
Und dumm sein' Nase rümpfen."

Indessen waren es nicht nur die klerikalen Gegner, die mit Recht das Durchdringen des zynischen und laszівen Elements tadelten, sondern seine engeren Freunde und Kampfgenossen, wie Leon und Alxinger, wandten sich in dieser Hinsicht sogar empört gegen ihn. Gedichte, wie „Die Ode an den Leibstuhl (1786)" oder „Das Lob des Flohs (1788)" und „Lied an der Toilette der Geliebten zu singen", mußten jeden feineren Geschmack abstoßen, da Blumauer derartige Dinge mit deutscher Plumpheit abhandelte; aber noch nicht genug mit der verschleierten Lüsternheit, versuchte er es schließlich mit den puris naturalibus, ja er begünstigte schließlich bei anderen die offenbare Zote[1]). Auch Gerning[2]) kommt auf diese unangenehme Seite Blumauers zu sprechen und meint: „Blumauers Geist war eine Frühblüte, die gleich überreife Frucht brachte. Sein Johannistag, den er, klüglich auf seinen Lorbeeren ruhend, nicht hätte übersingen sollen, kam schnell. Seine späteren Gedichte, die zum Drucke weder geschickt noch geweiht waren, sind meist unschmackhafte Früchte der Lüsternheit und Boten des Überdrusses."

Diese „Früchte der Lüsternheit" Blumauers gehören zur kuriosen Literatur und werden sich wohl kaum so leicht

---

[1]) So schreibt Alxinger (Keil, l. c., pag. 46): „Unser Almanach ist sehr schlecht gerathen . . . Aber daß Bl . . . so eine ärgerliche zu nichts dienende Schweinerey als die Stimme der Natur ist, aufnahm, ärgert mich nicht wenig. Wie sehr muß man doch mit den Grazien verfeindet seyn, um so Etwas zu thun." Und als Leon (Keil, l. c., pag. 65) Blumauer über dieses Gedicht zur Rede stellte, so wies ihn dieser „mit seiner gewöhnlichen gar derben Portion poetischen Stolzes ab". Leon kanzelt dann im folgenden Blumauer Reinhold gegenüber über die Leibstuhlverse ab.

[2]) Reise d. Österreich ꝛc. 1802, I, pag. 83.

alle eruieren lassen. Außer den zahmeren, die er in seine Gedichtsammlungen aufnahm, gingen sicher einige nur handschriftlich herum, bis mit ihnen Mißbrauch getrieben wurde. Indessen müssen diese lasziven Gedichte Blumauers bekannt genug gewesen sein, sonst hätte man kaum mit einer Sammlung galanter und sotadischer Gedichte hervortreten können, die den Titel trug: „Erotische oder auserlesene Liebesgedichte, von Blumauer und andern der berühmtesten Dichtern unserer Zeit. Ffft. u. Lpzg. (Ulm 1793), 8°“ [1]), aber nur wenige Beiträge dürften Blumauer angehören. Dagegen hat das im Einzeldruck erschienene, aber nicht in seine Werke aufgenommene „Klagelied eines Geometers über den Verfall der Reize seiner Frau. O. O. u. J. (Wien (?) 1786), 8°“, das das Tier im Menschen kitzelt, Blumauer zu seinem Verfasser. Es ist zuerst im „Journal der Literatur und Völkerkunde. 5. Jahrg., 9. Bd., Nr. XII (1786), pag. 484“ erschienen und war als Einzeldruck in Österreich verboten [2]). Gegen dieses Gedicht wandte sich auch das „Rezensitische Lob- und Ehrengedicht ꝛc., 1787, pag. 14“ in folgenden Versen:

„Sein geometrisch Klagelied
Darf man nur schnell durchlesen,
Wo sich der ganze Mensch entschied

[1]) Die neue allg. dtsch. Bibl., Bd. 15, pag. 538, schreibt mit Unrecht, daß die Gedichte nur von ungesitteten Studenten oder wahrscheinlich von Handwerksburschen herrühren könnten, vielmehr befinden sich Gedichte von Rost, Scheffner, Blumauer, Bürger, Grécourt ꝛc. darunter.

[2]) Vgl. Petzeck, Ktlg. d. v. 1783 bis 1791 in Österr. verbot. Bücher, Freyburg, pag. 102. — Das Gedicht findet sich auch in obszönen Gedichtsammlungen, so in „Priaps Pomadenbüchschen f. galante Herren ꝛc., pag. 17 ff.“, u. in „Nudidäten, Padua 1811, pag. 43 ff.“ (unterzeichnet mit X). Das Gedicht beginnt also:

„O Zeit, du böser Circulus,
Du Feindin aller Ehen!
Ach! was du nur berührest, muß
In deiner Hand vergehen!
Du Reitzverderberin, sag' an;
Was hat dir meine Frau gethan?“.

In seinem Thun und Wesen;
Schon dieses zeigt uns sonnenklar,
Weß Geistes Kind er ist — und war,
Und es noch stets wird bleiben
In seinem Possentreiben."

Wohl ebenfalls von Blumauer stammt das zu gleicher Zeit verbotene[1]) zynisch-burleske Gedicht: „Wunderbare Historie einer durch 30 Jahre unverwesen gebliebenen alten Jungferschaft in schöne Reime gebracht durch magistrum Jocosum Hilarium im Jahre 1786, 8⁰", das sich auch in den „Erot. oder auserlesenen Liebesgedichten von Blumauer ꝛc., pag. 34 ff." abgedruckt findet. Schon der zeitgemäße Stoff[2])

---

[1]) Vgl. Petzeck, l. c.; das Gedicht beginnt:
„Ein altes Nonnchen noch voll Saft ꝛc. . . ."
die Schlußpointe lautet also:
„Der Leib, schrieb nun der Referent,
Sey darum unverwesen,
Weil er im guten Pergament
War einpallirt gewesen
Und darum verlohn es nicht der Müh
Für selben in der Datarie
Ein neu Futteral zu kaufen.
Drum scheun die Jungfern unsrer Zeit
Sich vor den heiligen Stürmern
Und keine gönnet mehr anheut
Die Jungferschaft den Würmern,
Ja manche statt in Pergament
Läßt lieber noch vor ihrem End'
Sie sich in Franzband binden."

[2]) Ein Ereignis bei den josefinischen Klosteraufhebungen, die öffentliche Aussetzung eines unverwesenen Nonnenleichnams im Wiener Jakoberkloster, das tendenziös ausgebeutet werden sollte, ist die unmittelbare Veranlassung dieses Gedichtes. (Vgl. Weiskopf H., Krit. Bemerkungen üb. den bei d. Jakobern zu Wien öffentlich zur Schau ausgestellten unverwesten Körper der Nonne Magdal. Baronin v. Walterskirchen. Augsbg. 1786, 8⁰.) — Daß Bl. der Verf. ist, bestätigt mittlerweile Landolt in s. Tagebuch unt. 2. Juli 1786 (Österr. Rundschau, 1907, 3. Hft., pag. 203): „(Rosalino) las uns ein komisches Gedicht auf die unlängst unverwesen ausgegrabene Nonne von Blumauer vor, welches aber schwerlich die Zensur passieren wird."

und die Form seiner Behandlung weisen auch auf Blumauer, der durch solche Zotenreißereien freilich kein Ruhmesblatt seinem Lorbeer beifügte. Übrigens dürften diese Gedichte auch unrechtmäßig in die Öffentlichkeit gedrungen sein. In diese Richtung gehören auch seine wenig gelungenen und plumpen Versuche, die „Pucelle" Voltaires zu übersetzen [1]), und wahrscheinlich bezieht sich auf dieses Genre die Mitteilung Gernings (l. c., pag. 82), wonach er auch bereits den ersten Gesang der Messiade travestiert hatte, „aber nebst anderen Spaß-Gedichten übergab er ihn dem Feuer, als einmal in seiner Nachbarschaft Haussuchung angestellt worden". Gewiß hat ihm dieses unlautere Element unnützerweise viele Feinde zugezogen, wenngleich selbst heute diese seine zynischsten Produkte dem großen Publikum kaum bekannt sind; indessen liegt aber auch gerade in der derben Pikanterie seiner Dichtungen sicher der Hauptgrund, weshalb sie noch heute ihre Leser finden.

Im Jahre 1785 befiel Blumauer eine schwere Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Das Wien. Blättch. schrieb am 12. Aug. 1785: „Seit 10 Tagen liegt unser treflicher Dichter Herr Blumauer gefährlich danieder und verbreitete sich ehegestern sogar das Gerücht, daß er

[1]) Vgl. Wien. Blättch. 1788 v. 18./3.: „Blumauer, dieser erste wahrhaft komische Dichter der Deutschen, will itzt auch eine Übersetzung von Voltaires Pucelle d'Orleans liefern . . . ließe er lieber diese Schandsäule . . . stehen . . ." Es existiert indessen eine Übersetzung der „Pucelle" im Versmaß der travest. Äneide, betitelt: „Das Mädchen von Orleans, Neugallien 1793, 3 Bdch., 8°", die von einer österr. Feder herrühren muß. Der anonyme Verfasser apostrophiert unt. and. Blumauer (I, pag. 7):

„Ob ich nun wohl zu tadeln wär',
Thät' ich, wie du Virgilen,
So auch dem gallischen Homer
Ein ähnlich Stückgen spielen;
Und gäb' ein Mädel Lobesan
Dem travestirten frommen Mann
Aeneas zum Gespielen???"

gestorben sey. Wir können aber die Freunde dieses verdienten und der Achtung seiner Landsleute so würdigen Mannes versichern, daß er noch lebe und seit diesem Morgen sogar eine Hoffnung giebt, es dürfte seine Krankheit, die die Ärzte eine Windwassersucht nennen, sich in einen für ihn weniger gefährlichen Zustand verändern und er vielleicht noch gänzlich genesen." In der Tat, während sich seine klerikalen Gegner schon über seinen Tod freuten (vgl. H. W., pag. 61), wurde Blumauer, wie Alxinger am 22. Oktober 1785 an Nicolai schrieb [1]), „bloß durch ein Stollisches Wunder gerettet", nachdem er durch eine durch Obstruktionen verschlimmerte Wasser- und Windsucht dem Tode sehr nahe gebracht worden war. Blumauer ließ daher auch ein Gelegenheitsgedicht: „Mein Dank an Stoll. Wien, Gräffer, 1786, 8°" erscheinen, das er später anläßlich des Ablebens des berühmten Arztes noch dem „Denkmahl auf Maximilian Stoll, seinen Freunden gewidmet. Verfaßt von Pezzl, herausgegeben von Blumauer. Wien, R. Gräffer, 1788, 8° (Wien. Stadtbibl.) [2])" mit anderen Versen beifügte. Jene Krankheit scheint noch einige andere satirische Gelegenheitsschriften hervorgerufen zu haben, die mir indessen nicht zugänglich waren, und zwar: „Blumauers Sendschreiben aus der andern Welt an Pater P. P. Fast und die anderen. Wien 1785, 8° [3])" und „Blumauers Belohnung in jener Welt für seine Handlungen in dieser. Wien 1785, 8° [4])"; es ist jedoch fraglich, ob hier nicht bloß Spekulationsprodukte eines anderen fingerfertigen Autors vorliegen. Dagegen fällt in diese Zeit ein anderes Gelegenheitsgedicht Blumauers: „Die Buchdruckerkunst, bei Gelegenheit einer durch Herrn von Kurzbeck und Mansfeld in Wien neu errichteten Schriftgießerei. Wien 1786, gr.-8° (Wien. Stadt-

---

[1]) S. Sitzgsber. d. rc. k. Akad. d. Wiss. 1899, II, pag. 21, u. R. M. Werner, Aus d. josef. Wien. 1888, pag. 183.

[2]) Vgl. Allg. d. Bibl., Bd. 89, pag. 381 ff.

[3]) S. Erlanger Realztg. 1785, pag. 569.

[4]) Ibid.

bibl.)[1]", worin Blumauer in ziemlich trockenen Worten, völlig wie in einem Schulpensum, die kulturgeschichtliche Bedeutung dieser wichtigen Erfindung feiert[2]).

Wohl zu seiner Erholung reiste Blumauer nunmehr mit Born noch im Jahre 1785 nach Salzburg und Gastein[3]), auch sonst schien er die Reize des Landlebens sehr zu würdigen, mit kleinen Ausflügen und Reisen in die Monarchie, besonders nach Kärnten (s. fr.), unterbrach er die Einförmigkeit seines Wiener Lebens. Im Frühjahr 1787 entschloß er sich endlich, eine größere Reise durch Deutschland zu machen, um die literarischen Beziehungen, die bisher nur in einer Korrespondenz bestanden, durch seine persönliche Rücksprache zu verstärken. Leon kündigte den Weimarer Freunden[4]) den bevorstehenden Besuch des Dichters am 6. April 1787 allerdings in wenig empfehlenden Worten an, die Aufnahme Blumauers von seiten Wielands dürfte nichtsdestoweniger eine äußerst herzliche gewesen sein, denn Schiller konnte bald darauf am 29. August 1787 an Körner schreiben: „Blumauer ist seine (Wielands) Leidenschaft. Nachdem dieser hier gewesen war, hat er erklärt, daß ihm nur darum das Leben

---

[1]) Allg. dtsch. Bibl., Bd. 84, pag. 112 f. (Lob).

[2]) Dieses Gedicht wurde zugleich als Probe in den schönsten neuen Schriften Kurzbecks gedruckt. Trattner, der Konkurrent, ließ indessen durch den Schriftsteller Steinsberg (vgl. 137. Stück d. Auszuges all. europ. Ztgen. v. 7. Dez. 1786) das folgende boshafte Epigramm auf diesen Druck anfertigen:

> „Man war zu fertig und zu fix;
> Daher das hagre R; daher das krumme X.
> Auch lehnt, o du mein Je!
> M sich auf N, und i auf e,
> Und schreien so gedruckt: O weh! O weh!"

[3]) Vgl. Keil, l. c., pag. 39.

[4]) Vgl. Keil, l. c., pag. 66. Nach einer abfälligen Kritik über Bl. schreibt Leon: „Dieß Urtheil soll aber gleich wohl den sonst übrigen Verdiensten Bl.s nichts im geringsten benehmen, am wenigsten euch aber das süße Vorgefühl verbittern, das euch schon vor seiner Ankunft im Herzen gährt."

lieb wäre, weil Blumauer das nächste Jahr wieder kommen würde." Ganz unbemerkt ging indessen der Berliner Aufenthalt des Dichters vor sich, Nicolai wurde gemieden[1]). Blumauer verfolgte aber mit seiner Reise nicht bloß den Zweck, sich zu bilden und literarische Freundschaften zu erneuern, sondern sicher auch einen praktischen; er knüpfte jedenfalls auch geschäftliche Beziehungen für seinen neuen Lebensberuf als Buchhändler in Wien an.

Der Buchhandel, und was damit zusammenhing, lag seit den Tagen der Jesuitenherrschaft in Wien und Österreich danieder. Wie bei allen Handelsfächern, versuchte Josef II. auch ihn zu fördern, und zwar einerseits durch die Zensurfreiheit, anderseits durch Begünstigung des Nachdruckes, aber die Blüte des Buchhandels unter seiner Herrschaft war doch nur eine scheinbare, schamloser Raubbau in jeder Hinsicht verhinderte eine wahre Entwicklung. Blumauer wollte es sicher versuchen, dem erbärmlichen Schartekenhandel durch ein vornehmes Gebaren entgegenzutreten und durch anständige Verlagsartikel mit dem Deutschen Reiche würdig zu konkurrieren. Zu diesem Behufe schloß er am 18. Dezember 1786 mit Rudolf Gräffer, einem der besseren Buchhändler Wiens, einen Sozietätskontrakt[2]), den die Landesregierung mit Dekret vom 13. Juli 1787 bewilligte[3]). Blumauer versuchte hauptsächlich mit dem Verlag wissenschaftlicher Werke zu arbeiten, in zweiter Linie kam erst die schöne Literatur, unter anderem erschienen auch seine eigenen Werke im Verlag Gräffers und Compagnie. Inwiefern sich sein Amt als Zensor mit dem Gewerbe eines Buchhändlers in dieser Zeit vertrug, darüber liegt allerdings nichts vor, indessen mochte wohl Gräffer auch bei schwierigen Büchern auf die staatliche Bedienstung

[1]) Vgl. Sitzungsberichte ꝛc. d. k. Akad. ꝛc. 1899, II, pag. 31.

[2]) Nach den Blumauerschen Konkursakten i. Arch. d. Land.-Ger. i. Zivilsach. i. Wien (16 ex 1798, Fasz. 5).

[3]) Nach Akten d. Wiener Buchhändlergenossenschaft, die mir Herr Dr. Junker gütigst zur Verfügung stellte.

seines Kompagnons gerechnet haben. Am 27. Juni 1792[1]) verkaufte indessen Gräffer seine Buchhandlung gänzlich an Blumauer; die behördliche Erlaubnis, daß sich Blumauer allein als Buchhändler etablieren dürfte, erfolgte erst später, und zwar mit folgenden Worten: „Mittels Decret v. 21. vorig. (Juni) u. Empfang 2. dieß Monats hat die hochlöbl. n. ö. Landesstelle anher eröffnet. Uiber den nach höchsten Ort aller unterthänigst genommen Rekurs des Alois Blumauer, wegen Bestättigung der demselben von dem Magistrate ertheilten Buchhandlungsfreyheit sey die höchste Entschließung unterm 31. May dieß Jahres erfolget: daß, da in Ansehung der Buchhandlungen keine gewisse Zahl festgesetzet ist, sondern hierinn Zeit und Umstände zum Maßstabe dienen müssen; da Rudolph Gräffer schwerlich mehr in solche Umstände kommen dürfte, die ihm gewähren werden, eine Buchhandlung wieder herzustellen, da die vorgeschriebene Prüfung über die Fähigkeit zur Führung eines Buchhandels bey einem Manne, wie Blumauer, ganz überflüssig, und da derselbe sich bereits erkläret habe, das mit dem Bücherhandel nicht vereinbarliche Amt eines Büchercensors ablegen zu wollen, es bey dem von Seite des Magistrats dem Blumauer bereits ertheilten Buchhandlungsbefugniß, jedoch mit der Bedingung zu bewenden habe, daß Blumauer über den bestimmten Handlungsfond, wenn es nicht schon geschehen, sich ordentlich ausweise. Welches demselben zur Wissenschaft hiemit erinnert wird. — Ex Cons. Mag. vien. am 5. July 1793."

Wie sich Blumauer über die Handlungsfonds auswies, wissen wir nicht, indessen dürften in dieser Hinsicht die Verhältnisse, unter welchen der Dichter Geschäftsmann wurde, nicht die besten gewesen sein. Auch vertrug sich in dieser Zeit der Reaktion seine Stellung als Zensor nicht mit dem Gewerbe eines Buchhändlers, man hatte den nicht ganz abzuweisenden Verdacht, daß der erstere zu oft zugunsten

[1]) Vgl. Bl.s Konkursakten l. c.

des letzteren sprechen würde. Das Intelligenzblatt der neuen allg. dtsch. Bibl. v. J. 1793 (Bd. 4, Nr. 36, pag. 297) meldete daher bald: „Hr. Simon wurde zum Censor statt des Herrn Blumauer ernannt, welcher letztere seine Stelle, da er die Krausische und Gräffer'sche Buchhandlung übernahm, selbst resignirte, da er nicht wohl Buchhändler und Censor zu gleicher Zeit sein konnte.“ Allerdings scheint die Resignation durchaus keine so freiwillige gewesen zu sein, wie aus einem Dekret vom 13. Februar 1793 [1]) hervorgeht, wonach er erklären sollte, „ob er die jetzt besitzende öffentliche Buchhandlung aufgeben (wolle), oder fortzutreiben gedenke, da selbe sich nicht mit dem Amte eines Censors verträgt“. Bald darauf erfolgte über Vorträge vom 1. und 3. März am 30. März ein Dekret [2]) an Blumauer, wonach ihm seine Zensorsstelle abgenommen und eine Pension von 133 fl. 20 kr. bewilligt wurde. Hiermit endete Blumauers Beamtenlaufbahn und fortan scheint er der Regierung ein verdächtiger Mann geblieben zu sein, die, wie es im Polizeijargon hieß, ein „obachtsames Auge“ auf ihn hatte. Übrigens mag vielleicht einiger Grund vorhanden gewesen sein, denn Blumauer gehörte sicher den Illuminaten unter dem Namen „Florus“ an und hatte als solcher seine Sendung. Gewiß ist es aber, daß Blumauer am Ende seines Lebens als zweideutiger Charakter erscheint, der nirgends öffentlich Farbe bekannte.

Die dichterische Tätigkeit Blumauers erlahmte inzwischen immer mehr, nur bei besonderen Gelegenheiten griff er zur Leier. So erschien anläßlich der Einnahme Belgrads, des letzten Lichtstrahles der Regierung Josefs II., das im munteren Volkstone gehaltene „Lied von Belgrad. Im Ton: Marlborough ꝛc., 1789, 8⁰“ und als Wien dem Kaiser nun eine Illumination darbrachte, da steuerte der Dichter für das Magazin einer Silberlotterie ein Gelegenheitsgedicht bei, das

---

[1]) Vgl. Protok. f. Nied.-Österr. 1793, Fol. 85.

[2]) Ibid. 1793, Fol. 135.

im Transparent alle Tage beleuchtet erschien [1]). Unzugänglich ist mir ein Gedicht geblieben, das B. v. Bilbasoff (Katharina II. im Urteile der Weltliteratur, Berlin 1897, I, p. 486) anführt und den Titel trägt: „Die großen, heldenmütigen, erstaunlichen und unerhörten Taten und Siege der Türken wider die österreichischen und russischen Gauers in den Feldzügen 1788 und 1789. Ein Volkslied aus dem Türkischen übersetzt von Blumauer. Orsova, o. J. 8°". Es ist natürlich keine Übersetzung, sondern ein burleskſatirisches Gedicht. Merkwürdig genug, daß Blumauer bei dem Tod Josefs II., dieses Monarchen, dessen Ideen mit den Werken des Dichters unauflösbar verknüpft erscheinen, nicht seine Klagestimme erhob, denn eine im Besitze des Herrn von Portheims befindliche: „Trauerrede auf den Tod weiland Sr. röm. kaiserl. Majestät Josephs II., welcher zum größten Leidwesen den 20. Hornungs 1790 um 7 Uhr frühe im 49ten Jahre seines ruhmvollen Alters das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt hat. Von A. Blumauer. Wien, o. J., 8°" [2]) ist zu elend und auch in Form und Inhalt gar nicht für den Dichter charakteristisch, so daß man wohl auf den ersten Blick hin erkennen muß,

---

[1]) Vgl. Polit. Gespräch der Toten, 1789, v. 7. Nov., pag. 367. — Offenbar gehörte diese Silberlotterie dem reichen Hackl, zu dessen Frau Bl. später in Beziehungen trat. Die Inschrift lautete:

„Heil uns! Die goldne Zeit des alten Bunds kehrt wieder;
Die Vorsehung schenkt, uns zu erfreuen,
Uns einen zweiten Joseph wieder;
Ein zweyter Josias schlägt hunderttausend wieder:
Ein zweyter Gideon nimmt Belgrads Mauern ein.
Heil uns! Die goldne Zeit des alten Bunds kehrt wieder."

[2]) Das Gedicht ist im Bardenschwulst gehalten und beginnt:

„Weh Dir, o Du verwaistes Land!
Der Donner ist wider Dich entbrannt.
Gehüllt in tausend Mitternächte
(Ein rachevoller Sitz!) 2c. 2c."

— Es ist nicht in die Ges. Werke aufgenommen.

daß hier ein Mißbrauch mit dem Namen getrieben wurde. Für das wenig charaktervolle Verhalten des Dichters gegenüber Josef II. zeugt auch das zwar nicht übel gelungene, aber ziemlich pietätlose und zuerst anonym erschienene Gedicht: „Bittschrift der verwittweten Erzherzoginn Austria an ihren neuen Gebieter Leopold II. O. O., 1790, 8° (Wien. Hofbibl.)", worin er mitleidslos das Unglück Josefs II. aufdeckt und Leopold II. umschmeichelt, den Josefinismus, den er geschmacklos genug mit einem alten schlechten Kleid vergleicht, durch ein neues System zu ersetzen. Leider erwiesen sich mit ihm viele österreichische Dichter gleich würdelos und vergaßen, daß sie diesem „alten Kleid" allein ihre Bedeutung und vieles andere verdankten. Noch in die josefinische Zeit fiel das gemeine und zuerst anonym erschienene Gedicht im Dialekt: „Der evangelische Bauerjunge in der katholischen Kirche. O. O., 1789, 8°", das ohne sichtbaren Grund nur um jeden Preis die Gefühle der rechtgläubigen Katholiken verletzen will. Welchen Inhalts: „Einige Gedichte von A. Blumauer, begleitet mit Melodien. Von einem Liederfreunde. München. O. J., 8°" waren, vermag ich nicht zu sagen, da sie mir nicht zugänglich waren, sie wurden indessen nach dem Intelligenzblatt d. allg. dtsch. Bibl., Bd. 30, Nr. 14 und 15, pag. 113, verboten[1]).

Diese Gedichte ließen den letzten dichterischen Funken in Blumauer aufflammen, der nach 1790 gänzlich erlosch. Gewiß mögen bei ihm, dem hervorragend politischen Dichter, auch die Zeitumstände viel mitgewirkt haben, anderseits ließ

[1]) An dieser Stelle möchte ich nachtragen, daß das hetzerische, in der Wiener Stadtbibliothek befindliche anonyme Gedicht: „Der Dichter in Zügen. Eine Standrede an die matten Trauerdichter in einer gereimt prosaischen Erzählung, Wien, in der von Ghelen'schen Buchhandlung, 1781, 8 Bl. 8°", das sich gegen die schlechten Trauergedichte auf den Tod Maria Theresias wendet, auf Grund einer Broschüre: „Epilogus zu der Standrede ꝛc., Wien, Trattner, 1786" tatsächlich von Blumauer herrührt.

ihm sein Buchhandel, der nicht gedeihen wollte, sicher wenig Zeit und sorgenfreie Stunden, um seinen alten Witz und Humor zu finden. Kurz, der Dichter, an den Wieland noch am 25. Sept. 1788 [1]) geschrieben hatte: „Es würde mich schmeicheln, Sie in Rücksicht auf das Verhältnis unserer Jahre als einen natürlichen Erben eines Talentes anzusehen, welches einen großen Theil des Glückes meines Lebens ausgemacht hat", war wenige Jahre darauf völlig verstummt, so daß das plötzliche Versagen seiner dichterischen Begabung in literarischen Kreisen allgemein auffiel. So schrieb die „Österr. Monatsschrift, Wien 1793, 3. Bd., pag. 187 f.": „Welcher Freund der Dichtkunst wird nicht innigst bedauern, daß Blumauer, einer der trefflichsten Köpfe Deutschlands, schon seit einigen Jahren die Schriftstellerey bey Seite gesetzt, ja, wie man nicht ohne Grund fürchtet, ganz aufgegeben hat." Fr. Aug. Müller [2]) und Gerning [3]) gaben vielleicht teilweise mit Recht dem Betrieb des Buchhandels schuld, daß Blumauer für die Musen verloren war, jedoch war der Dichter auch ein echter Österreicher und nicht der einzige, der sich, als er sich zu schwach und auch zu bequem zum Widerstande gegen eine neue Strömung fühlte, von der Öffentlichkeit abschloß und als Privatmann unterging. Freilich traten nun bei dem Exdichter auch die unangenehmen Charakterseiten des Menschen stärker zutage, die man früher zugunsten seines Talents gern übersehen hatte. Manche nähere persönliche Berührung mit dem Dichter als Menschen scheint ihm einen literarischen Freund gekostet zu haben [4]),

---

[1]) S. Auswahl denkwürd. Briefe, herausg. v. L. Wieland. 1815, II, pag. 84.

[2]) Vgl. Bürgerbriefe, IV, pag. 129 f.

[3]) L. c., I, pag. 83. „Der Buchhandel hat die Poesie in ihm erstickt."

[4]) Vgl. Forberg, der an Reinhold am 14. Mai 1791 schreibt, Blumauer habe in seinen Augen unendlich verloren, seitdem er ihn kenne. (Keil, l. c., pag. 25.) — Vgl. Vertraute Briefe zur Charakteristik von Wien, s. fr.

und seine Feinde beeilten sich, ihn als Menschen noch schwärzer zu malen, nachdem ihnen der Schriftsteller keine Zielscheibe mehr bot, wie ein Pamphlet von 1790 beweist [1]), das folgendes abstoßende Porträt des Dichters bringt: „Du magst sie (die Wiener Schriftsteller) nach den Bessern beurteilen; wenn ich dir sage: daß selbst ein Blumauer, ein Alxinger, der Stolz ihrer Nation, nicht einmal Teutsch verstehen: wovon ich mich im persönlichen Umgange mit ihnen zu überzeigen Gelegenheit hatte: denn mit ihren Schriften — wiewohl sich auch diese alle durch Sprachschnitzer und Provinzialismen auszeichnen — kann man dies nicht so leicht bemerken; weil sie mit einer unverdroßnen Mühsamkeit, beynahe jedes Wort in Wörterbüchern nachschlagen, die sie bey ihren Arbeiten stets zur Hand liegen haben. — Blumauer hat mehr Kopf als Alxinger; aber ein desto schlechteres Herz und ungeschliffene Sitten ... Sein Anblick verkündet schon einen widerwärtigen hämischen Menschen, dessen ausgedörrter gebeugter Körper und schwarzgelbes Gesicht nicht das beste Temperament verraten; und sein Umgang beweißt vollends: daß Bosheit, Schadenfreude und eine gute Portion schwarzer Galle die Quelle seyen, woraus all sein dichterischer Witz flieset: wiewohl dieser in den letzten Bänden seiner Aeneis öfters sehr gesucht und trocken ist. Der Gedanke zu diesem Werke hat auch keineswegs das Verdienst der Originalität, er ist eine Nachahmung von Bürgers Prinzessin Europa." Das war der Anfang einer Reihe von Schmähungen, die diesmal nicht aus dem Lager der Reaktion kamen. Wenngleich die Übertreibung ersichtlich ist, so deckt sich doch manches mit Alxingers Urteil (s. fr.), und Blumauer scheint tatsächlich im persönlichen Verkehr wenig liebenswürdige Eigenschaften aufgeboten zu haben, um seine Feinde als Mensch zu entwaffnen und Freunde zu gewinnen; besonders über

---

[1]) S. Reise eines Engländers durch Mannheim rc. nach Wien. Amsterdam 1790, pag. 106 ff.

seinen Autoritätsdünkel[1]), mit dem er als „infallibler Pontifex poeticus“ [2]) auftrat, wußten selbst seine nächsten Freunde ein Lied zu singen. Freilich bestärkten ihn in seiner Künstlereitelkeit noch immer genug lobpreisende Kritiken[3]).

Blumauer beschränkte nun seine literarische Tätigkeit einzig auf bibliographische Arbeiten, worauf ihn zum Teil sein neuer Lebensunterhalt führte, indessen hatte er sich schon frühzeitig in der Hofbibliothek ähnlich betätigt. Er gab einen fortlaufenden, mit fleißigen Noten versehenen Katalog[4]) seines antiquarischen Lagers heraus, der noch heute geschätzt ist. Auch der Verfasser selbst war davon sehr eingenommen, wahrscheinlich, weil er, wie Kaltenbäck (l. c.) sagt, darauf mehr Eifer verwendet hat als auf seine übrigen Arbeiten.

Seine Zurückgezogenheit von dem öffentlichen Leben, die nur von praktischen Beweggründen abhing, wurde jedoch bald in jeder Hinsicht böswillig gedeutet, und wenn schon Blumauer der Nachwelt gewiß nicht als eine Idealgestalt und lauterer Charakter erscheinen kann, so hat er für seine materielle Lebensauffassung, die bedingtes Mißtrauen einflößte, manchmal eine zu harte Beurteilung erfahren. Während der Dichter gerade in der josefinischen Zeit wegen seinen „freisinnigen“ Anschauungen als Religionsverächter und Freimaurer literarisch heftig befehdet wurde, erfolgte in der nachjosefinischen Zeit eine merkwürdige Wendung; der Dichter, der sich vom literarischen Kampfplatze zurückgezogen hatte, erschien durch sein Schweigen den Radikalen selbst als

---

[1]) Vgl. Keil, l. c., pag. 26.

[2]) Ibid., pag. 66.

[3]) Vergl. Wiener Schriftsteller- und Künstlerlexikon. Wien 1793, pag. 22 f.

[4]) S. Catalogue raisonné des libres rares et pretieux. Vienne, 1797, 2 part. 8". — Catalogue des livres rares et difficiles à trouver qui sont à vendre chez Blumauer, Libraire à Vienne, 1798, 3 vol. 8°. — Gräffer (Kl. Wien. Mem. 1845, II, pag. 178) schreibt sogar: „Sein notenreicher Katalog ist besser als seine Aeneide.“

ein Reaktionär, als ein Verräter seiner guten Sache. Gewiß wußten gleich ihm wenige in den josefinischen Ideen auszuharren oder fügten sich geduldig und gleichmütig der Gegenströmung. Die josefinischen Schriftsteller vergaßen meist leicht die Zeit, die sie groß gemacht hatte, und diese Charakterschwäche war eine Schuld, die sie später mit einer verächtlichen Vergessenheit büßen mußten. Das Capua der Geister machte sich eben damals schon geltend. Ob dieser Hang zum Wohlleben und politischen Indifferentismus[1]), die Gleichgültigkeit gegen öffentliche Vorgänge nun einem Pamphletisten Recht gibt, gleich die ehrenrührigsten Dinge von einem bloß schwachen Charakter vorauszusetzen, ist eine andere Frage. Zur Zeit der französischen Revolution in Österreich Gedanken auszusprechen, die sich mit ihren Ideen möglicherweise identifizieren konnten, war nicht nur bedenklich, sondern gefährlich genug, wie der sogenannte Jakobinerprozeß beweist. Und gerade Blumauer hatte sich durch ein Liebesverhältnis mit der Frau eines dieser „Verschwörer", deren einzige Schuld wohl Unbesonnenheit war, in eine äußerst schiefe Stellung gebracht. Daß er aber noch dazu den betrogenen Gatten in den Kerker brachte, ist sicher der überhitzten Phantasie eines radikalen Schriftstellers zuzuschreiben.

Blumauer hatte sich durch seine prononcierte Stellung zur Freimaurerei längst bei der österreichischen Regierung verdächtig gemacht. Auch ohne die alberne Denunziation eines Buches wie: „Die zwo Schwestern P* und W* oder neu entdecktes Freymaurer- und Revolutionssystem, 1796", in dem auch Blumauer heftig genug an der Hand seiner Schriften als Jakobiner angegriffen wurde, waren derartige geheime Verbindungen, die ja tatsächlich für die Ausbreitung revolutionärer Ideen oft genug eintraten, längst der Reaktion ein Dorn im Auge und es war kein Wunder, wenn der Dichter, als die österreichische Regierung behufs Recht-

[1]) Vergl. auch d. früh. zit. Ausspruch Bl.s über die letzte Ausgestaltung der Äneide.

fertigung reaktionärer Maßregeln zu dem Mittel griff, eine gefährliche Verschwörung zu entdecken, auch unter der unendlichen Zahl Kompromittierter aus dem Prozeß hervorging, um so mehr, da man alle Freimauer für mitschuldig ansah. Blumauer war auch in dieser Zeit noch für seine freimaurerische Tätigkeit in einem anonym erschienenen „Manifest (auch Fournier und Knigge gelten als Mitverfasser), einer nicht geheimen, sondern sehr öffentlichen Verbindung ächter Freunde der Wahrheit, Rechtschaffenheit und bürgerlichen Ordnung an ihre Zeitgenossen, Wien 1795, 8°“, eingetreten. Ein noch größeres Mißgeschick wollte, daß Blumauer der notorische Liebhaber der Frau eines der Verschworenen, des reichen Glückshafenbesitzers Hackls [1]), war. Blumauer scheint in seinem Zynismus schlagfertig genug gewesen zu sein, um der drohenden Gefahr zu entgehen und seine Feinde durch Witz zu entwaffnen. Hormayr [2]) spricht davon, daß der Dichter nur durch seine äußerst zynische Indolenz mit heiler Haut entschlüpfte. Welcher Art diese „zynische Indolenz“ war, geht aus der sogenannten Neuwiedener Zeitung [3]) hervor, die folgendes über des Dichters Verteidigung, die ganz in seinen Charakter paßt, meldete: „So ward der bekannte Dichter B . . . wegen seiner Bekannt-

---

[1]) Vgl. Gräffer, Franziscceische Curiosa, Wien 1849, pag. 19 f. — „Hackl war Inhaber eines sogenannten Glückshafens auf dem Graben, nächst der Hirschapotheke . . . Seine Frau Katharina war die Geliebte des Dichters Blumauer . . . und Inhaberin des Badhauses zur scharfen Ecke in der Leopoldstadt, Heurteur war ihr Schwiegersohn.“ — Hackl war wahrscheinlich nur ein Opfer seiner stadtbekannten Dummheit und Eitelkeit. Seine Frau hat wohl in keinem besonderen Einvernehmen mit ihm gelebt, da sie noch in einer späteren Zeit, wie aus einem Akte des Wien. Polizeiarchivs hervorgeht, gezwungen werden mußte, ihrem Gatten, der nach seiner Begnadigung dürftig in Linz lebte, eine Unterstützung angedeihen zu lassen.

[2]) Vgl. Anemonen. Jena 1845, II, pag. 60.

[3]) In den „Politisch. Reden über die Begebenheiten des 1794. Jahrs, pag. 294“.

schaft mit dem arretierten H . . . ebenfalls vorgefordert. Dieser soll nun, wie man wenigstens in einigen Wiener Zirkeln erzählt, als Dichter folgendes geantwortet haben:

„Ich weiß von gar nichts, denn — kurzum
Mit H . . . da ging ich gar nicht um,
Und unsere Freundschaft war sehr lau;
Ich war nur warmer Freund von seiner schönen Frau.[1])"

Daß Blumauer wohl in den engsten Beziehungen zur Frau Hackl stand, ist als sicher anzunehmen, denn sie war noch weiter berufen, eine wichtige, wenngleich triste Rolle in dem Leben ihres Geliebten zu spielen, anderseits wurde aber der Dichter, da er dem drohenden Prozesse so glücklich entgangen war, in der schlimmsten Weise verdächtigt, ja man ging so weit, ihn als agent provocateur zu bezeichnen. Ein merkwürdiges, wenngleich nicht immer zuverlässiges Pamphlet: „Briefe eines Franzosen über die geheime Polizei in Wien, 1799, pag. 66 f." aus der Feder eines radikalen Revolutionsfreundes gäbe Blumauer der dauernden Verachtung Preis, wenn sich je diese Angriffe bewahrheiten sollten.[2])

„Der vorzüglich durch die travestierte Aeneide so bekannte Dichter Aloys Blumauer, K. K. Büchercensor und Buchhändler (!)", lautet es da, „verdient hier auch einen Platz unter den verstorbenen Dienern der geheimen Polizei, deren Anzahl zu Wien leider so groß ist. Man lese Alxingers Portrait[3]) und denke sich Aloys Blumauer hinzu, so hat man ohngefähr auch diesen, zwar minderbekannten, dennoch nicht

---

[1]) Eine andere, sicher fälschliche Version besagt, daß Bl. beim Verhör auf den Vorwurf, er sei der Freund Hebenstreits (des Hauptes der Verschwörung) gewesen, mit trockenem Humor zur Antwort gab: „O nein, nur der seiner Frau". (Vgl. Österr. Rundschau, 1906. I. pag. 511).

[2]) Die Akten über den sogenannten Jakobinerprozeß werden bekanntlich geheim gehalten.

[3]) Dieser ist im vorhergehenden ebenfalls als Denunziant 2c. geschildert.

minder schädlichen Menschen. Hier ein Zug unter vielen, die man mir erzählt. — Ein redlicher, guter Bürger H . . . (=Hackl) hatte in Blumauern so großes Vertrauen gesetzt, daß er sein Busenfreund ward; die große, schöne Frau des Bürgers wurde nun auch des Dichters vertrauteste Freundin. Eines Tages ward H. aus seinem Bette von der Seite seiner Frau geholt und ins Gefängnis geführt, wahrscheinlich auf Anstiften Blumauers, der nun ganz die Larve abzog und sich öffentlich mit der schönen großen Frau seines Busenfreundes herumtrieb. Ich habe Dir nur dies eine Beispiel, in Wien allgemein bekannt, hier hersetzen wollen, weil ich die Anführung von mehreren gantz unnütz halte, da Blumauer todt, folglich keiner Äußerung mehr fähig ist." Und pag. 119 wird von einer „unangenehmen Rede" gesprochen, wegen welcher Blumauer Hackl, denn niemand anderer ist es, denunzirt habe. Es ist allerdings richtig, daß eine wenig Jahre vorher erschienene Schrift[1]) von Blumauer behauptet, daß „der Egoist zu sichtbar wäre, wenn er den Patrioten spielen will", indessen ist selbst vom Servilismus bis zum Denunziantentum doch ein starker Schritt. Wir werden es begreifen, daß der geistreiche Dichter als Liebhaber leicht triumphieren konnte, wenn wir folgende unvorteilhafte Schilderung des Herrn Hackl aus dem Munde eines sehr freimütigen Zeitgenossen, des anonymen Verfassers von: „Beytrag zur Charakteristik und Regierungsgeschichte der Kaiser Josefs II, Leopolds II und Franz II, Paris, 8. Jahr., pag. 262" vernehmen. „Man kann", heißt es da, „die tiefeste Unwissenheit, die größte Stupidität, die gänzliche Abwesenheit dessen, was man Geist und Seele nennet, nicht besser vereinigt darstellen, als in der Person dieses Unglücklichen (Hackl). Da in Wien bekannt ward, Hackl sei als Jakobiner eingezogen worden, lachten die dummesten Bürger darüber und sagten laut: „Es wäre eine Satyre auf die

[1]) Vertraute Briefe zur Charakteristik v. Wien, 1793, I. pag. 188.

Jakobiner, daß man diesen Menschen dazurechne." Hackl hatte nur Sinn und Gefühl für Essen und trinken. Ich bin überzeugt, daß er sich unter dem Worte Revolution mir etwas anderes, als ein französisches Ragout gedacht hat." Ausgeschlossen ist indessen, daß Blumauer einer so nichtswürdigen Handlung fähig gewesen wäre, diesen Mann zu denunzieren, und sicher hätte der obige anonyme Schriftsteller, der genug andere Diener der geheimen Polizei in Wien, darunter Haschka und L. A. Hoffmann, kennzeichnet, auch Blumauer nicht vergessen. Es findet sich aber daselbst nichts derartiges über ihn, so wie auch in den Polizei-Akten nicht. Nichts destoweniger kommt der Pamphletist von seiner vorgefaßten Meinung nicht ab und nach einer ungünstigen Schilderung der äußeren Erscheinung[1]) Blumauers charakterisiert er den Dichter später nochmals (pag. 203) mit folgenden Worten: „Er ist Buchhändler, Zensor, Dichter, Freigeist, Spion der geheimen Polizei, Genie, Wollüstling, Epikureer im höchsten Grade, Maurer, Hagestolz und Exjesuit! — Wahrlich Titel genug!" — Und wir können hinzufügen, auch Bosheit genug! Die Verdächtigungen verstummten indessen nicht, Rebmann zum Beispiel läßt Blumauer in seinem „Obscurantenalmanach"[2]) unter dem Tiernamen der „Finsterlinge" als „Seidenwurm" erscheinen und pag. 134 schreibt er: „Aber wenn Blumauer sich zum Censor hergibt, ein Mann, der unter Joseph so eifrig Finsternis und Papsttum bekämpfte, und nun jetzt unter Franz seine Feder zur Aechtung der nemlichen Sätze und Schriften braucht[3]), die er ehedem selbst aufstellte; so muß man über die Verkäuflichkeit der

---

[1]) „Seine Figur nimmt gar nicht für ihn ein und stößt eher von sich als sie anzieht. Es ist ein langer hagerer ganz gelber Mann, dessen hohle und trübe Augen, woran er sehr leidet, eben nicht den geistreichen Travestierer der Aeneide verraten." — Man vergleiche dazu die Schilderung seiner Figur b. H. W. pag. 19. (Nach Gräffer).

[2]) S. 1798, pag. X und vgl. pag. 112.

[3]) In welchen Schriften, an welchem Orte?! — Auch Zensor war Blumauer längst nicht mehr. Das heißt grundlos beschuldigen!

Wahrheit und der Überzeugung staunen; oder glauben, es sey ihm ehedem kein Ernst gewesen, und nicht helle Grundsätze, sondern blos die Mode haben ihm damals die Hand geführt."

War nun Blumauer, einer der ersten Vorkämpfer der Aufklärung, in seiner geistigen Bedeutung und als Charakter so tief in den Augen seiner Zeitgenossen gefallen, die freilich auch manches übertrieben, so war er als Privatmann, als Bürger und Geschäftsmann leider auch nicht glücklicher. Seine letzten Lebenstage verbitterten die schwersten materiellen Sorgen, die eine geistige Tätigkeit gar nicht aufkommen ließen, die Travestie selbst mengte sich auch in das bürgerliche Leben ihres Meisters. Sein Buchhandel scheint auf wenig reeller Basis aufgebaut gewesen zu sein, und seine Verlagsartikel, größtenteils wissenschaftliche Werke schwerster Form, die nur den Fachmann ansprachen, gingen nicht, so sehr Blumauer auch hoffte, mit diesen Artikeln vornehmer Natur den Wiener Buchhandel zu heben. So mußte denn Blumauer, der durch den R. Gräffer'schen Konkurs schon stark in Mitleidenschaft gezogen worden war, zu Schulden seine Zuflucht nehmen und namentlich seine Geliebte, die reiche Frau Katharina Hackl, streckte ihm Geld bis zu einer Höhe von 28.800 Gulden vor.[1]) Es ist tragikomisch genug, wie der Dichter dafür „als Faustpfand alle meine bisher gedruckte und von mir verfaßten Werke, nemlich meine Gedichte so wohl als meine Aeneis samt Verlagsrecht" einsetzt. Man wußte indessen sehr wohl, wie es mit Blumauers Vermögensverhältnissen stand und vielleicht zum Glück für ihn war auch seine Gesundheit bereits so sehr erschüttert, daß seine Tage mit Beginn seiner mißlichen Lage auch gezählt waren. „Blumauers Muse", läßt

[1]) Der gänzlich eigenhändig von Blumauer geschriebene Schuldbrief im Umfange von 3 Seiten vom 1. Nov. 1797 über 28.800 Gulden findet sich im Archiv des Land.-Ger. i. Zivilsachen z. Wien (Konkursakt l. c).

sich in dieser Zeit eine Stimme[1]) vernehmen, „scheint nun ganz verstummt zu seyn und sein Ruhm ist mit dem dritten Bande der travestierten Aeneis zu Grabe gegangen. Er gibt sich jetzt hauptsächlich mit dem Buchhandel ab, der sich aber in eben so schlechten Umständen, wie seine Lenden und Wangen befinden soll. Er hat unstreitig unter allen hiesigen Dichtern das meiste poetische Genie, das aber nicht ausgebildet ist und sich dem Publikum in puris naturalibus zeigt."

Blumauer, der Junggeselle geblieben war und zuletzt bei seiner Geliebten und Geldgeberin wohnte, scheint ein wenig geordnetes Leben geführt zu haben, und der Cynismus in seinen Schriften fand wohl auch seine Ursache in des Dichters häuslichen Verhältnissen. Seine Gesundheit ist nie eine besonders glänzende gewesen, und sein schlechtes Aussehen führen die Zeitgenossen wiederholt in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts an, er litt an einer langsam fortschreitenden Lungenschwindsucht und über die letzten Tage seiner Krankheit findet sich bei Gräffer (Klein. Wien. Mem. 1845, I. pag. 181 f.) eine interessante Schilderung. „Anfangs März (1798)", schreibt Gräffer, „stand es schon sehr schlecht um ihn. Den 15. März ging mein Oheim zu ihm und nahm mich mit. Er wollte von seinem vieljährigen Freunde Abschied nehmen; dann hatte er infolge eines Vertrages, Anspruch auf dessen ungedruckte kleine vermischte Schriften. Diese wollte er sich ausfolgen lassen.[2]) — Blumauer wohnte in der Kärntnerstraße im ‚eisernen Mann', im zweyten Stocke, bey Madame Hackl . . . Eine Magd geleitete uns in die Krankenstube; ein schmales, lichtgrün ausgemahltes Zimmer. Blumauer lag im Hintergrunde an der Seitenwand rechts,

---

[1]) S. Fragmente aus dem Tagebuche eines reisenden Neufranken. Fkft. u. Lpzg. 1798, pag. 106.

[2]) Dieses Manuskript hat H. W. pag. 18 gesehen und fand es wertlos.

das Gesicht trotz seiner ruinierten Augen gegen das Fenster gekehrt; das Haupt etwas aufrecht; beyde dürre Arme straff der Länge nach parallel ausgestreckt auf eine einfache Decke. Das jämmerlich abgemagerte bebartete Antlitz war kaum mehr zu unterscheiden; der Blick schon wie todesmatt. Als mein Oheim an das Bette trat, wollte der Kranke die linke Hand zum Gruße erheben, mußte sie aber sogleich wieder sinken lassen. Ich weiß, sagte er mit heiserer feiner, nur lispelnder Stimme, gedehnt und in abgebrochenen Worten, weshalb Sie kommen. Sie zu sehen, liebster Freund, entgegnete mein Oheim gerührt und zärtlich. Dank, Dank, stammelte der Patient. Auch der Manuskripte wegen. Ja, ja, sie sind noch nicht ganz geordnet. Morgen früh; morgen. Mein Onkel sagte, er sey eigentlich gekommen, selbst zu sehen, wie es mit der Hoffnung stehe. Der Kranke seufzte leise, versuchte mit dem Haupt ein verneinendes Zeichen zu geben. Endlich lächelte er und lallte: Hoffnung? . . . O lassen Sie mich . . . Ich fühle mich . . . Es kamen Leute. Mein Onkel war zu sehr erschüttert. Wir entfernten uns." — Am 16. März 1798, dem nächsten Tag bereits, erlöste ihn der Tod[1]) von seinen Leiden und zu seinem größten Glück, denn Österreichs einst so gefeierter Dichter wäre sicher der Schmach und dem Elend ausgeliefert gewesen, denn der Konkurs stand vor der Tür. „Aber ach!" rief ihm die sogenannte „Neuwieder Zeitung" (Aus d. Reiche d. Toten) 1798, Nr. 25 nach, „unser Lieblingsdichter Blumauer ist am 16ten dieses von dieser Welt verschieden. Der grausame, der undankbare Todt! er hat ihn von unserem Parnaß entrissen, ehe der Selige seine Sachen in Ordnung setzen konnte. Der Handelspatron Merkur schreyt und jammert,

[1]) Vgl. Todtenprotoc. d. Stadt Wien: Am 16. März 1798 H. Aloys Blumauer, priv. Buchhändler und gewes. k. k. Bücher-Zensor, ledig, aus der Stadt Steyr gebürtig, ist beim eisernen Mann Nr. 1002 in der Kärntnerstraße an der Lungensucht, nachmittag 2 Uhr, gestorben, alt 44 Jahr."

daß er ihm beynahe 90 tausend Gulden in das Reich der Todten eskamotiert hat. — Herrlicher und lustiger Dichter — aber schlechter und trauriger Zahler."

Blumauer war ohne Hinterlassung eines Testamentes gestorben, freilich verschied er — man kann sagen — als Bettler. Es fand sich an Bargeld 44 fl. 27½ kr., dazu kam eine goldene Sackuhr, 20 fl. Wert, und die verkauften Fahrnisse brachten 292 fl. 49 kr. ein.[1]) Die Forderungen der Creditorschaft betrugen aber 106.500 Gulden[2]) und waren nur zum allerkleinsten Teile durch die Verlagsartikel rc. gedeckt; was noch an Aktiven vorhanden war, fraß der Konkurs selbst auf, der durch elf Jahre dauerte. Es fanden durch mehrere Jahre Versteigerungen der Bücher aus Blumauers Buchhandlung statt.[3]) Als einziger Erbe hatte sich Blumauers Bruder Wolfgang, Pfarrer in Marchtrenk, gemeldet, der aber bald auf dieses Danaer-Geschenk verzichtete, als ihm mit den Rechten auch sehr bittere Pflichten erwachsen sollten, nämlich die Gläubiger seines ungläubigen Bruders zu bezahlen. Mit dieser Tragikomödie, wonach ein Pfarrer die Schulden eines der ersten „Glaubensfeger"

---

[1]) Nach d. Verlassenschaftsabhdlg. i. Arch. d. Land.-Ger. in Zivilsach.

[2]) Beteiligt waren:

a) Kath. Hackl, 28.500 fl.

b) D. R. Gräffer'sche Konkursmasse, 32.000 fl.

c) Th. Moßhammer, 13.000 fl.

d) Buchhändler Degen, 12.000 fl.

e) Johann Pezzl, 1000 fl.

f) Die Maderischen Geschwister 20.000 fl.

Vgl. auch Gräffer, Wiener Dosenstücke, 1846, 2. Bd. pag. 276 f.; „. . . Blumauer travestierte mir mein Dominical- und Rusticalgut, samt dem Hause in der Stadt. 53480 fl. wurden . . . bey Bl. s. Konkursmasse angemeldet und liquidiert . . ."

[3]) Vgl. Verzeichnis der in der ehemaligen A. Blumauerischen Buchhandlung vorhandenen Bücher rc., welche . . . am Bauernmarkt rc. öffentlich versteigert werden. 4 Abth. 1800—1801, 4°.

hätte zahlen müssen, schloß sich würdig das Leben und Sterben unseres Meisters der Travestie.

Kümmerlich war es um den literarischen Nachruf bestellt, es war, als ob man sich vor seinem Namen gescheut hätte. Wieland und der deutsche Merkur blieben stumm, Freundschaft suchte man bei den Lebenden. Die „Wiener Zeitung“ vom 21. März würdigte kurz den Dichter, welcher in seinem Fache als einer der geschicktesten Köpfe in den österreichischen Staaten und in ganz Deutschland sich berühmt gemacht hatte. Das Intelligenzblatt der allg. Lit. Ztg., Jena (Juni, 1798, Sp. 708) begnügte sich mit der Todesanzeige, etwas ausführlicher und mit warmen Worten der Anerkennung gedachte die Zeitschrift: „Aus dem Reiche der Todten (s. fr. und 1803, Nr. 86, pag. 687 f) des Abgeschiedenen, auch noch in späterer Zeit. Meißner aber, dessen Mitarbeiter an der Quartalschrift Blumauer gewesen war, schrieb bereits am 17. März 1798 ganz kühl an Hammer,[1]) „Blumauers Tod tue ihm leid. Was er noch geschrieben hätte, wäre wohl nichts mehr gewesen, aber er hätte von früher noch so viel Verdienste gehabt, daß er wohl wert gewesen wäre, etwas später in Galls Schädelsammlung zu kommen.“ Diese Ehrung wäre zweifelhaft genug gewesen.

Was die Zeitgenossen an Blumauer bei seinem Tode sündigten, hat die Nachwelt in fast überraschender Weise und beinahe ungerechtfertigt wieder gut gemacht. Selbst Goethe nahm sein scharfes Urteil zurück und viel mag daran schuld sein, daß Blumauers Name noch immer ein Kampfruf gegen die Reaktion war, und daß man nach dem Verbot seiner Schriften völlig einen Märtyrer in ihm erblickte. So erwiesen sich schließlich seine „Sämtlichen Werke, Leipzig, 1801—1802, in acht Bänden[2])“ als ein Protest gegen

---

[1]) S. R. Fürst, Aug. Gottl. Meißner. Stuttgt. 1894, pag. 66 f.

[2]) Als Herausgeber nannte sich K. G. L. Müller; die neue allg. Dtsch. Bibl., Bd. 71, pag. 351, und Bd. 82, pag. 347 ff, verhielt sich absprechend. Schon nach wenigen Jahren (1806) erwies sich eine dritte

den neuen Geistesdruck, und mit diesem Widerstand hob sich auch Blumauers Name auf das Neue. Immer wieder kam man auf ihn zurück, wenn es galt, eine neue Zeit anzubahnen[1], und sein Name wurde, wie es selten einem politischen Dichter nach seinem Tode zukam, populärer als seine Werke selbst, und Popularität war ja das schriftstellerische Ideal, das er anstrebte.

Wenn A. W. Schlegel Blumauer „das Verdienst freimütigen Eifers“ zugesteht, so hat er dessen historische Bedeutung für die Nachwelt damit vollkommen erschöpft. Huttens „Ich hab's gewagt,“ fiel bei dem Erfolg der Dichtungen Blumauers immer zuerst in die Wagschale, der ästetische Eindruck kam erst nach der Sensation. Und es war ein Ereignis, daß Blumauer der bereits erstarrten österreichischen Dichtkunst eine Ader öffnete und mit der politischen Lyrik frisches Leben zuführte, sei es auch nur für eine kurze Zeit. Es war genug, daß die Tendenz der Aufklärung, die er in seinen Schriften verfocht, allmählich die Österreicher lehrte, die verschiedensten Dinge und Verhältnisse mit kritischen Augen zu betrachten, und wenn wir der Travestie vielleicht in jeder Hinsicht nur eine untergeordnete Stellung einräumen, so gab sie in ihrer souveränen Respektlosigkeit wenigstens

---

Auflage nötig, die allen späteren Ausgaben oder Nachdrücken (über diese vgl. Wurzbach) zugrunde liegt. Alle bis jetzt erschienenen Ausgaben sind ziemlich wahllos zusammengestellt, eine literarisch-kritische Ausgabe steht bis heute aus.

[1]) Besonders das Revolutionsjahr 1848 frischte Blumauers Namen neu auf, da erschien sogar eine Zeitung: „Kaiser Josef und sein Freund, der Dichter Blumauer in Wien, von A. Much, Wien, 1848, 8°“ und eine Broschüre, die freilich Blumauers Schatten nicht mit Recht beschwor: „P—n (Paumgarten) Blumauers Geist über die Ereignisse in seinem Vaterlande 1848—49. Ein satyrisch-humoristisches Gedicht. Wien, gedruckt bei den P. P. Mechitaristen (!) 1850, 8°“ zeigt kurioserweise, daß selbst die Reaction Blumauers Namen auszunützen wußte. Parodie genug! — An dieser Stelle bemerke ich auch, daß E. Breier in seinen Volksromanen unseren Dichter oft als handelnde Person auftreten läßt.

den Ausgangspunkt, von einer vorgefaßten Meinung abzuweichen und die Lebens- und Weltanschauungen somit vielseitiger und dadurch fruchtbarer zu gestalten. In dieser Hinsicht ist Blumauers Einfluß auf die österreichische Literatur unbestritten, und nur der grobe Materialismus, dem der Dichter als Kind seiner Zeit mit anderen huldigte, hinderte damals den wahren Aufschwung der Literatur und führte sie einem oberflächlichen Journalismus in die Arme. Es ist Blumauer ein Rätsel geblieben, sein poetisches Talent nach anderen Werten auszunützen, als jenen, die im bürgerlichen Leben seiner Epoche als nützlich und dem Zeitgeist gemäß anerkannt waren. Vergangenheit und ferne Zukunft ahnungsvoll im tiefsten menschlichen Empfinden zu vereinen, nach einem künstlerischen Ausdruck zu ringen, der in allen Zeiten verständnisvolle Andacht hervorzurufen hätte, das war seine Sache nicht, er haschte nach den Schlagworten seiner Zeit allein, — sie waren heute neu und morgen alt — und er schrotete so die Poesie für die Alltagsbedürfnisse aus. Und es ist nur Zufall, der auch der Fortdauer seines Namens zugute kommt, wenn diese Worte noch heute ihre Giltigkeit haben und der Kampf des Staates mit der Kirche noch im Atem hält, wobei des Dichters Worte ihre Schuldigkeit tun.

Blumauer ging gänzlich in seiner Zeit auf und ist auch nur nach ihr zu beurteilen. Wer würde heute das bürgerliche Verdienst, für eine Sache mutig einzutreten, schon auf die Rechnung des Genies setzen? Und schließlich ist auch Blumauer nur so lange auf den Kampfplatz der Aufklärung getreten, als ihm dieser Kampf leicht gemacht wurde. Blumauer wäre vielleicht unter anderen Verhältnissen ein ebenso guter Jesuit geworden, als er unter Joseph II. eine Größe der Aufklärung wurde. Sein Standpunkt von der populären Wirkung des Schriftstellers, der ihn notgedrungen dem Journalismus auslieferte, ließ ihn selbst eine gute Sache weniger aus Überzeugung, denn als Mode er-

greifen. Aber nach dem alten Jesuitensatz, der vielleicht auch in sein Blut bereits übergegangen war und der da lautet: Der Zweck heiligt die Mittel, ist ihm in dieser Hinsicht und in seiner Art selbst als Modedichter manches zum Gewinn für die Aufklärung besser gelungen als einem anderen, dessen Absichten von der besten Überzeugung getragen, aber in ihrer Form zu schwerfällig waren. Er wußte, auf welchem Wege die Wiener und Österreicher zu gewinnen waren, und schuf ihn in der Form der Travestie, die in ihren derben Schwänken, in ihrer materiellen Lebensanschauung die Phäaken am Donaustrand für Dinge interessierte, die ihnen sonst nie den Kopf schwer gemacht hätten. Da war der Dichter selbst nicht um die schlechtesten Mittel verlegen, er kam der tiefen Sinnlichkeit des Österreichers mit seinem Zynismus entgegen und brachte die Lacher, die sonst keiner wissenschaftlichen Auseinandersetzung gefolgt wären, mit einem Spaßwort auf seine Seite. Eine Dichtung, die sich keine andere Aufgabe, kein anderes edleres Ziel stellte, mußte oberflächlich bleiben und vorübergehend wirken, selbst wenn sie einem guten Zweck diente. Und wenn sie noch heute Anklang findet, so entspringt dies weniger ihrem inneren Wert, als ihrem historischen, Gefühle von Stolz und Wehmut vereinen sich, in ihr Reliquien einer Zeit zu erblicken, die Österreich um mehrere Menschenalter früher wahrem Fortschritt entgegenführen wollte.

Eben dieselben Vorzüge Blumauers, die organisch in dem Wesen der Zeit, in den sozialen Verhältnissen, für die er schuf, begründet waren und ihm den Erfolg errangen, schlossen auch die schlimmsten Nachteile in sich. Leicht gewann er den Wiener durch ein williges Eingehen auf seine materielle Lebensanschauung, aber diese schlaue Ausnützung seiner Schwächen, die allerdings Witz und Humor zur Geltung brachte, ging zumeist auf Kosten der ästhetischen und ethischen Werte der Poesie. Blumauers Dichtung erhob die Menschheit nicht über das Alltagsleben, sondern sie stieg zu ihm

herab und machte sich mit ihm gemein. Nicht umsonst war seine Form eine saloppe und sein ästhetisches Gewissen schlief nur zu oft, um eine populäre Wirkung selbst bei den untersten Ständen zu erzielen. Er schuf aus dem Charakter des Durchschnittsösterreichers heraus, dessen Sinnlichkeit und Partikularismus er mit jedem Worte schmeichelte. Diese Nachgiebigkeit, die gerade bei einem politischen Dichter wenig am Platze war, von dem man einen festen Charakter voraussetzt, ließ ihn in seinem Aufklärungswerke immer auf halbem Wege stehen bleiben, ja sie schwächte die Wirkung dieses Werkes bei feineren Naturen direkt ab, die von dem zynischen Gebaren des Dichters abgestoßen wurden. Dieses laisser aller in jeder Hinsicht führte schließlich auf einen Weg, der gerade den ursprünglichen kulturellen Absichten des Dichters entlegen war und in die Niederungen eines selbstsüchtigen und gemeinen Spießertums führte, dem jede wahre Einordnung in einen kulturellen Fortschritt und unter eine höhere Einsicht fehlte. Nur das berüchtigte „mir san mir“ drückte dieser zuchtlose Materialismus aus und in ihm erstickte auch die Ausdauer des Dichters im Kampfe um den Fortschritt und er versäumte damit den Anschluß an eine große deutsche Kulturepoche, da er so einseitigen Interessen huldigte. Dies führte ihn schließlich zu einer tristen Resignation, da er zu schwach war, seine Fehler wieder gut zu machen und, indem er sich gänzlich seinem gleichgültigen Zynismus hingab, wurde sein Charakter noch seinen Zeitgenossen verdächtig. Dieser typische nachgiebige Charakter des Wieners in Ermanglung eines kategorischen Imperativs, die österreichische Halbheit und Unfertigkeit kam dem persönlichen Charakter des Dichters auf halbem Weg entgegen und äußerte sich einerseits in einer sorglosen Behandlung der Form und anderseits in einer ungebändigten Sinnlichkeit. Bei Blumauer entsprachen sich äußere Form und innerer Charakter. So wüst und wenig pflichtvoll sein Leben war, ebenso kam dies auch in der oft liederlichen und lieblosen Behandlung der

Dichtungsform zum Ausdrucke. Neben dieser äußeren Nachlässigkeit, die seine meisten Werke voll Schlacken und unsauber erscheinen läßt, stand noch eine schlimmere innere, es ist seine Sinnlichkeit, die eher abstoßend als anziehend wirken sollte, denn sie ist kein frischer Born, aus dem sich die Menschheit erneuert, sondern ein verdorbenes lüsternes Großstadtkind ohne natürliches Empfinden. Blumauers Vorzüge wurzeln gewiß in nationalen Eigentümlichkeiten, aber wenn ihm Leben und Dichten zerrann, ehe er beides endgültig gestalten konnte, wenn er frühzeitig auf wahre Vollendung verzichtete, so lag dies daran, daß er sich ebenso nationalen Schwächen rückhaltlos auslieferte und daß er die Poesie zum Handwerkzeug des Tages erniedrigte, anstatt sie zu seiner Weihe zu erheben.

Anton Alexander Graf Auerspergs, Anastasius Grüns, Briefe aus Helgoland an seine Gemahlin 1850 u. 1854.

Mitgeteilt von

Anton Schlossar.

In der von mir jüngst herausgegebenen ersten wirklichen Gesamtausgabe der Werke Anastasius Grüns in 10 Bänden (Leipzig, Max Hesses Verlag) finden sich im Bande III, welcher des Dichters letztes Werk: „In der Veranda" enthält, Seite 66 ff. die Helgolander Sonette Grüns, die er zur Verherrlichung des „stillen Eilands in entlegenen Meeren" daselbst gedichtet und die in so tiefpoetischer Weise den ernsten, gewaltigen Eindruck der vom Nordmeer umrauschten Inselfeste wiederspiegeln. Auch jenes ergreifende Sonett erscheint S. 81, das Auersperg dem unglücklichen Freunde Lenau gewidmet, als die Kunde von dessen Tode dem zur Genesung und Erholung im August 1850 zum erstenmal länger in Helgoland weilenden Grafen zugekommen. Briefe Auerspergs aus Helgoland sind nicht bekannt geworden, bis mir ein glücklicher Zufall und die Güte eines jetzigen gräflich Auerspergschen Familienangehörigen den ganzen Briefschatz vermittelte, welcher die Schreiben des Grafen Auersperg-Grün aus Helgoland an seine Gemahlin, die Gräfin Marie, enthielt. Dieselben boten mir höchst schätzbares Material für die Biographie Anastasius Grüns, welche als erste umfassende Lebensbeschreibung auf Grundlage auch anderer zahlreicher, bisher ungedruckter Briefstücke als Band I der erwähnten Gesamtausgabe von mir verfaßt wurde. Aber nur als Material für die Feststellung von Daten konnten

in jener denn doch bis zu einem Grade räumlich begrenzten Lebensbeschreibung diese Briefe dienen und nur ganz wenige kleine Bruchstücke aus denselben im Wortlaute gegeben werden. Zum erstenmal erscheint der Text dieser Schreiben hier gedruckt, und sie werfen ein schönes Licht auf den Charakter des gräflichen Dichters und auf die innige Liebe und Zuneigung, welche er seiner stets von ihm angebeteten Gemahlin entgegengebracht hat.

Graf Auersperg feierte am 11. Juli 1839 seine Vermählung zu Graz mit Maria geb. Gräfin von Attems, die damals 23jährige Tochter des erst 1861 gestorbenen Landeshauptmanns der Steiermark, Ignaz Graf v. Attems.

Auerspergs häufige Besuche in der steiermärkischen Hauptstadt, woselbst er in den ersten Häusern verkehrte, hatten die Bekanntschaft mit der liebenswürdigen jugendlichen Grafentochter vermittelt und es war ein Bund herzlicher Neigung, welcher von dem Paare damals geschlossen wurde. Näheres über diese Eheschließung habe ich in der erwähnten Biographie (Bd. I d. Sämtl. Werke), S. 114 ff. mitgeteilt, woselbst auch das Porträt der jungen Gräfin nach einem zeitgenössischen Aquarell wiedergegeben ist. Gräfin Marie, der Sproß eines weit berühmten Grafengeschlechtes, hatte selbstverständlich eine ihrem Stande angemessene Erziehung genossen, sie übte und liebte die Musik und besaß insbesondere eine hohe Begabung für die Malerei, welche sie in der Folge derart ausbildete, daß man von einer weitaus über das gewöhnliche dilettantenhafte Können hinausreichenden Künstlerschaft sprechen kann. Es sind heute noch zahlreiche Blumenstücke, Stilleben u. dgl. Gemälde in Öl erhalten, welche der kunstfertige Pinsel der Dame geschaffen und die von ihrem besonderen Talente für die Malerei Zeugnis ablegen. Trotz ihrer vornehmen Erziehung — später finden wir die Gräfin auch durch den Sternkreuzorden ausgezeichnet und öfter am Wiener Hofe — wählte sie den einsamen Aufenthalt auf dem Schlosse Thurn am Hart in Krain,

dem Eigentum ihres gräflichen Gemals, wo sie sich rasch als Leiterin des Haushaltes und der ökonomischen Geschäfte in diese Tätigkeit hineinfand. Diese ökonomischen Geschäfte Auerspergs bestanden daselbst hauptsächlich in der Pflege des Weinbaues, welcher von ihm in immer zweckmäßigerer Weise betrieben wurde und in der Tat den größten Teil seiner Einkünfte bildete. Das Zartgefühl des Grafen und die Liebe, welche er seiner Gemahlin entgegenbrachte, duldeten es durchaus nicht, daß Gräfin Marie von den reichen Eltern mit größeren Geldzuwendungen bedacht wurde, da er nirgends den Glauben erwecken wollte, als habe er seine Frau nur ihres Vermögens wegen geheiratet. So lebte das junge Paar in liebender Vereinigung auf dem Schlosse Thurn am Hart, woselbst allerdings Auersperg seiner Gattin einen behaglichen und möglichst ihren Neigungen entsprechenden, mit allem Komfort ausgestatteten Aufenthalt bereitete.

Graf Anton Auersperg pflegte später einigemale im Jahre Reisen über Graz nach Wien zu unternehmen, wo er im Kreise der Freunde literarische Beziehungen pflegte. Bei solchen Gelegenheiten begab sich die Gräfin zumeist nach Graz zu ihren Eltern und mit diesen auch wohl in einen näher liegenden Kurort, wie zum Beispiel ein solcher das in der Nähe der steirischen Hauptstadt gelegene stille Tobelbad war. Welchen Angriffen Anastasius Grün nach seiner Heirat wegen derselben in Zeitungsaufsätzen und sogar Gedichten ausgesetzt war, darüber geben die Mitteilungen meiner Biographie, S. 122 ff., die beste Auskunft, ebenso über die Unrichtigkeit und Falschheit der damit ausgesprengten Gerüchte, als sei Anastasius Grün von der Sache der Freiheit abgefallen, bewerbe sich um den Kammerherrnschlüssel und dergleichen mehr.

Leider blieb die Ehe des gräflichen Paares lange kinderlos, was demselben nicht geringen Schmerz bereitete. Kleine körperliche Unzukömmlichkeiten bewogen den Grafen

Auersperg-Grün von 1840 an teils allein, teils mit seiner Frau verschiedene Badeorte aufzusuchen und hier Kräftigung seiner Gesundheit anzustreben. Als die Wirren des Jahres 1848 hereinbrachen, bei deren Anfang im März Auersperg selbst zufällig in Wien anwesend war und in die freiheitlichen Bestrebungen mit eingriff, auch bald als Parlamentsmitglied zur Frankfurter Nationalversammlung berufen wurde und als dann später die politischen Zustände namentlich ihn als Grundherrn auch eines großen Teils seines Eigentums zu berauben drohten, hatte die vielfache Aufregung der Jahre 1848 und 1849 seiner Gesundheit ernstlich geschadet und es galt ein Mittel ausfindig zu machen, welches dieselbe gründlich zu heben in der Lage war. Auf Anraten der Ärzte und Freunde sollte ein nördliches Seebad aufgesucht werden, in dem er durch kräftige Bäder im Meerwasser seine alte Spannkraft und Behebung leidender namentlich auch nervöser Zustände zu erlangen hoffte. Graf Auersperg entschloß sich schließlich Helgoland, das ihn so ganz besonders empfohlen war, aufzusuchen und fand dort, wie die nachfolgenden Briefe erweisen, in der Tat die Genesung und Kräftigung, welche er anstrebte. Schon im Jahre 1847 nach einem Aufenthalte zur Kur in Franzensbad, die ihm übrigens nicht behagte, hatte er die Helgolander Insel flüchtig besucht und kennen gelernt. Da sich ihm die Überzeugung erschloß, daß jenes von der großen Welt abgelegene Eiland ihm die gewünschte Erholung und volle Gesundheit bieten könne, begab er sich zuerst im August 1850 dahin zum längeren Kurgebrauche. Derselbe entsprach ganz seinen Erwartungen, schon 1852 wiederholte er denselben, und zwar diesmal in Begleitung der geliebten Frau, 1854 wurde Helgoland wieder aufgesucht und ebenso 1855, in welchem Jahre die Gattin ihm in das Seebad nachfolgte. Auersperg besuchte damals auf der Rückreise Paris, wo er mit Heinrich Heine — zum letztenmal — zusammentraf und dem dahinsiechenden Dichter durch seinen Besuch große Freude bereitete.

Aus dem Aufenthalte des Grafen in Helgoland 1850 und 1855 rühren die nachfolgenden Schreiben an die Gräfin Marie her, welche hier zum ersten vollen Abdrucke gelangen. Einige Auslassungen mußten allerdings vorgenommen werden, welche die Intimität dieser Schreiben und manche Wiederholung bedingte. Welche zärtliche Aufmerksamkeit Auersperg seiner Gattin widmete, zeigt der Umstand, daß er nie vom Hause abwesend war, ohne daß er nicht wenigstens jeden zweiten oder dritten Tag der innig Geliebten ein längeres oder kürzeres Schreiben zusandte, dies war sogar in den sturmbewegten Tagen des Jahres 1848 von Wien und von Frankfurt aus der Fall. Auch von Helgoland aus geschah dies um so mehr, als die Ruhe im Seebade Muße zur Abfassung der Schreiben gewährte. Es ist zu bewundern, welche Anhänglichkeit, Zärtlichkeit und Innigkeit des 1850 eilf Jahre Verheirateten diese Briefe atmen und wie er sein tiefstes Gefühl für die teuere Frau in denselben offenbart, sie machen den Eindruck der zärtlichsten Liebesbriefe, die man etwa an eine Braut richtet. Während einerseits aus jedem dieser Briefe das tiefe Gefühl für die geliebte Gattin hervorleuchtet, geben sie anderseits hübsche Schilderungen des Badelebens jener Zeit in Helgoland, der daselbst verkehrenden Gesellschaft, des Lebens und Treibens auf dem Meere und erzählen in schlichter ungeschminkter Prosa kleine Ereignisse und Begebenheiten, aber auch fesselnde Beschreibungen von Seestürmen, welche rings um die Insel tobten und manches Todesopfer in der unmittelbaren Nähe derselben forderten. Die Schreiben sind zumeist nach Graz oder Thurn am Hart gerichtet und erscheint in den Anmerkungen, soweit die Adresse erhalten geblieben, angeführt, wohin Auersperg seine Briefe an die verehrte Frau gesendet, welche wohl selbst alle dieselben so pietätvoll aufbewahrt hat, daß sie bis heute beisammen geblieben. Wenige weitere Anmerkungen sind zur Erläuterung nötig. Wegen des sonst allzugroßen Umfanges ist vorläufig von der Veröffentlichung der auch aus dem Jahre 1855 vorliegenden

Helgolander Schreiben abgesehen, die später ebenfalls als Ergänzung zum Abdrucke kommen sollen.

1850. [1])

I.

Undatirt. [Hamburg, 5. August 1850].

Mein angebetetes Mariechen!

Da ich morgen nach Helgoland abreise und somit wieder eine Tagreise weiter von Dir entfernt bin, Du demnach etwas zu lang ohne Nachrichten von mir wärest so schreibe ich Dir nochmals von hier, obschon ich erst gestern einen ziemlich langen Brief an Dich abschickte. Zu Deiner Beruhigung kann ich Dir mitteilen, daß ich heute mit dem anerkannt ersten Ärzte Hamburgs eine lange Conferenz hatte, wobei ich ihm Alles, was ich mir notirt hatte genau mittheilte und daß er vollkommen zu dem Badegebrauch von Helgoland anrieth, übrigens auch zugleich einige Vorschriften für die Zukunft mir mitgab. Er tadelte aufs Entschiedenste die Unterlassung der kalten Waschungen, die mir sonst ziemlich gut thaten und riet mir sie in Zukunft wieder vorzunehmen. Auch er giebt die besten Hoffnungen auf den Erfolg des Bades. — — Er ist ein alter erfahrener Praktikus, von dem alle hiesigen Leute mit vieler Achtung sprechen.

Wenn das Bad mir heuer gut anschlägt und ich es aufs Jahr wiederholen sollte, dann mußt Du mit hierher. — Es ist hier so Vieles zu sehen, so angenehm zu leben und gewissermaßen eine ganz neue Welt für uns Süddeutsche, daß ich Dir gerne diesen Genuß verschaffen möge. Für mich ist es freilich kein Genuß, da ich Deiner lieben mir Alles verschönernden und mir wie ich täglich empfindlicher fühle, ganz unentbehrlichen Nähe beraubt bin. Gott gebe, daß unsere Finanzen im nächsten Jahre etwas besser stehen als heuer, wo es mir um jeden Gulden, den ich

hier ausgeben muß leid thut, weil ich diese Ausgabe als einen Raub an jenen halte, welche an mich mit ihren Forderungen an Zinsen u. s. w. angewiesen sind. Nun tausend Umarmungen Grüße und Küsse. — Was macht Dein Husten? Ich bin gesund und nur im Herzen traurig um Dich, die ich nicht sehen kann. Ewig in innigster Liebe, Verehrung u. Anbetung

Dein treuer unermüdlich Dich liebender

Alter.

II.

Helgoland 6. Aug. 1850.[2])

(Mit einer gestoch. Ansicht Helgolands als Briefkopf.)

Mein liebes, theures angebetetes Maritscherl!

Aus der obigen Vignette siehst Du wo ich bin; ich habe soeben nach einer sehr glücklichen Überfahrt, in Helgoland den Fuß aufs Land gesetzt. Es ist aber schon 1/2 8 Uhr Abends geworden bis ich ein elendes provisorisches Quartier für heute Nacht fand, das ich morgen mit einem besseren vertauschen werde. O hätte ich nur Dich hier; ich glaube es ließe sich hier recht angenehm einige Zeit leben. Gleich bei meinem Anlanden fand ich Mani Neuwall[3]) mit Frau am Ufer; durch Neuwalls gefällige Bemühung gelang es mir jene Wohnung zu finden, was sonst sehr schwer gewesen wäre, da Helgoland gerade jetzt von Badegästen überfüllt ist. Da das Dampfschiff, das uns hierher brachte, morgen in aller Frühe wieder rückkehrt und diesen Brief mitnehmen soll so muß ich schließen und spare meinen längeren Brief auf morgen oder spätestens übermorgen; für heute wollte ich Dir nur Nachricht von meiner glücklichen Ankunft geben. Mit den herzlichsten Grüßen, heißesten Küssen u. Umarmungen

ewig Dein treuer

Alter.

III.

Helgoland 8. August 1850. Donnerstag. Abends.

Mein theures liebes angebetetes Maritscherl!

Soeben ist das Hamburger Dampfschiff angekommen und ich eilte sogleich auf das Postbureau um nach Briefen von Dir zu fragen. Gottlob es ist einer da, den Du am 3. August in Graz aufgabst. Die Briefe von Graz hierher brauchen also 5 Tage, die von Thurn am Hart werden leider 7 Tage auf der Reise sein. Möchte nur jedes Dampfschiff — es kommt wöchentlich nur dreimal — mir einen Brief von Dir, mein Engel — bringen! Dein sonst so lieber theurer Brief giebt mir leider wieder Anlaß ein bischen mit Dir zu schelten. Du ängstigst Dich nämlich ohne allen wesentlichen Grund um mich in Betreff des Vorzugs, den ich dem Helgolander Bade vor allen andern Seebädern gebe. Du kannst überzeugt sein, daß ich mit aller möglicher Vorsicht bade und gewiß nicht mit jugendlichem Leichtsinn, der mir gar übel anstehen würde, ein so kräftiges Mittel zum Spiele mißbrauchen. Es ist übrigens außer dem hiesigen Badearzte v. Aschen auch noch Dr. Lichtenfels aus Wien hier, den ich nöthigen Falles consultiren kann. — Sei daher ganz ruhig und unbesorgt! Sollte ich eine üble Wirkung des Bades oder zu große Aufregung bemerken, so würde ich gleich mit der nöthigen Vorsicht entweder die Bäder unterbrechen oder anderswohin (nach Norderney oder Scheveningen) übersiedeln. Freilich wäre dadurch die Dauer unserer Trennung aufs Neue verlängert. Aber ich hoffe es wird nicht nöthig sein und ich werde meine 24—25 Bäder ganz gut hier nehmen können. Bereits habe ich zwei Bäder ganz gut überstanden und es kommt mir vor als ob sie mir recht gut anschlagen könnten. Das erste Bad war etwas unangenehm, weil gerade ziemlich stürmische und regnerische Witterung war. Heute dafür war der

herrlichste Badetag und ich bin mit den Wellen schon etwas vertrauter geworden. Auch an Gesellschaft fehlt es nicht; aus Östreich ist nebst dem Neuwallschen Ehepaare noch Dr. Lichtenfels, ein General Graf Morzin [4]) und ein Baron Pouthon aus Wien da. Auch sonst giebt es sehr anständige Gesellschaft, im Ganzen über 800 Fremde. Meine Wohnung ist recht anständig, zwar etwas klein, nur ein Zimmerchen, aber elegant und reinlich im höchsten Grade in der oberen Stadt mit der Aussicht aufs Meer. Das Haus heißt Stadt London. — — Ich habe zwar die Unbequemlichkeit täglich die große Treppe, welche die untere Stadt mit der oberen verbindet, einigemal auf- und absteigen zu müssen, dafür aber auch die Aussicht aufs Meer und die reinste beste Luft; endlich ist die Treppe auch nicht höher als wenn man in einer großen Stadt im 4. Stocke wohnen würde. Das Alles wäre wohl und gut, wenn ich nur Dich mein Engel — in meiner Nähe hätte. O wie freue ich mich aufs Wiedersehen. — —

Unbegreiflich ist es mir, daß mein Görlitzer Brief Dir nicht zugekommen ist und überhaupt, daß Du so lange ohne Brief von mir warst. Ich übergab den Brief im Gasthause in Görlitz zur Bestellung und man schwor mir ihn richtig zu bestellen. Überhaupt habe ich Dir jeden zweiten Tag geschrieben, bisweilen auch wenn es möglich war zwei Tage nacheinander. Von hier aus kann ich Dir eben nur dreimal die Woche schreiben weil wir keine andere Verbindung mit dem Festlande haben als das dreimalige Dampfschiff. — — Was macht der Husten? O schone Deine — meine — mir so theure Gesundheit. Millionenmal Dich umarmend

Dein treuer

Alter.

IV.

Helgoland, Samstag 10. August 1850.

Mein liebes theures Maritscherl!

Da das Dampfboot, das uns Briefe bringt und die unsrigen mitnimmt heute wahrscheinlich sehr spät ankommen wird, weil die See ziemlich stürmisch ist so fange ich schon jetzt diesen Brief an, um späterhin nicht in allzugroßer Eile schreiben zu müssen. — — Heute ist es ziemlich stürmisches Wetter und da wir nicht auf Helgoland selbst, sondern auf einer andern Sandinsel — die Düne genannt — baden, so gab es eine ziemlich lange dauernde Herüberfahrt. Diese Fahrten sind sonst, wenn Wind und Wetter günstig, sehr angenehm. Sie kürzen auch den langen Vormittag, mit dem man sonst nicht fertig zu werden wüßte. Heute habe ich ein viertes Bad hinter mir; bisher schlägt es mir ganz gut an; ich fühle mich leicht und wohl, gar keine Mahnung an meine alten Unterleibszustände und noch nicht die geringste Aufregung. Die Hauptregel ist nicht zu lange im Bade zu bleiben, bisher blieb ich nie über 5 Minuten. Vieles zu dem Wohlbefinden, das man hier spürt liegt wohl in der überaus reinen gesunden Seeluft. Meine Tagesordnung ist, daß ich Morgens um 7 Uhr aufstehe, zwischen halb 8 und 8 Uhr ein sehr leichtes Frühstück (Thee mit etwas Zwieback) nehme, dann in die untere Stadt hinabsteige, mich in ein Boot einschiffe und zur Düne hinüberfahre. — Dort wird schnell ein Badekarren gesucht und schleunig ins Meer gestürzt, wo man die heranbrausenden Wellen sich über den Kopf weggehen läßt, auch ein paarmal mit dem Kopf untertaucht und dann wieder herausgeht. Dann nimmt man ein stärkeres Frühstück entweder auf der Düne oder herüben, nachdem man sich früher etwas Bewegung gemacht hat. Die übrigen Vormittagsstunden werden zu kleinen Spaziergängen oder Seefahrten benützt;

um 4 Uhr geht man zu Tische, wo man zwar recht gut ißt aber unendlich langsam bedient wird, was eine Schattenseite des hiesigen Aufenthaltes ist. Es ist aber auch eine starke Aufgabe für drei Mädchen über 70 Personen bei Tische zu bedienen. Dann wird — nachdem man zwischen 6 und 7 Uhr von der Tafel aufgestanden — wieder promenirt oder zur See gefahren — und der Abend von den Meisten im Kur- oder sogenannten Conversationssaal zugebracht. Da meine Natur wie Du weißt nicht überaus geselliger Art ist so lese ich Abends gewöhnlich die mit dem letzten Dampfschiffe angekommenen Zeitungen oder spaziere zum Leutthurm und diskurire mit den alten Holländern. Um ½11 Uhr gehe ich dann zu Bette und wünsche Dir aus der Entfernung eine gute, gute Nacht und träume von Dir. O wären wir nur wieder beisammen. — — Ich durchlas nochmals deinen letzten Brief und bitte Dich wiederholt Dich nicht zu beunruhigen, indem ich mit aller möglichen Vorsicht bade und genau auf die Wirkungen Acht habe. — Daß der Wellenschlag hier etwas stärker ist als in Norderney ist allerdings richtig, aber eben darum ist das hiesige Bad auch wirksamer, wenn man die Badezeit nicht überschreitet und sonst die nöthigen Vorsichten beobachtet. Greise und Kinder und zarte Frauen baden hier mit der größten Sicherheit und oft mit dem besten Erfolge. Also ruhig und unbesorgt mein Engel, Du machst mir ja mein Leben zu schön, als daß ich damit leichtsinnig spielen sollte.

Sonntag 11. Aug. Vormittags. — — Das gestrige Schiff brachte mir zwei Briefe von Dir, einen ältern noch nach Leipzig adressirten und einen späteren vom 5. d. M., der ganz regelmäßig in 5 Tagen hierher kam. — — [5])

Onkel Karl's Comission (wegen einer Beschreibung von Hamburg) werde ich besorgen. Die Fahrt von Hamburg bis hieher dauert in der Regel 10—11 Stunden; man fährt des Morgens um 7 Uhr in Hamburg ab und ist

am Abend zwischen 5—6 Uhr hier. Für Jemanden, der nicht baden und nur Helgoland sehen will ist es am besten von Hamburg mit dem am Samstag abgehenden Schiff hierher zu fahren, den Sonntag hier zu bleiben, wo man genügend Zeit hat alles Sehenswerthe zu besichtigen und dann Montag mit demselben Dampfschiff zurückzukehren; Samstags geht übrigens auch das beste der Dampfschiffe dieser Route nämlich der „Patriot" von Hamburg hierher. O welche Sehnsucht weckte es in mir zu hören, daß Onkel Karl die Absicht hat die Exkursion hierher zu machen. Wie schön wäre es sie entweder jetzt gleich oder doch gegen Ende August zu unternehmen, Du könntest ihn begleiten und dann die Fahrt mit mir zurückmachen. — — Hast Du keine feine Anspielung darauf gemacht? Der Onkel ist doch sonst immer so galant gegen Dich, er würde wohl auch diesen Wunsch dir erfüllt haben. — — Wie ich aus Deinem Briefe abnehme bist Du gestern oder heute nach Thurn am Hart unterwegs gewesen; Gottes Engel geleiten alle Deine Pfade, ihres irdischen Genossen! Und nun — mein gutes, liebes, theures Weibchen lebe recht wohl — umarmt, geküßt — von Deinem Dich anbetenden

Alten.

V.

Helgoland, Dienstag 13. August 1850.

Mein innigstgeliebtes Maritscherl!

Heute sind es gerade acht Tage, daß ich hier angekommen bin, heute nahm ich mein siebentes Seebad; es ist also beiläufig ein Drittel meiner Badekur überstanden und die Aussicht Dich wiederzusehen etwas näher gerückt. — — Mein Befinden ist ganz gut, ich könnte fast sagen vortrefflich wenn die alte Sehnsucht meines Herzens mich blos auf mein körperliches Wohlsein reflektiren ließe. Auffallende Wirkungen des Bades spüre ich bisher noch keine, weder im guten noch im schlimmen

Sinn, es müßte denn dies allgemeine körperliche Wohlbefinden auf Rechnung des Bades zu setzen sein, während ich es vielmehr der äußerst reinen, milden und gesunden Seeluft zuschreibe. Es ist seltsam, was man unter dem Schutze dieser köstlichen Seeluft alles verträgt. Man badet in Sturm und Platzregen, man ißt und trinkt dreimal so viel als sonst ohne irgend eine Beschwerde, man fährt im offenen Boote im schärfsten Wind und strömenden Regen hinüber zur Düne, ohne nachtheilige Folgen. Du weißt wie empfindlich ich sonst gegen Nässe in den Füßen bin, hier komme ich bisweilen halbe Tage nicht aus den durchnäßten Stiefeln — und bisher spürte ich noch gar keine schlimmen Folgen davon. — Ich denke nun schon bisweilen an die Rückreise und da beschäftige ich mich mit dem Gedanken, was ich Dir denn von Hamburg Angenehmes mitbringen könnte. — —

Gestern geschah mir eine schmeichelhafte Überraschung. Ich ging in die ziemlich spärlich ausgestattete Leihbibliothek, welche ein alter ehrenfester Lootse für die Badesaison unterhält um eine kleine Lektüre auszusuchen. Als ich auf Befragen meinen Namen nannte umarmte mich der alte Mann fast vor Freude und wollte von mir durchaus keine Bezahlung annehmen. Natürlich ließ ich dies nicht zu, aber die Geschichte freute mich und zwar um so mehr als die hiesigen Leute nicht leicht eine Gelegenheit zum Gewinn unbenützt vorübergehen lassen.

Dienstag Abends. Da wir heute einen ungewöhnlich schönen Tag hatten promenirte ich Nachmittags um unsere ganze Insel und blieb an dem westlichsten Endpunkte, um den herrlichen Sonnenuntergang zu sehen. Als ich nach Hause kam erwartete mich ein anderer noch himmlischerer Genuß, ich fand nämlich zwei Briefe von Dir und sonnte mich mit herzlicher Freude und inniger Sehnsucht in den Strahlen Deiner Liebe. — —

Und nun, mein Leben — habe mich lieb und in Deinem theuren Andenken. — Millionenmal Dich umarmend Dein Dich zärtlich liebender

Alter.

VI.

Helgoland, Donnerstag 15. Aug. 1850. Vormittags.[6])

Geliebtes theures angebetetes Maritscherl!

Heute habe ich beiläufig schon berechnet, daß die Antwort, die Du mir auf diesen Brief schreiben wirst vielleicht schon der letzte Brief sein wird, den Du hierher an mich richten kannst — mittlerweile ist der 30. August da und für mich der glückliche Zeitpunkt dem lieben Helgoland ein herzliches aber darum nicht minder willkommenes Lebewohl zu sagen. — — Heute Abends wird eine große Seefahrt rings um die Insel herum veranstaltet, wobei fast 800 Badegäste in einer Unzahl von größeren oder kleineren Booten die Rundreise unternehmen; zu Deiner Beruhigung füge ich bei, daß ich in einem der größeren Boote meinen Platz genommen habe. Die ganze Küste und alle Grotten und Felsen werden dabei mit bengalischem Feuer erleuchtet, es soll ein wunderbarer Anblick sein. O wärst nur Du dabei! — — Entschuldige für heute den etwas kürzeren Brief. Es ist schwer sich bei solchen Gelegenheiten von den Übrigen loszumachen, ohne für einen Sonderling erster Größe zu passiren. Dieser Tage habe ich auch angefangen einige Zeichnungen von Helgoland zu versuchen[7]) und interessante Punkte aufzunehmen, denen Du dann wohl ein Plätzchen in Deinem Album gönnest. Wie angenehm wird es sein, diese Bilder in der Erinnerung zu betrachten und in Gesellschaft mit Dir! Das wird eine schönere Zeit sein als der Augenblick, wo ich die Zeichnungen aufs Papier brachte. Hast Du an Deinem Vasenbilde schon angefangen oder was

malest Du sonst? [8]) Die Bäder schlagen mir bisher immer noch ganz gut an, heute habe ich das 9te genommen. — —

Und nun Lebewohl, mein liebes theures angebetetes Weibchen. -- — Grüße, Küsse und Umarmungen von Deinem Dich herzlich liebenden

Alten.

VII.

Helgoland, Sonntag 18. August 1850.

Meine theure süße angebetete Geliebte!

Mit dem letzten Briefe habe ich Dir von einer großen nächtlichen Beleuchtung unserer Insel und ihrer am steilen Uferabhang befindlichen Grotten so wie von der Rundfahrt um dieselbe, welche damals stattfinden sollte geschrieben. Die Expedition hat wirklich stattgehabt und ist brillant ausgefallen. 120 Boote mit nahezu 2000 Personen umfuhren die mit Pechfackeln und bengalischem Feuer erleuchtete Insel, voran ein Schiff mit Feuerwerk und ein anderes mit Musik, dazu etwas Mondschein, der aber die Beleuchtung nicht stört, sondern in seiner Art sehr malerisch ergänzt. Alles ist gut abgelaufen, nur war, da der Landungsplatz etwas enge ist und die Masse von Booten ziemlich gleichzeitig landen wollte, am Schlusse ein etwas arges Gedränge und Getümmel, doch ohne daß irgend ein Unglücksfall stattfand. Nur ein Boot blieb während der Fahrt, da es sich zu nahe an die Küste wagte, auf den dort befindlichen Klippen sitzen, wurde aber bald wieder flottgemacht. Übrigens ist das Leben hier für Leute, die Zerstreuung suchen ziemlich monoton. Vormittag das Bad und in den übrigen freien Stunden kleine Fahrten ins Meer hinaus, Fischfang oder Segelparthien. Einige Abwechslung brachte das Herankommen zweier dänischer Kriegsschiffe, die ziemlich nahe von hier an der Holstein'schen Küste kreuzten und wovon eines, das Dampfschiff Geyser sogar einmal auf unserer Rhede ankerte.

Für mich ist der Anblick und die stille Betrachtung des Meeres in seinem wunderbaren Wechsel und seiner erhabenen Größe Beschäftigung genug. — —

Gestern Abends ist das Dampfschiff zum großen Leidwesen der Badegäste erst spät in der Nacht angekommen, wodurch ein Hauptspaß unseres monotonen Lebens ihnen verloren ging. Es ist nämlich Sitte, daß sich beim Ankommen des Dampfschiffes fast alle Badegäste am Strande versammeln und die Neuangekommenen durch ein eigens enggeschlossenes Menschenspalier Revue passieren lassen, was man die Lästerallee nennt. Dieser Spaß war gestern verdorben, denn das Schiff hatte ungünstigen Wind und auch die Strömung gegen sich und konnte wie gesagt erst spät in der Nacht die neuangekommenen Passagiere ans Land setzen. Für mich war aber der größte Verlust, daß Dein lieber Brief mir statt gestern erst heute früh zugestellt werden konnte. — — Dein lieber Antrag mir bis Hamburg oder hierher entgegenzukommen — facht neuerdings meine tiefste Sehnsucht an und rührt mich aufs Innigste. — Du kennst mich ja genau und so besorge ich nicht von Dir mißverstanden zu werden, wenn ich Dir aus folgenden Gründen von der Ausführung Deines Projektes abrathe. Hätte Onkel Carl damals — seine Idee gleich ausgeführt und Dich mitgenommen, so wärst Du gerade in die Hälfte meiner Badezeit zurecht gekommen und Du hättest mir die große Freude Deiner Anwesenheit durch einen beträchtlichen Theil meiner Badesaison verursacht. Allein jetzt scheint es mir schon zu spät und das Opfer von Mühseligkeiten, Reisefatiguen, Unkosten und Unannehmlichkeiten verschiedenster Art, denen Du Dich aussetzest in keinem Verhältniß zu dem kleinen dadurch erreichbaren Zeitgewinn. — Du kämst bei aller Beschleunigung der Reise, die ich nicht einmal im Interesse Deiner Gesundheit wünschen kann, erst am 2. September nach Hamburg, also frühestens an demselben Tage, an dem

auch ich dort eintreffe. Wir sähen uns daher nur um ein paar Tage früher und hätten nichts gemeinschaftlich durchzumachen als die Wirren der beschleunigten Rückreise. So sehr ich vor Sehnsucht nach Dir zittere, so kann ich nach ruhiger Überlegung Dir doch nur rathen entweder Ende Augusts oder Anfangs Septembers mir nach Graz entgegenzukommen und dort meine Ankunft zu erwarten, die ich thunlichst beschleunigen werde. — — — Und nun, mein Engel — drücke ich Dich an mein Herz. — Ewig in der innigsten Liebe

Dein Dich anbetender

Alter.

VIII.

Helgoland, Dienstag 20. August [1850].

Mein theures liebes Maritscherl!

Seit gestern fühlen wir hiesigen Badegäste auch eine der Schattenseiten Helgolands. Schon vorgestern Abends waren Luft und Meer sehr bewegt und die hiesigen Seeleute prophezeiten das Herannahen eines Sturmes aus allen sichtbaren Anzeichen. Gestern und heute tobte er aufs Furchtbarste. Abgesehen davon, daß das majestätische Schauspiel des Kampfes für uns — von hohem Interesse blieb, so sind doch die Folgen auch für uns von wesentlichen Übelständen begleitet. Erstens konnte das Dampfschiff von Hamburg — nicht herüber und wird, wenn es gut geht — erst morgen früh ankommen. — Ferner sind wir dadurch schon 2 Tage von unserem gewöhnlichen Badeplatze auf der Düne drüben abgeschnitten, denn die Bootsleute dürfen uns nicht überführen sobald die geringste Gefahr obwaltet. — — Um die Kur nicht zu unterbrechen badete ich gestern hier auf dem provisorischen Badeplatze, der aber sehr unbequem und nur für die Noth eingerichtet ist. Heute wurde auch hier das Baden in offener See untersagt. — Ich nehme daher heute in dem

hiesigen Badehause, das sonst nur von schwachen und gebrechlichen Leuten benützt wird, ein Douche- und Regenbad von Meerwasser. — Das Ergreifendste von Allem aber sind die Unglücksfälle, die Verluste von Menschenleben, die man, ohne helfen zu können vom Ufer anschauen mußte. Gestern war für uns nur das Imposante und Anziehende des Schauspiels sichtbar. Wir betrachteten uns, freilich im heftigsten Kampfe mit dem Winde — den Aufruhr der Wogen, die sich an den Felsen brachen und deren Schaum fast meilenweit in schneeweißen Strömen und Staubwolken das Meer bedeckte. Männer und Frauen insbesondere — wurden wie Bälle auf den Boden geschleudert. — — Abends kam dann durch die zerrissenen Wolken der Mond und beleuchtete mit seinen klaren Strahlen die wildbewegte See. — Als ich heute Morgens aufstand berichtete mir der Junge, der meine Kleider putzt, es seien zwei Schiffe gerade meinem Fenster gegenüber an der Düne gestrandet. Als ich hinaussah war das eine — man vermuthet ein englisches Schiff — soeben versunken; ich sah nur noch die Spitzen der Masten, woran noch die rothen und weißen Wimpel flatterten, aus den Wellen hervorragen. Die Mannschaft versuchte sich in dem kleinen Schiffsbote zu retten, wir sahen sie noch 3 bis 4 Stunden mit den Wogen ringen und rudern, später verschwand es auf einmal, wahrscheinlich von den Wellen verschlungen. Das andere — ein Holländer — saß auf den Klippen der Düne fest, fast genau auf unserem gewöhnlichen Badeplatze, umgeben und oft minutenlang ganz überschüttet von der schäumenden Brandung. — Ich konnte mit dem Perspektiv fast alle die ängstlichen Rettungsversuche der unglücklichen Schiffsbemannung ansehen, wie sie eine Zeitlang sich an die Masten klammerten, dann an dem Bugspriet hingen, endlich einer ins Wasser sprang und dann wieder zurückkehrte. — Kaum wieder aufs Schiff angelangt kam eine große Sturzwelle über

Bord und schwemmte ihn ins Meer zurück, wo er seinen Tod fand. Es war der Schiffskoch, ein Junge von 18 Jahren. Die anderen wurden später glücklich gerettet durch unsere Badewärter — — Es war ein gräßlicher Anblick wie das Schiff sich immer mehr zur Seite neigte, oft ganz im Wasser verschwand und zuletzt der eine Mast zerbrochen ins Meer stürzte. Als die Ebbe eintrat saß das Schiff fast im Trockenen und wurde von den Helgolandern ausgeladen, da diese in Folge des hier bestehenden Strandrechts, ein Drittheil der geretteten Güter als Lohn zu erhalten haben. Es waren großartige tiefergreifende Szenen, deren Details mir ewig unvergeßlich bleiben werden; das Erschütterndste war das Gefühl der eigenen gänzlichen Ohnmacht und Unthätigkeit, mit welcher man dem furchtbaren Todeskampfe der Unglücklichen zusehen mußte.

Mittwoch. Nachmittags. 21. Aug. Heute ist das Meer ruhiger geworden und es war uns möglich auf die Düne überzuschiffen und dort zu baden. Nach dem Bade besichtigten und bestiegen wir den Rumpf des gestern gestrandeten Schiffes, das jetzt ganz im Trockenen lag. Wir nahmen jeder ein kleines Andenken davon mit, entweder ein Stück Schiffsplanke oder einen Splitter vom Mast. Auch fanden wir in der Kajüte noch einige Schiffspapiere, wovon ich Dir eines (die Hafenrechnung des Schiffes im spanischen Hafen Sevilla) beischließe. Der Kapitän (ich sprach heute selbst mit ihm) war fast ein Jahr vom Hause, im Frühjahr in Spanien, zuletzt kam er mit einer Kohlenladung von Newcastle (England) und wollte nach Bremen und dann nach Hause. Er ist kein Holländer sondern ein Hannoveraner; wenige Tage vor seinem Ziele scheiterte er hier, weil der Anker nicht Grund fassen wollte. — — Als wir noch auf der Düne waren sahen wir das Hamburgerschiff, das gestern kommen sollte, herandampfen. Es war gegen 2 Uhr Nachmittags. Als wir wieder

hinüber kamen lag es bereits hier vor Anker und hatte schon Passagiere und Briefe ans Land befördert. Ich fand auf meinem Zimmer Deine beiden lieben Briefe vom 13. und 15. — —

Wenn ich noch zehnmal in ein Seebad müßte so ginge ich in keinen andern Badeort als immer wieder nach Helgoland, welches in meinen Augen das erste und herrlichste aller Seebäder bleibt. Heute habe ich mein 14. Bad genommen. — Du erhältst diesen Brief am 28. (Mittwoch). — Wenn Du Donnerstag den 29. an mich schreibst und den Brief an demselben Tage aufgiebst so adressire ihn poste restante nach Berlin, alle späteren Briefe aber poste restante nach Wien. —

Und nun schließe ich, mein lieber Engel. — Mein Befinden ist gut, das Bad schlägt mir ganz nach Wunsch an aber meine Seele schmachtet nach Dir. — — Lebewohl! — Dein Dich ewig zärtlich liebender

Alter.

IX.

Helgoland, Donnerstag 22. Aug. 1850. Vormittags.

Mein angebetetes theures Maritscherl! [9])

Es ist wirklich zum verzweifeln, welche Schicksalstücken sich unserer regelmäßigen Korrespondenz in den Weg legen! Nicht genug, daß gestern ein Tag versäumt wurde durch das verspätete Eintreffen des Hamburger Dampfschiffes da kommt heute wieder ein sturmähnlicher Gegenwind, der das Schiff an der Rückkehr nach Hamburg hindert. Als ich heute früh aufstand und das Schiff schon über alle Berge (natürlich Wellenberge) glaubte lag es vor meinem Fenster noch vor Anker und somit mein gestern aufgegebener Brief mit ihm. Heute soll wieder ein Schiff von Hamburg eintreffen und das andere ist noch nicht fort. — Auch wir dürfen heute wieder nicht auf die Düne überführt werden und baden daher hier

an der etwas steinigen Küste im sogenannten „rothen Meer", so benannt, weil das Wasser hier von den sich ablösenden Erdtheilen des Ufers roth gefärbt ist, während das Wasser auf der Düne von der schönsten durchsichtigsten Klarheit ist. — —

Nachmittags $2^1/_2$ Uhr. Der Wind hat sich etwas gelegt und als ich aus dem Bade kam, sah ich, daß das Dampfschiff geheizt wurde um die Rückfahrt anzutreten. Soeben fuhr es vor meinem Fenster vorüber mit einer Menge abreisender Badegäste. O die Glücklichen, Beneidenswerten! — — Heute habe ich mein 15. Seebad, ohne eine andere Wirkung davon zu spüren als einen leichten etwas juckenden Badeausschlag, den die Meisten hier bekommen. Sonst befinde ich mich körperlich ganz wohl und was Wohnung, Kost, Bedienung u. s. w. betrifft recht gut versorgt und habe daher nach den, was Du mir von den Klagen der Wickenburg[10]) über Norderney mittheilest keinen Grund meine Wahl Helgolands zu bereuen. — —

Abends 8 Uhr. So eben ist das Dampfschiff angekommen und hat mir einen Brief von Dir gebracht. — — — Den letzten Brief von hier werde ich schon nach Graz adressiren, da ich vermuthe, daß Du dort bis 4. oder 5. September schon angekommen sein dürftest. Mein Reiseplan ist noch der alte, ich reise am 2. von hier ab — und komme spätestens den 7. in Graz an. — — An Pepi Auersperg [11]) werde ich noch von hier schreiben und zwar mit dem nächsten Dampfboote — und ihm zur Geburt seines jüngsten Söhnleins Glück wünschen. — — Ich bitte Dich, schone Deine Gesundheit und achte auf sie mit all der zärtlichen Sorgfalt, die Du der meinigen weihest. — Und nun mein geliebtes Weibchen, lebe wohl. — Küsse, Grüße und Umarmungen von Deinem

Alten.

X.

Helgoland, Sonntag 25. August 1850.

Mein innigstgeliebtes gutes theures Maritscherl! [12])

Das gestrige Dampfschiff brachte mir zwei Deiner lieben Briefe. — Tiefen innigen herzlichen Dank — für den lieben, süßen, trostreichen Inhalt Deiner Briefe und besonders für die Länge des ersteren. Was Du thust billige ich Alles oder vielmehr Du thust nichts, was ich nicht billigen könnte, also bin ich auch vollkommen mit Deiner Reise nach Laibach einverstanden. — — Unter Anderm berichte ich Dir zu meinen letzten Sturmschilderungen, daß heute Nachricht eingelaufen ist, die Schiffbrüchigen von dem untergegangenen Schiffe, die, wie ich Dir schrieb auf einem kleinen Schiffe im Sturm forttrieben und als verloren aufgegeben wurden, wunderbarerweise gerettet sind, indem sie in der nächsten Nacht an der Holstein'schen Küste landeten. — — Was der Pfungen dem Onkel wegen Unruhen in hiesigen Gegenden gesagt hat, ist ganz ungegründet; in Hamburg ist die tiefste Ruhe, nur an der schleswig-holsteinschen Gränze sind die Kriegsscenen [13]) und dort wollte der Onkel ja ohnedies nicht hin. — Heute habe ich mein 18. Bad und befinde mich vortrefflich dabei. Wenn uns nur kein Sturm die Überfahrt zur Düne abschneidet. — Meine Abreise bleibt auf den 2. Septb. festgesetzt. — Nur wenn der „Patriot" an jenen Tagen wegen Sturm vielleicht nicht von hier abfahren könnte, käme ich später, was ich Dir vorher schreibe, damit Du Dich nicht beunruhigest. — Und nun lebe wohl. — Millionen Grüße, Küsse und Umarmungen einstweilen im Geiste bis zum baldigen Wiedersehen. Ewig in zärtlichster Liebe Dein treuer

Alter.

XI.

Helgoland, Dienstag 27. Aug. 1850.

Mein innigstgeliebtes, theures Weibchen.[14])

Sturm und immer wieder Sturm seit fast acht Tagen! Gestern als ich aufstand wüthete er so heftig und war zugleich mit so undurchdringlichem Nebel verbunden, daß es hieß das Dampfschiff nach Hamburg werde gar nicht abgehen. Gleichzeitig kam die Nachricht, daß zwei große englische Schiffe, zweimastige Briggs, auf die Klippen in der Nähe unserer Insel gerathen seien; alles lief — hinaus das Schauspiel zu sehen. Dem einen Schiff gelang es noch von den Klippen obschon mit einiger Beschädigung loszukommen und im hiesigen sogenannten Hafen vor Anker zu gehen; das zweite aber trieb noch einige Zeit in den Wellen hin und versank dann vor unsern Augen; die Mannschaft war früher von den Helgolandern in einem Boote abgeholt und glücklich ans Land gebracht worden. Auch wir Badegäste konnten nicht zur Düne hinüber und mußten hier im rothen Meer unser Bad nehmen, was freilich in betreff der Wirksamkeit ganz dasselbe ist wie drüben, doch sind die Anstalten mangelhaft und unbequem und noch manche Übelstände dabei z. B. daß hier 6 Badekarren — genügen müssen, wofür drüben 80 solche Karren kaum zureichen. Später verging der Nebel und das Wetter wurde etwas besser, so daß das Dampfschiff, auf welchem uns fast 200 Badegäste verließen, absegeln konnten. — Doch müssen sie eine sehr unangenehme Fahrt gehabt haben, denn ich sah das Schiff ein paarmal ganz übergossen von Spritzwellen und nur sehr langsam und mühevoll vorwärts kommen. Für morgen prophezeihen die alten Lootsen wieder Sturm. —
— — Bis jetzt schlagen mir die Bäder vortrefflich an, möchte auch die Nachwirkung, auf welche die Ärzte am meisten vertrösten, eine gleich günstige sein! Daß Du so

wenig gemalt hast, hat mich überrascht, weil ich immer glaubte, Du würdest in der Kultivirung dieses schönen Talentes und in der Beschäftigung mit Deinen holden Schwestern, den lieblichen Blumen, eine kleine Zerstreuung und Abkürzung der Zeit finden. Doch begreife ich durch die Liebe zu Dir, — daß man in Augenblicken der Trennung auch zum Theil den Sinn für seine Lieblings-beschäftigungen einbüßen kann. Mir geht es ebenso. — — Bald ist die Zeit der Trennung überstanden, ich zähle schon Tage und Stunden und wenn ich Dir dann näher komme, werde ich anfangen Minuten und Pulsschläge zu zählen. — — Millionen Grüße, Küsse und Umarmungen von Deinem

Alten.

XII.

Helgoland, Donnerstag 29. August 1850.

Mein liebes, theures Maritscherl![15])

Jetzt wird mir die fortdauernde Geschichte mit den ewigen Stürmen doch auch schon zu arg! Es ist wirklich zum verzweifeln, daß ich das Dampfschiff „Henriette", welches gestern früh abfahren sollte noch immer vor meinem Fenster sehen und wissen muß, daß der Brief an Dich — sich nutzloser Weise hier 2 Tage lang auf den Wellen schaukelte, ohne weiterzukommen. Günstigsten Falles erhältst Du ihn mit diesem Briefe zugleich, welcher der letzte ist, den ich Dir von Helgoland schreibe. Wenn nur das andere Dampfboot „Patriot", das heute ankommen soll nicht auch der ungestümen See halber ausbleibt! — Apropos, ich schrieb Dir, daß mit dem letzten Schiffe viele Badegäste — in ziemlich ungünstiger Witterung von hier abfuhren und prognostizirte ihnen eine ziemlich unangenehme Fahrt. Dies war wirklich der Fall. Erstlich konnte der Kapitän wegen des Nebels nur mit schwerer Mühe die Einfahrt in die Elbe finden, dann war es so stürmisch und es schlugen so gewaltige Sturzwellen über

Bord, daß der Kapitän aus Besorgniß es könnte einer der Reisenden ins Meer geschwemmt werden und dann auch weil ihn das Fragen, Lamentiren und Raisonniren der Passagiere in seinem Kommando und seinen Beobachtungen störte, die ganze Gesellschaft unten in die Kajüte einsperrte, wo sie, fast 200 Personen, eng zusammengepreßt in Hitze, Dunst und Finsterniß, denn man hatte alle Schiffslukeu aus Vorsicht geschlossen — und ungeachtet ein paar Damen in Ohnmacht lagen, ausharren mußten, bis sie die Ankunft in Hamburg um 11 Uhr Nachts aus ihrer peinlichen Lage befreite. — — Gestern las ich in den Zeitungen die Todesnachricht meines alten lieben Freundes Niembsch-Lenau. Obwohl bei der Unheilbarkeit seines Übels ihm selbst eine baldige Auflösung zu wünschen war, so hat mich doch die Nachricht tief erschüttert und es wird für mich immer eine große Lücke bleiben dieses Leben, dem ich in geistigen Beziehungen so nahe stand und mich so innig verwandt fühlte, erloschen zu wissen. Auch that mir es in diesem Augenblicke doppelt weh so fern von der Heimath und dadurch verhindert gewesen zu sein ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen und ihm das Geleite zur letzten Ruhestätte zu geben. Der Gang zu seiner Grabstätte soll einer meiner ersten Besuche in Wien sein. — — — Allmählich wird es hier etwas stiller, die ankommenden Dampfschiffe bringen immer weniger Badegäste und die abfahrenden nehmen immer sehr viele mit. Der Aufenthalt in Helgoland wird aber dadurch angenehmer, denn alle Anstalten und Räumlichkeiten sind nun auf eine kleinere Anzahl von 4—500 zugemessen. — Helgoland an sich bleibt immer das erste der Seebäder wenigstens der Nordsee, nur würde ich, käme ich noch einmal hierher, durch den jetzigen Aufenthalt belehrt mir Manches bequemer und zweckmäßiger als diesmal einzurichten wissen. — — Und nun lebe wohl mein lieber theurer Engel. — Mit

der innigsten Liebe, Verehrung und Anbetung ewig Dein treuer

Alter.

1854. 16)

XIII.

Helgoland, Donnerstag 17. Aug. Abds. [1854].

Geliebtes theures Maritscherl! 17)

Das neue elegante schnellsegelnde Dampfschiff „Helgoland“ hat mich glücklich hierher gebracht, nur daß wir statt der angeblichen 6 bis 7 Stunden volle 9 Stunden zur Überfahrt brauchten; wir hatten aber conträren Wind und ziemlich stürmische See. An Patienten fehlte es nicht, besonders waren einige Damen zum Erbarmen seekrank; ich blieb auch diesmal verschont und durchaus wohl und munter, obschon ich die ganze Zeit unten im Salon zubrachte, weil es draußen einen scharfen Wind und fortwährenden Sprühregen absetzte. Ich wollte anfänglich nur bis zur rothen Tonne unten bleiben, dann aber jedenfalls auf das Verdeck gehen. Du weißt, die rothe Tonne ist das Signal, die große Glocke, mit welcher die beginnende Andacht zum heiligen Udalrich eingeläutet wird. Auch heute gab es Andächtige genug, welche diesen ihren Schutzpatron mit eigenthümlichen nicht sehr melodischen Lauten anriefen. — So blieb ich — unten im Salon, mit der Lektüre von „Therese Krones“ beschäftigt bis wir auf dem Helgolander Hafen Anker warfen und die Boote uns ans Land und in das Willkommen der „Lästerallee“ führten. Bei Riekmar ist leider Alles besetzt, ich fand dort keine Wohnung; doch kam ich vorläufig bei den Schwiegereltern der Madame Riekmar im Hause nebenan unter. Nun habe ich ein provisorisches Nothstübchen erhalten, welches ich am Montag mit einem aufs Meer gehenden Pracht Appartement (nach Helgolander Styl und Maß-

stab) in demselben Hause vertauschen soll. Aber auch mein Provisorium ist recht nett und sauber und hat die Aussicht in das kleine Dir wohlbekannte voll Blumen stehende Gärtchen. Ich sehe vor mir das grüne Bänkchen darin, wo wir zusammen gesessen. — Mehrere Helgolander fragten schon mich nach Dir. — —

Ich umarme Dich tausendmal — in unwandelbarer Liebe Dein

Alter.

XIV.

Helgoland, Sonntag 20. August 1854.

Mein theures innigstgeliebtes Maritscherl!

Gestern war für mich nach so langer Zeit der erste sonnige helle Tag und zwar in doppelter Beziehung; erstens brachte mir das Dampfschiff Deinen lieben lieben Brief vom Dienstag und zweitens klärte sich nach vielen regnerischen und stürmischen Tagen der wirkliche Himmel wieder auf einige Stunden auf; es wird wohl kaum auf lange Zeit sein, denn ich bin zu gewohnt Helgoland nur im aschgrauen Colorit zu sehen als daß ich es diesmal besser hoffen könnte. — — Heute ist mir sogar das Außerordentlichste geglückt: ich habe nämlich mein Frühstück vor dem Bade, im Freien in dem zu unserm Hause gehörigen Gärtchen ganz behaglich eingenommen, nicht als tour de force wie vor 2 Jahren unser vaterländischer Diplomat. Was nun das Bad selbst betrifft so habe ich alle Ursache bis jetzt ganz zufrieden zu sein. Das erste nahm ich vorgestern; es waren freilich etwas mehr und stärkere Wellen als man für ein erstes Bad gewöhnlich zu wünschen pflegt; aber sie hatten doch das Gute mich schnell wieder mit den Nordseebädern bekannt und vertraut zu machen. — — Mein Mittagmal (eine sehr wässerige Suppe, ein Stück Beefsteak oder Rostbeaf, dann eine Portion Seefisch, etwas Butter und Käse und dazu eine

Halbflasche Bordeaux) nehme ich regelmäßig im „Fremden Willkomm“ zu mir und bin damit ebenfalls zufrieden. — — Sonst lebe ich wie Du mich kennst, einförmig, zurückgezogen, nur für mich allein und für die Erinnerung an Dich. — Heute (Sonntag) war ich auch in der hiesigen Kirche und hörte ein Stück Predigt und Gesang. Diese ganze Andachtsübung ließ mich aber sehr kalt besonders durch den schauspielerhaft deklamatorischen Vortrag des Herrn Pastors Petersen. Bekannte habe ich unter den Badegästen wenige gefunden, neue Bekanntschaften, die ohnedies in 16 Tagen zu Ende wären, schließe ich nicht gern. — — Noch 16 Bäder und dann ists überstanden! Nicht als ob ich im Ganzen ungern hier wäre, ich sehe nicht ungern diese wohlbekannten ehrlichen Gestalten mit den Haifisch- oder Karpfen Gesichtern, höre nicht ungern das idyllische Blöcken der in so engen Bewegungskreisen grasenden Schafe oder das monoton-feierliche majestätische Rauschen und Rollen des Ozeans, stürze mich sogar mit Passion zum Bade in die Salzfluth; aber Eines, Eines fehlt — Du weißt es mein Engel! — — damit Du die Erinnerung an den Ort, wo Dein Alter jetzt verweilt und so oft in Liebe und Sehnsucht Deiner denkt, wieder ein bischen auffrischest findest Du auf der einen Seite des Brief Couverts eine Abbildung Helgolands aus der Vogelperspektive. — Millionenmal Dich umarmend und küssend in innigster Liebe

Dein Alter.

XV.

Helgoland, Donnerstag 24. August 1854. Vormittags.

Mein geliebtes theures Weibchen!

Heute giebt es wieder einen unangenehmen stürmischen Tag, wo sich unsere Fährleute wegen der heftigen Brandung nicht auf die Düne hinüber getrauen. Ich schreibe Dir heute zu einer Stunde, die ich sonst drüben

11*

im Bade zubringe; heute wo in der unglücklichen rothen Krebssuppe gebadet werden muß will ich lieber eine spätere Stunde, wo der Andrang zu den wenigen Badekarren am rothen Meere vorüber sein wird abwarten. — Auch das Dampfschiff wird heute, da es Wind und Strömung gegen sich und mit dem Sturme zu kämpfen hat gewiß etwas verspätet ankommen. Mein Befinden ist immer noch gut und die Bäder schlagen mir prächtig an; auch ist Schlaf und Appetit so, daß mir nichts anderes zu wünschen bleibt, als daß ich mit meinem Appetit schon wieder den Gerichten unserer Köchin Agnes Ehre anthun könnte.

Meine Lenauabschrift[18]) habe ich begonnen; Du wirst aber aus dem Umstande, daß ich bis jetzt erst 10 Seiten reingeschrieben habe zu Deiner Beruhigung entnehmen, daß ich mich mit dieser Arbeit nicht zu sehr anstrenge. Ich schreibe nämlich nur vor dem Bade, da nach dem Bade das Blut zu sehr in den Kopf steigen würde. Um $^1/_2$7 Uhr wird aufgestanden, schnell gefrühstückt und geraucht bis $^1/_2$8 Uhr und dann bis 9 Uhr, wo ich gewöhnlich mich zum Bade und zur Überfahrt anschicke, geschrieben. Die spätere Zeit verstreicht mit dem Baden, Promeniren und mit leichter Lektüre. So vergeht die Zeit bis $^1/_2$5 Uhr, welche Stunde ich jetzt zu meinem Mittagmahle bestimmt habe, weil da der Andrang im „Fremden Willkomm“ nicht mehr so groß und die Bedienung besser ist. — — Ich schließe vorläufig, gehe ein bischen rekognosciren und dann zum Bade und später zu Tisch.

Nachmittags 5 Uhr. Das Dampfschiff ist angekommen mit 40 Passagieren, alle seekrank; ein erbärmlicher Anblick, diese ausgebrannten Vulkane ans Land steigen zu sehen. Doch mein Gleichniß ist nicht richtig, es waren keine feuerspeienden Berge! Die Anzahl der Badegäste nimmt allmählich ab; im vorletzten Boote kamen noch bei 160 Personen, letzthin circa 70, heute nur 40! Das ist mir gerade recht, denn Helgoland ist nicht der Ort, wo

man sich durch zahlreiche Mitbadende und Mitessende behaglich fühlen kann. Das Dampfschiff hat aber leider keinen Brief von Dir gebracht! — — Hoffendlich bringt das nächste Schiff einen oder gar vielleicht zwei. Indem ich Dich — im Geiste umarme in treuester Liebe Dein

Alter.

XVI.

Helgoland, Samstag 26. August 1854.

Mein innigstgeliebtes Maritscherl!

Obschon das Dampfschiff, das wir heute erwarten erst übermorgen, Montag, von hier abgeht, so schreibe ich Dir doch schon heute. — Wir hatten ein paar widrig stürmische Tage, wo wir nicht auf die Düne übersetzen konnten und uns mit dem rothen Meere begnügen mußten. Heute endlich badete ich wieder einmal drüben in dem köstlichen Wellenschlage. Aber bei einem Haare hätte ich es versäumt; ich saß nämlich um 1/2 10 Uhr noch gemütlich bei meiner Schreiberei als ich dem Ausrufer sein helgoländisches Kauderwälsch vor unserm Hause ableiern hörte; auf meine Frage, was es gebe, sagte man mir, es würde heute nur bis 10 Uhr nach der Düne hinübergefahren, weil später wegen der Fluth und Brandung das Landen drüben zu schwierig sei. — Du kannst Dir denken wie schnell ich auf den Beinen und dann im Bote war. — Unter Anderm Oppolzer[19]) ist hier; er kam mit dem vorgestrigem Dampfschiffe, wo so viele Seekranke waren hier an; ich erkannte ihn aber damals nicht gleich und erfuhr es erst durch seinen ebenfalls hier anwesenden Schwiegervater. Gestern begegnete ich ihn und sprach mit ihm; er bleibt noch 14 Tage in Helgoland und versprach mir vor meiner Abreise eine ausführliche Consultation. — Auch heute hat man mir die Ehre erwiesen mich zu einem Comitémitglied zu ernennen; ich aber lehnte in der besten Form die Auszeichnung ab. So lebe ich wieder in sorgen-

loser Unabhängigkeit, bloß für meine Gesundheit — und nebenbei für meine Lenau-Arbeit. — — Heute spricht man wieder, daß eine Grottenbeleuchtung und Umfahrt um die Insel dieser Tage stattfinden soll.

Sonntag. Aus der Grottenbeleuchtung wird nichts, wenigstens für heute nicht; es hat sich ein so dicker Nebel um die ganze Insel gelagert, daß man sogar die Düne nicht mehr sehen kann und mit der Umfahrt zu viel Gefahr verbunden wäre. —

Und nun schließe ich Dich tausendmal an mein Herz. — Mit der innigsten Liebe und Zärtlichkeit Dein Dich anbetender

Alter.

XVII.

Helgoland 29. August 1854. [Ansicht der großen Treppe in Helgoland als Briefkopfvignette.]

Geliebtestes theuerstes Maritscherl!

Die beifolgende Vignette gefiel mir nicht übel, darum nahm ich sie im Vorbeigehen mit, um Dir zugleich die Erinnerung an einen Weg aufzufrischen, den wir so oft miteinander gemacht und dessen 190 Stufen ich nun allein hinauf- und hinabsteige. — — Heute über acht Tage kommt das angenehme Dampfschiff an, welches mich morgen über acht Tage dieser lieben Insel entführt, von der ich auch diesmal hoffe, daß sie mir Gesundheit und Lebenskraft wiedergegeben haben wird. — Mein Befinden ist gottlob gut, die Bäder schlagen mir trefflich an und die hiesige Existenz habe ich mir durch eine zweckmäßige Tages Eintheilung so erträglich gemacht als es nur immer möglich ist. — Neues giebt es von hier aus nichts zu berichten, wenigstens nichts solches, was für Dich Interesse haben könnte. Die Monotonie des hiesigen Lebens ist nur selten durch kleine Intermezzos unterbrochen. So wurde vorgestern mein hier so vortrefflicher Schlaf mit

einer Unterbrechung bedroht, als die über mir wohnenden Leute um 2 Uhr vom Balle nach Hause kamen und mich ein furchtbares Getrampel über meinem träumenden Haupte plötzlich aus dem Schlafe weckte. Erst nachdem sich meine Stimme laut vernehmbar machte und „alle Teufel" um Hülfe und Ruhe anrief, trat wieder Stille ein. — Tags darauf erfuhr ich, daß es ein Paar Hamburger Damen waren; hätte ich dies geahnt, so hätte ich schon aus Galanterie ein paar Teufel weniger angerufen. So aber meinte ich, da es auf Helgoland keine Dragoner oder Postillone mit Kanonenstiefeln giebt, die polternden Füße gehören ein Paar Schiffskapitänen an. — —

Dienstag 29. Aug. Nachmittags. — — In aller Eile als Antwort auf die in Deinem so eben angekommenen Brief gestellte Anfrage benachrichtige ich Dich, daß ich — so Gott will und gestattet — vorhabe Mittwoch den 6. September von hier abzureisen, Freitag den 8. Abends in Wien einzutreffen, Samstag in Wien zu bleiben und Sonntag mit dem Eilzug um 1 Uhr 18 Min. Mittags in Graz anzukommen; wenn Du dort bist Sonntag Nachmittag und Montag in Graz zu bleiben und Dienstag den 12. nach Thurn am Hart mit Dir abzugehn. Sollte ich Dich aber nicht in Graz finden, so würde ich schon Montag den 9. mit dem gewöhnlichen Eisenbahnzug früh 6 Uhr 41 Min. von Graz abgehen. — Die zärtlichsten Grüße, Küsse und Umarmungen von Deinem Dich innigst liebenden

Alten.

XVIII.

Helgoland 31. August 1854. [Ansicht vom Südenstrand in Helgoland als Briefkopfvignette.]

Mein liebes gutes theures Maritscherl!

— Vorgestern hat die Grottenbeleuchtung — heuer zum zweitenmale und daher in etwas schwächerer Aus=

stattung wider Vermuthen stattgefunden. Einige abreisende Badegäste betrieben die Sache und so hat die Umfahrt bei ziemlich heftigem Winde stattgefunden und zugleich bei Ebbe. Um nicht auf den Klippen sitzen zu bleiben mußte die ganze Gesellschaft eine halbe Stunde bei der Nordspitze liegen bleiben und das Eintreten der Fluth abwarten; es gab eine Menge Seekranke, fatal in der Finsterniß. — Ich sah mir die Geschichte von oben an und bin vollkommen damit zufrieden. Heute ist ein armer Teufel, den die Ärzte halbtodt hierher geschickt hatten ein Brustkranker, der richtig hier starb, beerdigt worden, in aller Stille frühmorgens, um die Gäste nicht zu alteriren. Das heutige Dampfschiff hat mir Deinen lieben Brief vom Samstag, dem Tage vor Deiner Abreise nach Thurn am Hart gebracht. — — Die Bäder schlagen mir noch immer gut an, mein Aussehen fand Oppolzer, der mir heute begegnete, auffallend gebessert. Vor meiner Abreise habe ich noch eine Consultation mit ihm, da er länger hier bleibt als ich. Aus meinem letzten Briefe hast Du meine Reiseprojekte entnommen. —

Und nun — umarme und küsse ich Dich tausendmal und freue mich des heranrückenden Wiedersehens. Mit der innigsten zärtlichsten Liebe ewig Dein

Alter.

XIX.

Helgoland 3. Septb. 1854. [„Ankunft auf Helgoland" als Briefkopfvignette.]

Mein geliebtes Maritscherl!

Halleluja! Dieses ist der letzte Brief, den Du aus Helgoland vor meiner Abreise noch erhältst; mit dem nächsten am Mittwoch den 6. abgehenden Dampfschiffe reise ich selbst ab und werde daher von hier aus nicht mehr schreiben, wohl aber von Hamburg. — — — Wir haben seit einigen Tagen eine außerordentliche schöne,

für Helgoland wirklich wunderbare Witterung; der Himmel wolkenlos und blau fast wie in Italien, das Meer spiegelglatt und ruhig wie ausgegossene Milch. Ich mache täglich kleine Segelparthien; freilich ist der Übelstand, daß wir im Bade keine oder nur sehr schwache Wellen haben. Oppolzer aber meint das sei Nebensache und die Kälte und der Salzgehalt seien die Hauptsache. Von dem Salzgehalt aber kann man sich an meinem Körper überzeugen, ich komme mir vor wie ein marinirter Fisch — wenn ich aus dem Salzbade herauskomme und mich mit den hiesigen groben Handtüchern (die als Reibeisen dienen könnten) abtrockne, so brennt das wie höllisches Feuer. — Mein Befinden ist ganz vortrefflich und auch mein Aussehen soll ein gutes sein. Heute erwarten wir noch ein zweites Dampfschiff, welches mit einem Extrazuge von Berliner Unterhaltungslustigen in Verbindung gesetzt wurde, um für einen Tag Helgoland mit einer bande joyeuse aus den märkischen Sandsteppen zu bevölkern. Hoffendlich geht die Fahrt bald wieder Berlinwärts zurück, die vorn stehende Vignette stellt zwar die Ankunft auf Helgoland vor; mir jedoch vergegenwärtigt sie meine bald erfolgende beglückende Abfahrt, die vom Ufer angesehen sich beiläufig ebenso präsentirt. —

Nachmittags. Es war doch ein guter Einfall, daß die Berliner mit einem Extraschiff hierher fuhren, denn so bekam ich soeben mittels des angekommenen Dampfschiffes Deinen lieben Brief von Montag Nachmittag und darin die Gewißheit daß Du mir nach Graz entgegenkommst. — — Wie freue ich mich auf das Wiedersehen. —

Millionenmal Dich umarmend mit der zärtlichsten Liebe

Dein

Alter.

Anmerkungen.

[1]) Über die Zustände jener Zeit in Helgoland gibt das auch an historischen, naturhistorischen und anderen Daten reiche Werk: „Helgoland, Schilderungen und Erörterungen von Friedrich Oetker“ (Berlin, 1855) vortreffliche Auskunft. Es enthält auch zwei gute Karten und ein Bild Helgolands aus der Vogelschau.

[2]) An die Gräfin Marie v. Auersperg zu Graz adressiert und nach Thurn am Hart nachgesendet.

[3]) Emanuel Ritter v. Neuwall, ein Freund Auerspergs, der schon bei seinem Aufenthalt in Paris im Jänner 1838 von Neuwalls Eltern, bei denen der Sohn damals in der Rue neuve St. Augustin 55 wohnte viele Güte und Freundlichkeit erfuhr. Näheres über Neuwall ist nicht bekannt, doch war es mir möglich, ein bisher ungedrucktes längeres Dankschreiben des Grafen an denselben in meiner mehrerwähnten Biographie (Sämtl. W. I.) S. 103 ff. zu veröffentlichen.

[4]) Vielleicht Graf Peter Morzin, (1768—1855), welcher diensttuender Kämmerer, später Obersthofmeister des Erzherzogs Johann war und eine ganze Reihe von Jahrzehnten diesem volkstümlichen Prinzen zur Seite stand.

[5]) Eine längere Auslassung an dieser Stelle betrifft verschiedene Verfügungen über Anordnungen des Hauswesens in Thurn am Hart.

[6]) An die Gräfin Marie nach Thurn am Hart adressiert.

[7]) Graf Auersperg selbst hat zahlreiche Zeichnungen und Aquarellbilder für das erwähnte Album gefertigt. Er war überhaupt im Zeichnen und Malen sehr geschickt. Das noch erhaltene hier erwähnte Album, welches ich selbst genau durchgesehen, enthält eine ganze Reihe schöner Aquarellblätter Auerspergs aus Helgoland, so wie auch hübsche Bleistiftzeichnungen von Seestücken u. dgl.

[8]) Über die Kunstfertigkeit der Gräfin Marie Auersperg als Malerin vergl. die einleitenden Worte zu dem vorliegenden Briefe.

[9]) Eine größere ausgelassene Stelle dieses Schreibens betrifft verschiedene hauswirtschaftliche Anordnungen für Thurn am Hart.

[10]) Mit dem Grafen Matth. Konstantin Wickenburg (1797—1880), der seit 1835 Gouverneur der Steiermark war, und mit dessen Familie stand Graf Auersperg in freundlichem Verkehr, welchen er insbesondere während seiner Anwesenheit in Graz pflegte. Die liebenswürdige gräflich Wickenburgsche Familie erfreute sich überhaupt in Graz und in der Steiermark hoher Verehrung. Im Jahre 1861 wurde Graf Wickenburg zum Minister für Handel und Volkswirtschaft ernannt, ein Amt, das er bis 1863 bekleidete.

[11]) Pepi Auersperg, der Majoratsherr des Hauses Maria Josef Graf von Auersperg (1812—1883) stand in nicht nur verwandtschaftlicher, sondern auch in intimer freundschaftlicher Beziehung zu seinem Vetter Grafen Anton Alexander. In späterer Zeit waren beide gleichzeitig Mitglieder des österr. Herrenhauses.

[12]) Dieses Schreiben ist an die Gräfin Marie nach Graz adressiert, wo sie eben bei ihren Eltern weilte.

[13]) Die Kriegsszenen beziehen sich auf den Konflikt zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein wegen Aufnahme des letzteren in den deutschen Bund. Obgleich es am 26. August 1850 zum Waffenstillstand zu Malmö kam, dauerte der Kampf zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark bis in den Oktober hinein. Da Rußland und England zu Gunsten der Dänen eintraten, endete die ganze schleswig-holsteinsche Erhebung mit der dänischen Gewaltherrschaft über die beiden Länder.

[14]) Der Brief ist an die Gräfin Marie nach Graz adressiert.

[15]) Auch dieses Schreiben ist an die Gräfin Marie nach Graz adressiert.

[16]) Die Schreiben des Jahres 1854 enthalten öfter Auslassungen, welche häusliche Anordnungen untergeordneter Art oder die Wiederholung von Abreisebestimmungen betreffen.

[17]) Adresse: An die hochgeborene Frau Frau Marie Gräfin von Auersperg, geborene Gräfin von Attems, Sternkreuz-Ordensdame in Graz im Hause Sr. Exc. des Herrn Ignatz Grafen von Attems. Steiermark. Kaiserth. Österreich.

[18]) Im Jahre 1855 erschien bei Cotta in Stuttgart die schöne Ausgabe von Lenaus Sämtlichen Werken, herausg. von Anastasius Grün. Dieser waren aus der Feder des Herausgebers die vortrefflichen „Lebensgeschichtlichen Umrisse", welche Auersperg im Vorjahre in so pietät- und gehaltvoller Weise abgefaßt, vorangestellt. Diese Arbeit ist es, deren Abschrift hier genannt ist.

[19]) Der berühmte Arzt Johann Oppolzer (1808—1871), früher Professor an der medizin. Klinik in Prag, von 1850 an Professor an der Universität in Wien, war besonders als Diagnostiker hervorragend und zeichnete sich auch durch seine rationelle Heilmetode aus.

Eine autobiographische Skizze Josef Christian v. Zedlitz'.

Mitgeteilt von

Ludwig Schmidt (Dresden).

Das nachstehende, vier Seiten umfassende Schreiben, in dem sich der Dichter J. Chr. v. Zedlitz über seinen Lebensgang, seine literarische Tätigkeit und seine politische Gesinnung ausspricht, ist enthalten in der Sammlung von Briefen an Karl Förster in Dresden, die sich in der Dresdner königl. öffentlichen Bibliothek, Mscr. e 98 Nr. 260, befindet. Dasselbe bietet eine wertvolle Ergänzung, beziehungsweise Bestätigung der bisher über Zedlitz erschienenen Arbeiten, besonders in Wurzbachs biographischem Lexikon, im Grillparzer-Jahrbuch von 1898 und in in der Allgemeinen Deutschen Biographie.

Wien d. 23. Juny 1833.

Sehr verehrter Herr.

Ihre Zeilen vom 20. d., die ich in diesem Augenblicke erhalte, treffen mich am Vorabende meiner Reise nach Ungarn, von wo ich erst im Spätsommer zurückzukehren gedenke. Ich eile Ihnen daher noch heute zu antworten, und indem ich Ihnen für alles Freundliche danke, das Ihr Brief enthält, füge ich bey, was ich über meine Lebensverhältnisse etwa zu sagen wüßte; ich beschränke mich dabey auf die allgemeinsten Umriße.

Ich bin im Jahre 1790 zu Johannesberg im östreich. Schlesien geboren. Mein Vater war im östreich. Antheile dieser Provinz Landeshauptmann, und starb, als ich drey

Jahre alt war. Ich besuchte bis zum Jahre 1806 die Schulen zu Breslau und nahm in diesem Jahre Dienste im östreich. Husarenregiment E. H. Ferdinand. Im Februar 1809 wurde ich Lieutnant, und zwey Monate später Oberlieutnant, und befand mich als Ordonanzofficier beim Cheff des 3. Armeecorps Fürst von Hohenzollern in der Schlacht von Regensburg, Aspern und Wagram. Der Fürst erwähnte mich nach dem Treffen bey Hausen am 19ten April unter den Officieren, die sich ausgezeichnet hatten. Im Jahre 1810 ernannte mich der Kaiser zum Kammerherrn, und im Jahre 1811 verheiratete ich mich mit der Tochter des Fedmarschallieutnant Baron Lipthay.

Meine Familienverhältnisse bewogen mich später den Militairdienst zu quittiren, und von dieser Zeit an datirt meine literarische Tätigkeit. Im Jahre 1816 erschienen meine ersten kleinen Gedichte theils in Zeitschriften theils in dem Taschenbuch Aglaja. Von da bis zum Jahre 1833 schrieb ich ich folgende dramatische Werke: Turturell Trauerspiel in 5 Akten. Der Königin Ehre Drama in 5 Akten noch ungedruckt. Zwey Nächte zu Valladolid Trauerspiel, Herr und Sklave, Trauerspiel, Liebe findet ihre Wege Lustspiel, und der Stern von Sevilla Trauerspiel nach Lopez de Vega. Während dieser Zeit ließ ich auch mehrere lyrische Gedichte drucken, unter denen die nächtliche Heerschau besonderes Glück zu machen schien, denn sie wurde ins Französische von Boullay Paty,, und 5 mal ins Englische übersetzt, am besten im Morning Chronicle vom Jahr 1830. Die Todtenkränze erschienen im Jahre 1828 zum ersten male, und sind nun in der vollständigen Sammlung meiner lyrischen Gedichte, die 1833 bey Cotta erschienen ist, zum 4ten mal abgedruckt. Dreymal hat sie Wallishausen gedruckt. Eine italienische Uebersetzung davon ist eben zu Mailand erschienen. Nur schade, daß der

Uebersetzer, Conte Bolza, die Canzonenform nicht beibehalten, und das ganze Gedicht in reimlosen Jamben übertragen hat. Einen Theil der Todtenkränze hat ein Genfer John Ruegger ins Französische übertragen, ich habe aber das Mcpt. davon mitgetheilt erhalten. Seit vier Jahren beschäftigt mich eine Uebersetzung des Childe Harold des Lord Byron, und ich habe an diese Uebersetzung Alles gewendet, was meine Kräfte vermögen. Ich hoffe, daß auch diese deutsche Uebertragung ein Gedicht, und nicht eine bloße Vers- und Sprachkünstelei seyn wird. Wer die fast unübersteigbare Schwierigkeit des Originals kennt, wird beurtheilen, ob ich mit Ernst und Liebe an diese Arbeit gegangen bin. Nur ein so hochpoetisches Werk konnte mir die daran gewandte Mühe lohnen; die Arbeit war ein Genuß, ein Nachdichten, das mehr als das eigene jede poetische Fähigkeit anregte und in Anspruch nahm. Zudem sind alle bisher erschienenen deutschen Uebersetzungen eine solche Versündigung gegen den großen Dichter, daß schon aus diesem Grunde eine Uebersetzung, die sich bestrebt das Original in Geist und Wort dem des Englischen Unkundigen zugänglich zu machen, eine wahre Pflicht für jene würde, die sich einigermaßen dazu berufen fühlen. So verballhornt wie es ist, können Deutsche, die das Original nicht kennen, sich nicht einmal einen entfernten Begriff von seinem Geiste machen.

Hier haben Sie nun in chronologischer Ordnung ziemlich Alles was ich geschrieben habe. Von kritischen Aufsätzen habe ich nur eine Recension über Spindlers Romane, und eine über Grillparzers Tragödien für die Wiener Jahrbücher der Litteratur geschrieben. Vom Jahre 1835 an werde ich die Herausgabe des bisher von Hrn. Rockert besorgten Taschenbuches Vesta übernehmen. — Da man einen literarischen Namen nicht wohl öffentlich nennen hört, ohne auch über seinen politischen Glauben Rechenschaft zu fordern, so erwähne

ich, daß ich mich immer offen und ohne Rückhalt zu jenem reinen verständigen und ordnungsliebenden Liberalismus bekannt habe, den ich für das unabweißliche Bedürfniß der Zeit halte, und den man auch wohl schwerlich aufzuhalten im Stande seyn wird. Die Entwickelung der socialen Verhältnisse in der Richtung sollte der Zweck aller denkenden und fühlenden Menschen seyn. Wenn ich aber auch den Liberalismus mit allen seinen nothwendigen Consequenzen gelten lasse, so verwahre ich mich feierlichst vor dem Grundsatze, daß ein guter Zweck schlechte Mittel rechtfertige. Nur auf dem Wege gesetzlichen Fortschreitens müssen und werden wir die Freiheit erhalten, die uns noth thut. Alle Uebereilung, Ungeduld und vorzeitige Beschleunigung ist von Uebel. In dieser Weise habe ich mich in meinen Gedichten überall ausgesprochen. Die Todtenkränze, das Kreuz in Hellas und das Sonett an meine Standesgenossen geben davon Zeugniß. Bey einer solchen Gefühls- und Handlungsweise konnte es nicht fehlen, daß ich es mit beiden extremen Partheien verderben mußte, und während mich die Einen für einen Demagogen ausschreien, schimpfen manche über meinen Servilismus. Wer heute zu Tage nicht beide Partheien gegen sich hat, scheint mir nicht auf dem wahren Standpunkte zu stehen, aus dem die große Frage richtig angesehen werden kann. Der Stern von Sevilla hat den besten Commentar zu dem hier Erwähnten abgegeben. Während Viele die Natur des Stoffes und seine rationellen Anforderungen durchaus unberücksichtigt ließen, vergaßen, daß ich ein Werk des Lopez und nicht mein eigenes dem deutschen Publikum vorlegte, und die Herrlichkeit dieser Tragödien durchaus verkennend, mich als einen Wohldiener des crassesten Absolutismus verschrieen, fand die Wiener Censur das Stück viel zu liberal, um es auf den Hofbühnen aufführen zu lassen.

Ein anderer Umstand ist noch zu erwähnen: Viele

Beurtheiler haben meinen Stern von Sevilla für eine Uebertragung des spanischen Originals gehalten. Ich habe das Original so wenig gesehen, als Malsburg oder ein anderer deutscher Literator. Es existirt hier nicht. Meine Bearbeitung ist nach dem Scenarium, das Lord Holland mittheilt, entworfen. Der Stoff allein war gegeben, die Bearbeitung ist ganz mein Eigenthum.

Ich schließe diese Zeilen mit der Bitte, das Unzusammenhängende derselben zu entschuldigen; ich schreibe in der größten Eile, unter beständigen Störungen. Nehmen Sie davon was Sie eben brauchen; ich habe mich auf Angabe der nothwendigsten Daten beschränken müssen. Mit der innigsten Hochachtung und Verehrung

Ihr ergebenster

J. Ch. Baron Zedlitz.

Briefe Betty Paolis an Leopold Kompert.

Mitgeteilt von

Stefan Hock.

Im Sturmjahre 1848 hatte Leopold Kompert sein erstes, stilles Buch „Aus dem Ghetto“ veröffentlicht und einen vollen Erfolg gefunden. Er gab seine Studien endgültig auf, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, zunächst — da er Geld brauchte — der Journalistik. Aber seine pädagogischen Neigungen, die ihn immer und immer wieder aufs neue den Beruf des Erziehers ergreifen hießen, konnte er als Burgtheaterkritiker und als Redakteur des Feuilletons in Warrens' „Lloyd“ nicht befriedigen. Da kam ihm der Gedanke, ein Volksblatt zu gründen, zunächst eine Beilage zum „Lloyd“, ein wahres Volksblatt nach dem Vorbild von Auerbachs „Gevattersmann“, das bildend und erziehend auf die durch die Revolution verrohten, durch die Reaktion verstumpften Massen wirken sollte. Die besten heimischen Schriftsteller sollten helfen. So wandte er sich auch an Betty Paoli, die seit 1848 dem „Lloyd“ Beiträge widmete. Er hatte sie im Hause ihrer Freundin und Wohltäterin Henriette Wertheimer persönlich kennen gelernt. Mit ihrer edeln Impulsivität ergriff sie den schönen Gedanken und richtete eine begeisterte Zuschrift an dessen Urheber:

I.

An Leopold Kompert.

Ihr neues Unternehmen, die Gründung eines Volksblattes im höhern, d. h. eigentlichen Sinn des Wortes,

hat mich so freudig überrascht, daß es mir ein Bedürfnis ist, Ihnen dafür zu danken. Klänge es nicht zu anmaßend, so würde ich sagen: ich danke Ihnen im Namen Jener, die den Werth der ihnen dargebothenen Gabe noch gar nicht zu schätzen vermögen. Denn Ihr Blatt muß sich sein Publicum erst bilden; es muß in durch „alten Trug und neuen Wahn“ verfinsterte Gemüther das Licht der Wahrheit bringen, und den Gesichtskreis der Massen in dem Grade erweitern, daß Jeder das ewige Recht, wie einen nie untergehenden Stern an seinem Horizont erblicke; es muß in von wilden Leidenschaften zerissenen Seelen die Harmonie wiederherstellen, die nur aus dem Einklang des Einzelwillens mit den erhabenen Gesetzen der Vernunft hervorgeht. Diese Aufgabe ist so groß und so schwierig, daß schon der Versuch sie zu lösen, Dank und Anerkennung verdient. Um ihre Lösung zu erzielen, bedarf es nicht nur der umfassendsten Bildung und der größten geistigen Klarheit, ohne welche es nie möglich wäre, Probleme, wie die hier vorliegenden, dem gemeinen Manne verständlich zu machen; es bedarf nicht nur des künstlerischen Tactes, die populäre Tendenz fest im Auge zu behalten und der Darstellung doch jenen Adel zu bewahren, dessen kein Erzeugniß der Literatur sich begeben soll: wer hier genügen will, bedarf außer diesen Gaben noch einer, aus der jene erst volles Leben und kräftige Wirksamkeit schöpfen müssen. Ich meine jene wahre, reiche, echte Liebe, die je tiefer ihr Gegenstand in Sünde, Wahn und Unglück versunken ist, sich nur um so begeisterter zum Erlösungswerke berufen fühlt, die selbst in seiner schrecklichsten Verfinsterung noch an seine ursprüngliche Göttlichkeit glaubt, kurz jene Liebe, ohne welche alle Worte und Werke nichts sind, als „ein tönendes Erz und eine klingende Schelle“.

Daß Sie dieß heilige und heiligende Gefühl in der Seele tragen, daß Sie das Volk *lieben*, weiß ich. Mir

sagt es Ihr schönes, tiefes, von frischen Lebensquellen durchströmtes Buch: „Aus dem Ghetto“, das Sie ohne innigstes Eingehen in des Volkes Denk- und Gefühlsweise nun und nimmermehr zu schreiben vermocht hätten. Gott gab Ihnen ein Auge, dem unter dem Staub der Alltäglichkeit das reine Gold des Gemüths entgegen schimmert, ein Ohr, das mitten im unerquicklichen Lärm des Tagewerks und des Marktes die geheimnißvollen Stimmen der Menschenbrust zu vernehmen weiß, und ein Herz, das warm, reich und schwungkräftig genug, um sich an dem Glück und Leiden, dem Kämpfen und Dulden der Geringsten zu betheiligen. Zu diesen seltenen und edlen Vorzügen, die sich in Ihrem Buche aussprechen, gesellt sich noch einer, der besonders in unsern Tagen nicht genug anerkannt werden kann: Sie räumten selbst der Liebe nicht das Recht ein, Sie zum Hasse hinreißen zu dürfen. Statt ein Anathem gegen die Gesellschaft zu schleudern, wozu die Gelegenheit hier so nahe lag, haben Sie das Leben der Individuen vor unsern Blicken entrollt, die Charaktere in ihren notwendigen Entwicklungen gezeigt, die Thatsachen sprechen lassen und, während Sie uns auf die Weise Ihre Überzeugungen kräftiger mittheilten, als es durch tausendfaches Räsonnement hätte geschehen können, zeigten Sie uns zugleich, wie die unerschöpflich reiche und fruchtbare Natur des Menschen den bittersten Zwiespalt mit der Außenwelt auszugleichen, die finstersten Abgründe zu überbrücken versteht. Dieser Weg war nicht nur der moralisch edlere, er war auch der eines Künstlers allein würdige. Nur so konnten Sie Gestalten schaffen, die mit der ganzen überzeugenden Kraft der Wirklichkeit, der Wesenhaftigkeit zu unserm Herzen sprechen. Hätten Sie die breite Heerstraße der Routine eingeschlagen, declamirt statt zu erzählen, sich zu Apotheosen und Verdammungsurtheilen ergangen statt darzustellen, so wären Ihre Menschenbilder zu Abstractionen eingeschrumpft, die

Worte, die uns so ernst bewegen, wären zu hohlen Phrasen geworden und statt um ein Stück Leben wären wir jetzt nur um einige bedruckte Blätter reicher. —

Unserer Zeit fehlt die Liebe; was die sogenannten Volksfreunde dafür ausgeben möchten, ist nur ein verschleierter Haß, ein Haß, der doppelt empören muß, weil er sich mit Heuchelei paart. Hat er nicht die Maske des Christenthums vorgenommen und mit Sophismen voll furchtbarer Lächerlichkeit den Gottmenschen, dem alles Irdische war wie Staub unter seinen Füßen, zum Communisten stempeln wollen? Als wenn die Lehre, die zu den Reichen sagt: Gebt! Eines wäre mit jener, die den Armen zuruft: Nehmt! Nein! nicht die Liebe, nur der Haß kann solche Feuerbrände in die menschliche Gesellschaft schleudern; die Herzen, die sich des blutigen Zwistes zwischen Brüdern freuen können, bewegt nicht Mitleid mit den Entbehrenden, sondern Neid gegen die Genießenden. Mustern wir die Reihen dieser Volksfreunde! was finden wir? Jeder Sittlichkeit entfremdete Naturen, die, moderne Catilinas, alles Bestehende in Trümmer schlagen möchten, um unter seinen Ruinen die Schmach ihres innern und äußern Bankrottes zu verbergen; Seelen, denen die Hand des Schöpfers selbst das Brandmal der Knechtschaft aufgedrückt zu haben scheint, die jetzt vor dem zerlumpten Pöbel kriechen, wie sie es früher vor dem besternten thaten; Phantasten (diese wohl in unendlicher Minderzahl), die allen Ernstes glauben, das Resultat einer durch achtzehn Jahrhunderte unabläßig fortschreitenden Entwicklung des menschlichen Geistes, sei nichts als eitel Sünde, Thorheit, Ungerechtigkeit und ihnen komme es zu, eine ganz neue Weltordnung zu begründen; endlich einige, nach wohlfeilem Ruhme lüsterne Poeten, die während sie von des armen Volkes Größe, Kampf und Schmerz sprechen, alles Erforderliche thun, um ihm seine Größe zu rauben, seinen edlen Kampf zu einem verbrecherischen umzugestalten,

seinen Schmerz zur Wuth und zur Verzweiflung zu steigern. Solchen Einflüssen war das Volk bisher preisgegeben; durch sie ward sein geistig Brod vergiftet. Diesem verderblichen Trachten entgegen zu wirken ist eine Aufgabe, an der Jeder sich betheiligen sollte, dem ein Gedanke im Haupte, ein Lieben im Herzen glüht. Jedes Bestreben, den neuen Einrichtungen eine andre als eine demokratische Basis zu geben, wäre eitel und erfolglos, wie einst der Versuch, den niedergebrannten Tempel von Jerusalem wieder aufzubauen: die Steine, die man tagsüber auf einander gethürmt hatte, wichen bei Nacht wieder aus ihren Fugen. Je unvermeidlicher aber die Demokratie ist, um so wichtiger ist es auch, dafür zu sorgen, daß sie nicht zerstörend über uns hereinbreche; es handelt sich darum, ihr die Wege zu bereiten. Dieß kann auf keine Weise sicherer geschehen als durch Hebung des intellectuellen und moralischen Zustandes der untern Klassen.

Die Art, wie man in Frankreich nach der Februarrevolution die Arbeiterfrage behandelte, erinnert sie nicht an die verderbtesten Zeiten des alten Rom, an die Tage des panem et circenses? Wir streben einem bessern Ziele zu; uns scheint das Volk zu Höherem bestimmt als einer Bettlerhorde gleich auf Staatskosten gefüttert zu werden. Nicht im Geltendmachen erträumter Ansprüche, sondern in getreuer Pflichterfüllung liegt der Adel, die Würde, die Größe des Menschen; wer für ihn sorgen will wie für ein unmündiges Kind, der erniedrigt ihn, sein Wohlthäter ist nur, wer ihn innerlich fördert. Wird seine Einsicht erweitert, sein Wille geregelt, sein Gemüth gebildet, dann wird sich, man mag dessen versichert sein, auch sein materieller Zustand heben, wie Salomon werden ihm mit der Gabe der Weisheit zugleich auch alle andern Güter zu Theil werden.

Die modernen Philanthropen gehen von dem wunderlichen Grundsatz aus, daß nur die Verschmelzung zu einer

Gesammtheit, eine allgemeine Verbrüderung nothwendig sei, um 'selbst die verworfensten und verderbtesten Individuen mit einemmahle zu Kindern des Lichtes umzugestalten. Mir scheint dieß ganz eben so logisch, als wenn man behaupten wollte, ein Ganzes könne besser sein denn die Theile, die es zusammensetzen. Wie wäre es, wenn man einmahl die Probe machte mit der Besserung der Individuen zu beginnen? Wahrscheinlich würde sich die Gesammtheit dabei gar nicht übel befinden.

Und nun leben Sie wohl. Glauben Sie daß ich in der tiefen Abgeschiedenheit in der ich lebe und glücklich bin, mit dem wärmsten Interesse jedem Schritte folgen werde, der Sie Ihrem Ziele näherbringen kann. Gott lasse Sie das Rechte ergreifen! Es mag verlockender sein, das blankgeschliffene Schwert der Dialektik in den Lüften glänzen zu lassen, aber gewiß ist es größer, ein mildernster Johanniter am Schmerzenlager der Kranken und Verwundeten heilend und pflegend zu stehen. Wer seinen Brüdern in Demuth dient, thut unendlich mehr für sie als, wer sie mit eiteln Apotheosen berauscht.

Betty Paoli.

Niemand wird diese Blätter ohne Ergriffenheit lesen. Eine schwergeprüfte Frau, deren Lieben so groß war wie ihr Leiden, beklagt die traurigen Folgen gewissenloser Demagogie, weist die Wege in eine hellere Zukunft. Auch Kompert muß durch dieses Schreiben ganz für die Dichterin gewonnen worden sein; der nächste Brief Betty Paolis aus Luppa-Dahlen bei Dresden, wo sie Sommer und Herbst verbrachte, zeigt die beiden in herzlichem Einvernehmen.

II.

Luppa-Dahlen, 8. Oktober 1850.

Ihre freundlichen Zeilen vom 28. v. M. haben mir große Freude gemacht, auch hätt' ich nicht bis jetzt ge-

wartet, um Ihnen dafür zu danken, wenn ich nicht durch eine Arbeit, die ich wenigstens zum Theil vollenden wollte, daran verhindert worden wäre. Gelehrten ist gut predigen. Sie wissen, wie günstig es für ein Werk ist, aus einer Stimmung hervorzugehen und wie leicht diese doch verändert wird, wenn wir den um uns gezogenen magischen Kreis auch nur auf Augenblicke verlassen. So ist der Mensch oft Sclave und Gefangener seines eignen Willens, oder vielmehr des geheimnißvollen Instinctes, welchen er für seinen Willen hält, und die ganze Freiheit, zu der er es bringen kann, ist nur Einsicht in das Gesetz, dem er sich unterwerfen muß.

Die freundliche Gesinnung, die Sie für mich aussprechen, hat nicht nur die Macht, mich freudig zu rühren, sondern die weit größere, mich zu erheben. So naiv, ja arrogant es klingen mag (es klingt aber auch nur so), scheue ich mich nicht zu sagen: Ja, ich glaube, daß Sie mich kennen. Sie kennen nämlich mein Bestes und Reinstes, dieses aber ist in mir, wie in jedem Menschen, das Wahre, Ewige; aller Rest ist mehr oder weniger zufällig und wird, seiner irdischen Natur gemäß, einst auch mit dem Erdenleib abgestreift werden. Vielleicht würden Sie mich weniger kennen, wenn Sie mit mir genauer bekannt wären, wie es ja auch bei Gemälden eine gewisse Distanz giebt, aus der man sie betrachten muß, um den innern Zusammenhang ihrer Theile zu begreifen. Vielleicht ist die Ansicht, die ich da ausspreche, nur ein verstecktes Trachten, das Bedauern zu mildern, das ich darüber empfinde, unsern ganzen Verkehr immer nur auf so flüchtige Begegnungen beschränkt zu sehen. Statt in Ihrem Umgang den Muth, die Kraft und Freudigkeit, die er mir gewiß zu biethen hätte, zu finden, muß ich mich mit dem Gedanken begnügen, daß nur äußere, nicht innere Unmöglichkeiten eine solche Entwicklung verhindern, und an Goethe's Wort festhalten, der alle Gleichgesinnten Freunde nennt.

Ich hoffe Ihnen im Laufe dieses Monaths einen Aufsatz für den Lloyd zuschicken zu können; ich bin jetzt damit beschäftigt, kann aber nur über so wenig Zeit verfügen, daß ich zu einer Arbeit, zu der nur ein paar Tage erforderlich, oft eben so viele Wochen brauche und am Ende, der rastlosen Störungen wegen, doch nur Ungenügendes zu Stande bringe. Oft beneide ich Andere um ihre stille Muße zum Produciren, Ihnen aber gönne ich dieselbe aus vollem Herzensgrunde. Versäumen Sie ja nicht, mir Ihr Buch so bald als möglich zuzusenden, ich sehe ihm mit wahrer Sehnsucht entgegen. Wenn Zeit und Stimmung es Ihnen erlauben, so antworten Sie mir ja gewiß; es ist dieß zwar keine Forderung, die ich an Sie stelle — denn nach meinem Sinne ist nichts unerträglicher als gewaltsam auferlegte Correspondenzen — aber mahnen soll es Sie daran, daß jede Nachricht, die mir von Ihnen zukommt, meine Seele froh bewegt.

Mit herzlicher Achtung

Ihre ergebene

Betty Paoli.

Viele Empfehlungen an Frau von Wertheimer, sobald die Zeit es mir erlaubt, will ich ihr schreiben. Noch Eines: Der Abdruck meines Aufsatzes über Rachel ist mir nicht zugekommen. Wollen Sie so gütig sein, dafür Sorge zu tragen, daß es geschehe?

Das neue Buch Komperts, von dem hier die Rede ist. sind seine „Böhmischen Juden“. Am 28. Oktober hat Betty Paoli es gelesen und berichtet dem Freunde ausführlich über ihre Eindrücke:

III.

Nur der Wunsch, vorerst noch Ihre Antwort auf mein Schreiben abzuwarten, ist daran Schuld, daß ich Ihnen

nicht schon früher meinen Dank für das mir zugesandte Buch, so wie meine Freude an demselben ausgesprochen habe. Die Eigenschaften, um deretwillen mir Ihr „Ghetto" lieb ward, finden sich darin alle wieder, aber gereinigt, fester in sich begründet, zum künstlerischen Bewußtsein ihrer selbst erwacht; es ist nicht mehr ein glückliches Treffen, sondern ein aus klarer Einsicht hervorgehendes Ergreifen des Rechten und Guten, was sich in diesem neuen Buch ausspricht. Wer seine Eigenthümlichkeit unterdrückt, wird banal, wer sich ihr rückhaltslos hingibt, fällt der Manier anheim; Sie haben es verstanden, zwischen Scylla und Charybdis glücklich durchzuschiffen, mitten durch die plastische Objectivität, mit der Sie jetzt zu gestalten wissen, fühlt man den Schlag eines raschen, warmen, bewegten Herzens. Und darum erfreut uns die vielleicht durch Schmerzen gereifte Frucht Ihres Geistes zugleich mit Duft wie mit Süße. Ihr Talent wohnt in Ihrer Seele und, wenn man Ihr Buch beurtheilt, beurtheilt man Sie selbst. Während ich es las, fiel mir zu wiederhohlten mahlen Rückert's Wort ein:

„Keine wild erglüh'nde
Leidenschaft,
Eine ewig blüh'nde
Liebeskraft."

Es ist jene Liebe, von der Paulus in seinem wunderbaren Briefe spricht und für die im Deutschen ein anderes Wort erfunden werden sollte, da wir an den Ausdruck „Liebe" einen andern Begriff zu knüpfen gewöhnt sind. Die Empfindung, die der Apostel meint, gilt nicht einem Menschen, sie umfaßt das ganze Geschlecht; sie wünscht nichts als sich zu opfern, sie strebt nach nichts als selbst in der getrübtesten Erscheinung den göttlichen Gedanken herauszufinden, sie zerhaut den Knoten nicht, noch läßt sie in dumpfer Entmuthigung die Arme sinken, sondern ihrer Macht bewußt sucht sie ihn vermittelnd zu lösen. Diese Aufgabe haben auch Sie sich gestellt und nie

sind Sie hinter ihr zurückgeblieben; die beschränktesten Verhältnisse, die einfachsten Begebenheiten haben Ihnen genügt, um alle Entfaltungen menschlicher Schicksale, ihr Süßestes wie ihr Bitterstes zu schildern. Sie haben die Wunden Ihres Volkes aufgedeckt, nicht um zornig darin zu wühlen, noch um sich weichlichen Klagen hinzugeben, sondern um die gedankenlosen Quäler zur Besinnung zu bringen; Sie haben die versöhnenden Lichtseiten des Nationalcharakters verherrlicht, nicht aus befangner Vorliebe, sondern um zu zeigen, wie unzerstörbar das Göttliche im Menschen und wie aller irdische Druck den himmlischen Funken nicht zu ersticken vermag. Indem Sie von Freiheit sprechen, wissen Sie auch, daß nur jene echt, die jeder Einzelne in sich selbst erringt durch Wahrheit, Tüchtigkeit und Hingebung an ein Höheres, als er selbst ist, und glücklichst haben Sie diese Überzeugung in die Schlußworte Ihres Buches zusammengedrängt. — Von welcher künstlerischen Bedeutung die zweite Erzählung „Eine Verlorne" ist, haben Ihnen wohl Andere vor mir gesagt. Die Scenen zwischen der Großmutter und ihrem Enkel sind von unsäglichem Reiz, die alte Frau selbst eine ganz biblische Gestalt, ihr Liebling ahnungs- und geheimnißvoll wie eine exotische Blume. Wißen Sie, was ich an Ihnen ganz bewundernswerth finde? Daß Sie das Alter zu errathen und die Kindheit zu verstehen wißen; das vermag nur ein Dichter. Diese sibyllenhaften Aussprüche, Resultate eines langen, durchschütterten Lebens und auch nur von dem ganz verstanden, in dessen Dasein inhaltschwere Tage doppelt und dreifach zählten, so daß er alt ist bei ungebleichtem Haar, dieß getroste Aufgeben, diese aus Einsicht hervorgegangene Demuth, dieß immer lichter aufdämmernde Bewußtsein des Zusammenhanges mit dem Ewigen, wie sie sich in jedem Wort der alten Frau aussprechen, sind von unbeschreiblicher Wirkung. Eben so vortrefflich aber ist der Knabe gezeichnet, und vielleicht war

diese Aufgabe noch schwieriger zu lösen. Aber nicht nur diese einzelnen Gestalten, die ganze Erzählung scheint mir ein Meisterwerk. Als literarisches Produkt ist der „Dorfgänger“ nicht minder gelungen, nur scheint mir's bitter, daß Emanuel, um den Seinen die Treue zu bewahren, nach einer andern Seite hin treubrüchig werden muß. Das ist freilich nicht Ihre Schuld, sondern die des Schicksals, das den Menschen oft in Conflicte bringt, in denen er eine Pflicht verletzen muß. Tausend Dinge möcht ich Ihnen noch über Ihr Buch sagen und tausend Fragen daran knüpfen, aber zu den ersteren fehlt mir's heute an Zeit und zu den zweiten habe ich keine Berechtigung. Sie kennen mich am Ende doch nicht genau genug, um nicht vielleicht für bloße Neugier zu nehmen, was psychologisches und menschliches Interesse mir an Fragen eingeben könnte. Es handelt sich nicht um Ihre äußern Lebenswege, sondern um den Gang, den Ihre innere Entwicklung genommen. Ein Aufschluß darüber wäre mir von wahrhaft köstlichem Werth, doch bin ich weit entfernt, denselben von Ihnen zu verlangen. Es ist nicht genug, daß ein Mensch unsers Vertrauens werth sei, um es ihm zu gewähren, wenn nicht der Drang des eignen Innern uns dazu treibt. Sprechen oder schweigen Sie, wie es Ihnen am beßten dünkt; wenn ich Sie auch nicht immer verstehen sollte, werd ich Sie doch gewiß nie mißverstehen. —

Ich führe hier ein stilles, friedliches und sehr langweiliges Leben, an dem auch nicht so bald etwas geändert werden dürfte; wahrscheinlich bleibe ich bis gegen Neujahr auf dem Land, um später den Rest des Winters in Dresden zuzubringen. Es war allerdings die Rede davon, daß ich auf einige Zeit nach Wien gehen sollte, allein dieß Project ist nunmehr gänzlich aufgegeben und jedenfalls hätte es nur unter Bedingungen geschehen können, die mir jedes Vergnügen sehr getrübt hätten. Vielleicht ist es besser so; ich bin über die Jahre hinaus, wo man

sein Herz an die Erfüllung eines Wunsches hängt. Hier lebe ich in der tiefsten Einsamkeit; erhielte ich nicht manchmahl Briefe von Freundeshand, so könnte ich mich auf einer wüsten Insel glauben. Zur Arbeit gelange ich nur selten, die Zeit ist mir zu spärlich zugemessen und überdieß leide ich häufig an wüthenden Kopfschmerzen, die mich, auch wenn sie verschwunden sind, in einem dem Cretinismus verwandten Zustand zurücklassen. Doch hoffe ich, Ihnen in 8—10 Tagen einen Aufsatz für den Lloyd übersenden zu können. Sagen Sie mir aber auch, warum denn in demselben so äußerst selten ein Feuilleton erscheint. Und noch etwas Unbegreifliches: ich habe das zweite Exemplar, das Sie an mich abschickten, so wenig erhalten, wie das erste. Was mag daran Schuld sein? Sie haben doch gewiß dieselbe Adresse gebraucht, wie auf Ihren Briefen?

Von Heckenast höre und sehe ich nichts, so viel aber ist sicher, daß ich mich für mein nächstes Werk nach einem andern Verleger umsehen will. Ende Januar habe ich ihm das Manuscript zugeschickt und nach acht Monathen ist es noch immer nicht in Druck erschienen. Wenn das nicht Nachläßigkeit heißt, so weiß ich wahrlich nicht, was sonst noch diesen Namen verdient.

Nun ist es aber Zeit dieses Briefungeheuer zu schließen. Beinahe fürchte ich, Sie dürften finden, dazu sei es schon früher an der Zeit gewesen. Leben Sie wohl, denken Sie meiner in Freundschaft und lassen Sie bald von sich hören.

Ihre

ergebene

Betty Paoli.

Das Manuskript, von dem hier die Rede ist, ist die zweite Auflage der Gedichtsammlung „Nach dem Gewitter“,

die Betty Paoli am 14. December an Kompert sendet. Vorher geht aber noch der folgende Brief, der einen Artikel für den „Lloyd" begleitet. Die Diskussion über den Wert der Solidarität des Einzelnen für das Ganze geht von der Teilnahme Komperts an den Wirrungen und Irrungen der inneren Politik Österreichs aus, zu der er als nomineller Herausgeber des „Lloyd" in ein näheres Verhältnis getreten war. Sehr charakteristisch ist der Paoli Bemerkung über die schreibenden Frauen. Die Novellen, von denen sie spricht, sind nie gesammelt erschienen.

IV.

Luppa-Dahlen, 25. Nov. 1850.

Wenn ich so lange zögerte, Ihre freundlichen Zeilen vom 16. d. M. zu beantworten, so dürfen Sie den Grund dieser Säumniß einzig allein darin suchen, daß ich Ihnen zugleich mit meiner Antwort auch die beifolgenden Blätter zusenden wollte. Jetzt, nachdem ich nach meinem Willen gethan, reut mich es fast; nicht Ihretwegen (denn Sie wüßten sich vermuthlich in Geduld zu fassen) sondern um meinetwillen, da ich mir sagen muß, hätte ich Ihnen früher geschrieben, so würde mir auch Ihre Antwort früher zukommen. Indessen lassen Sie vielleicht auch so Nachsicht für Recht ergehen. Leider muß ich gestehen, daß diese Hoffnung etwas Unbescheidenes hat, denn ich kann mir nur zu wohl vorstellen, wie sehr Ihre Zeit jetzt in Anspruch genommen wird und mit welcher, jedes andre Interesse entfernenden Spannung Sie in diesem Augenblick den Gang der politischen Ereignisse verfolgen. — Sie stellen in Ihrem letzten Briefe an mich die Frage auf, ob man sich über diese Solidarität des Einzelnen für das Ganze wohl zu freuen habe. Zur Freude sehe ich wahrlich keinen Grund, aber diese Solidarität anzunehmen, ist eine unabweisliche Pflicht, der genügt werden muß. Selbst die Überzeugung, daß der Kampf ein frucht-

loser, giebt keineswegs ein Recht aus demselben zu scheiden. Vielleicht haben die traurigen Wirren der Gegenwart das Gute, den Egoismus, der sich wie ein fressendes Geschwür nahe an's Herz der menschlichen Gesellschaft gesetzt hat, auszumerzen; der Einzelne muß einsehen lernen, daß er nur durch Hingebung an die Gesammtheit sich selbst und die geistigen Güter, deren Mitbesitzer er ist, zu retten vermag. Aber diese Cur ist eine ganz und gar heroische, sie geht auf Leben und Tod und ich fürchte, nicht Viele werden sie überstehen.

Innig freut es mich, Sie trotz alles äußern Dranges künstlerisch beschäftigt zu wissen; Gott erhalte Ihnen die nöthige Geistesfreiheit und lasse die vergänglichen Tagesfragen Ihrem Gemüth nicht die Ruhe rauben, die zur Hervorbringung des Schönen erforderlich. Ich habe Ihr Buch wiederholt gelesen (nämlich vorgelesen) und mit tiefer Befriedigung den Eindruck wahrgenommen, den es hervorbrachte. Dabei fiel mir aber auch ein kleines, ich möchte sagen materielles Versehen auf, auf welches ich Sie, wenn Sie mir es anders erlauben, aufmerksam machen möchte, nicht als ob es an sich irgend wichtig wäre, sondern nur, weil ein so schönes Buch selbst von dem kleinsten Makel frei sein soll. Ich denke dabei an die zweite Auflage, die gewiß binnen kurzem erscheinen wird. Aber bevor ich spreche, müssen Sie mir erst durch eine bestimmte Erlaubniß den Muth dazu geben.

Dem beifolgenden Artikel bitte ich im Lloyd eine Aufnahme zu gönnen, obwohl mich in der neulich darin enthaltenen und wahrscheinlich von Ihnen herrührenden Recension der Ausspruch, daß Frauen sich des Schreibens enthalten sollten, nicht wenig erschreckt hat. Er machte mir umso größeren Eindruck, als ich im Herzensgrunde eigentlich ganz und gar Ihrer Ansicht bin. Warum ich dennoch schreibe? Weil der Mensch nicht so logisch ist wie ein Rechenexempel und weil man in Ermanglung

echter, d. h. natürlicher Interessen sich wenigstens künstliche schaffen muß, um nicht ganz zu verdumpfen und zu ersticken. Es ist gewiß noch keiner glücklichen Frau eingefallen zu schreiben, und dieß mag bei der Beurtheilung so vieler schlechter Bücher als mildernder Umstand gelten. —

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihr wahrhaft gütiges Anerbiethen, die Verhandlungen zwischen mir und einem andern Verleger einleiten zu wollen. Ich kann für den Augenblick keinen Gebrauch davon machen, weil ich keine auch nur halbvollendete Arbeit vorliegen habe, gelingt es mir aber im Laufe des Winters eine Novelle zu Stande zu bringen so möchte ich diese mit einer andern, die vor ein paar Jahren im rheinischen Taschenbuch erschien, gerne herausgeben und Sie können mir dann einen wahren Freundschaftsdienst erzeigen, wenn Sie so gütig sein wollen, dieß Geschäft mit Gerbel abzuschließen. Mit Heckenast will ich nicht weiter zu thun haben; er ist zwar durchaus rechtlich und ehrenwerth, allein zugleich von einer Saumseligkeit, die man mit dem besten Willen nicht zu ertragen im Stande ist.

Ich kann Ihnen heute nicht ausführlicher schreiben, weil mir daran liegt, das Packet sofort am Dienstag abzusenden; Sie ersehen daraus, das ich mich von dem alten Aberglauben, es sei dieß ein Glückstag, keineswegs losgemacht habe. Ihre Antwort mögen Sie mir gefälligst poste restante nach Dresden adressiren, da ich meinen Landaufenthalt in 8—10 Tagen zu verlassen gedenke. Und noch um Eines möchte ich Sie bitten: frankiren Sie Ihre Briefe an mich nicht. Ich bin überzeugt, daß frankirte Briefe minder sicher gehen, und würde es sehr peinlich empfinden, wenn einer der Ihrigen in Verlust geriethe. Leben Sie herzlich wohl. Glauben Sie, daß es mir eine bittere Beschränkung, Ihnen nur solch flüchtigen Gruß zuwinken zu können.

Betty Paoli.

V.

Dresden, 14. Dez. 1850.

Hoffentlich werden Sie, geehrter Herr und Freund, es entschuldigen, daß ich, ohne erst Ihre Antwort auf meinen Brief vom 25. v. M. abzuwarten, Ihnen schon wieder schreibe. Dießmal thu ich es, um den beifolgenden Band Gedichte Ihrer gütigen Theilnahme anzuempfehlen. Ich bitte Sie, das Buch im Lloyd zu besprechen; der Werth, den ich darauf lege, ist ein umso größerer als ich überzeugt bin, in Ihrem künstlerischen Urtheil über mein Talent Aufschlüsse über mein eigenstes Wesen zu finden. Soll ich Sie noch bitten, bei Ihrem Urtheil die Rücksicht auf mich aus den Augen zu setzen und statt des persönlichen Wohlwollens nur die Stimme Ihrer Überzeugung sprechen zu lassen? Mir scheint es überflüssig, da sich bei Menschen, die es mit der Kunst ernst nehmen wie wir, solche Unterordnung der Person unter die Sache ja von selbst versteht. — Wie Sie sehen, zerfällt das Buch in zwei Hälften, die eine gehört einer früheren Zeit an, die zweite, „Mosaik" betitelt, ist, mit Ausnahme von 4—5 Gedichten, im vorigen Winter im Lauf weniger Wochen entstanden. Mir scheinen diese beiden Hälften so ganz heterogen, daß ich ihre Vereinigung zu einem Buche selbst nicht gutheißen kann. Zwischen beiden liegen acht Jahre; mein jetziger geistiger Standpunkt ist von meinem damaligen so gänzlich verschieden, daß ich dem Leser kaum zumuthen darf sich mit der Schnelligkeit, womit man ein Blatt umwendet, von dem einen zu dem andern zu schwingen. Dieses Zwiespältige (mag es für den Tieferblickenden auch nur scheinbar sein) wird, wie ich besorge, dem Buche Schaden thun. Doch nun läßt sich das nicht mehr ändern, und wenn ich noch länger darüber jammerte, hieße das nur eine neue Verkehrtheit begehen. — Der Druckfehler giebt es in dieser neuen Auflage etwas weniger als in meinen andern Büchern, aber noch immer mehr als genug. Sie

würden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte hätten, in ihrer Besprechung die schreiendsten Druckfehler hervorzuheben; das wäre zugleich eine Ehrenrettung für mich und eine erlaubte Rache an diesem scheußlichen Bösewicht von Setzer. —

Seit drei Tagen bin ich in Dresden und vorläufig noch mit all den Einrichtungen beschäftigt, die eine Übersiedlung nothwendig macht. Ehrlich gestanden bin ich froh meinen Landaufenthalt verlassen zu haben; ich gedenke zwar auch hier ganz zurückgezogen zu leben, doch ist diese freiwillige Einsamkeit im Gewühl etwas ganz Andres als die gezwungene des Landlebens, da sie Kunstgenüsse keineswegs ausschließt. Ich werde manchmahl das wahrhaft vortreffliche Theater besuchen, in den Ateliers der hiesigen Maler schöne Bilder sehen und vielleicht findet sich, trotz der hier herrschenden geselligen Dürre, hin und wieder eine Persönlichkeit, in deren Umgang Anregung und Genuß zu finden. So wird der Winter hoffentlich ohne zu peinliches Missen, ohne zu empfindliche Leere vorübergehen. Meine Forderungen sind nicht groß. An Seeleneinsamkeit hab ich mich in einer langen, bittern Lehrzeit so gewöhnt, daß sie mir endlich zum Bedürfniß geworden ist. Das mag vielleicht gemüthlos klingen, es ist aber nur wahr und traurig wie die meisten Wahrheiten. Meine Freude an jedem Beweis von Theilnahme, meine Dankbarkeit dafür haben deßhalb nicht an Innigkeit verloren, ja sie sind nur um so tiefer und wärmer, je mehr ich darin ein freies Geschenk erblicke, auf das ich keinen Anspruch mehr zu erheben wagte.

Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald; meine Adresse ist: Altmarkt Nr. 7 bei Gräfin Bünau in Dresden. Wenn Sie mir Freude machen wollen, so sprechen Sie mir von sich, Ihrem Leben und Wirken. Was gäb ich nicht darum, allwöchentlich nur eine Stunde mit Ihnen zubringen zu dürfen! Es soll nicht sein und vergeblich wär's über die Ursachen nachzusinnen. — Leben Sie

wohl und Freude sei mit Ihnen; bei mir wird dieser ungewohnte Gast zugleich mit Ihrer Antwort erscheinen.

Mit den beßten Grüßen

Ihre wahrhaft ergebene

Betty Paoli.

VI.

Entweder Sie haben meine Briefe vom 25. Nov. und 14. Dez. nicht erhalten, oder Sie sind unwohl oder ich habe mir durch irgend eine Ungeschicklichkeit, ohne mein Wissen und wahrlich ohne mein Wollen, Ihr Mißfallen zugezogen; zwischen diesen drei Erklärungen Ihres langen Schweigens habe ich zu wählen und da werden Sie natürlich finden, daß ich die zuerst angegebene als die mir am mindesten peinliche für die wahrscheinlichste annehme. Mein Schreiben vom 14. Dez. ging zugleich mit einem Exemplare von „Nach dem Gewitter" an Sie ab und enthielt die Bitte, diesem Buch freundliche Besprechung zu gönnen; weiter zu gehen wagte ich nicht, ich bath Sie nicht um lobende Besprechung, weil ich Ihrem Urtheil nicht das Geringste von seiner Freiheit benehmen wollte. Wenn ich, wie dieß wirklich der Fall ist, dringend wünsche, daß *Sie* es besprechen mögen, so bewegt mich dazu nicht sowohl die Hoffnung, an Ihnen einen milden Richter zu finden, als vielmehr die Überzeugung, daß Sie, wie *wenig* Andere es verstehen, das unvollkommen Ausgedrückte, kraft Ihres eignen Dichtergeistes, zu ergänzen in dem einzeln angeklungenen Ton nicht nur die Stimmung des Geistes, dem er entquoll, sondern auch den Grad seiner Verwandtschaft mit der ewigen Harmonie ahnend zu errathen. Es giebt unter den Schriftstellern künstlerische Naturen, deren Talent von dem Rest ihres Wesens so unabhängig ist, wie allenfalls das Talent eines Virtuosen; mit einigem Sinn und Geschmack lassen sich diese ohne Mühe richtig beurtheilen.

Es giebt aber auch noch Andere, bei denen die Poesie nicht als für sich bestehendes Talent, sondern als Ergebnis ihres Gesammtwesens, ihrer Eigenschaften und Fehler erscheint: um diese zu beurtheilen, bedarf es eines geübten, sichern Blickes in die geheimnißvollen Triebräder der menschlichen Natur und noch mehr bedarf es jener großartigen Auffassungsgabe, die, statt sich aus dem Einzelnen das Ganze erklären und zusammensetzen zu wollen, vielmehr das Ganze festhält und in der Anschauung desselben die Nothwendigkeit der übrigen Detailzüge erkennt Solche Kritik kann aber nur von Dichtern ausgeübt werden und darum legte ich mein Buch, hoffend und bittend, in Ihre Hände.

Von mir und meinem Leben kann ich Ihnen wohl nicht eher wieder berichten, bis mir Ihre Antwort den Beweis geliefert haben wird, daß Sie meine Mittheilungen nicht langweilig finden. Machen Sie mir doch die Freude mir bald zu schreiben. Meine Adresse ist: Dresden, Altmarkt Nr. 7 bei Gräfin Bünau. Mit freundschaftlicher Hochachtung

Ihre ergebene

Betty Paoli.

---

5. Januar 1851.

Am 20. Januar erschien im „Lloyd" Komperts Rezension, am selben Tage sandte er sie mit einem Briefe an Betty Paoli. Er giebt in der Besprechung ihres Buches ein rasches Bild ihrer Persönlichkeit, die aus all ihren Werken hervortrete. Tiefe Wahrheit, Stärke der Leidenschaft, eine schneidende Dialektik des weiblichen Schmerzes kennzeichne ihre Dichtungen. Wäre ihr Schmerz affektiert gewesen, sie hätte nach dem ersten Erfolg so „interessant" fortgefahren. Sie aber habe sich aufgerichtet und wehmütig resigniert. Um ihres Sieges sicher zu werden, habe sie den Bereich subjektiver Dichtung

verlassen, im „Romancero“, in den Novellen Episches dargestellt. Ihre „Neuen Gedichte“ zeigen sie im Ringen nach Klarheit. „Nach dem Gewitter“, das beste, tiefste, eigentlichste Werk der Dichterin, das den Schmerz nur halb überwunden habe, erscheine nun zum zweiten Mal. Leider störe die Zugabe von neuen Gedichten („Mosaik“), so interessant diese auch seien, den Eindruck. Mit der Schnelligkeit, mit der man die Hand umdrehe, sei man um 6, 7 Jahre weitergerissen.

Kompert macht nur die Bedenken der Verfasserin, die sie in ihrem Briefe vom 14. Dezember ausgesprochen hatte, zu seinen eigenen. Aber die nervöse Dichterin scheint nun anderer Meinung zu sein; sie tritt ihm entschieden entgegen, und hat sie noch am 5. Januar gemeint, eine Kritik aus dem Ganzen und aufs Ganze könne nur von Dichtern ausgeübt werden, so erklärt sie es nun für ihre „alte Ansicht, daß die Kritik kein Geschäft für produktive Geister sei“. Wir werden der tapferen Frau darum so wenig zürnen, als Kompert es tat.

Die russischen Studien, von denen Betty Paoli berichtet, haben — wie bekannt — in ihren ausgezeichneten Übersetzungen treffliche Früchte getragen. Komperts Roman erschien erst 1855 unter dem Titel „Am Pflug“.

VII.

Dresden, 31. Januar 1851.

Vielfache Störungen machten es mir unmöglich Ihr freundliches Schreiben vom 20. d. M. schon früher zu beantworten; ich danke Ihnen dafür, obgleich der Ton von Schwermuth, den mein dafür geübtes Ohr daran nur zu leicht herausfand, mich aufrichtig betrübt. Ich will Sie nicht fragen, was Ihnen eigentlich fehlt; solche Fragen sind immer vom Übel, denn in den meisten Fällen ist es peinlich sie zu beantworten und in manchen vermag

man es nicht einmahl, denn nur zu oft lastet auf der Seele ein form- und namenloses Leid, von dem sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben im Stande ist; sie leidet, das ist Alles, und wahre Theilnahme läßt es sich an dieser traurigen Thatsache genügen, ohne erst viel nach dem Wie und Warum zu forschen. Aber in einem schöpferischen, von frischen Gedankenströmungen durchwogten Geist, wie der Ihrige, kann solche Verstimmung nicht lange dauern; hoffentlich haben Sie die Ihre bereits überwunden und freuen sich, nach der momentanen Verfinsterung, des siegreich durchgebrochenen Lichtes mit doppelter Genußfähigkeit. —

Sie verlangen meine Ansicht über Ihre Recension meiner Gedichte zu kennen; eine solche auszusprechen ist nicht so leicht, eben weil ich bei der Sache die zunächst betheiligte Person bin und deßhalb der Verdacht zu nahe liegt, mein Urtheil sei weniger das Ergebnis einer objectiven Anschauung als vielmehr der Ausdruck geschmeichelter oder verletzter Eitelkeit. Sie aber, davon bin ich überzeugt, werden keinen so kleinlichen Maßstab an mich legen, so wenig wie ich es thue, wenn ich Ihnen gestehe, daß mich diese Recension nicht befriedigt hat. Des Lobes enthält sie genug, ja vielleicht zu viel, insoferne sie neben den Vorzügen meines Talentes nicht auch die Lücken und schwachen Seiten desselben zur Sprache bringt. Und hier sitzt eben, wie ich meine der Fehler: die Individualisirung mangelt. Ich glaube nicht, daß Jemand, der meine Gedichte nicht kannte, sich durch die Recension einen richtigen Begriff davon zu machen vermöchte; die Kritik soll aber meines Erachtens die charakteristischen Züge einer geistigen Erscheinung so prägnant bezeichnen, daß selbst die mit dem in Rede stehenden Talent Unbekannten über die eigentliche Wesenheit desselben nicht in Zweifel bleiben können und unverzüglich errathen müssen, welchem Styl, ja welcher Schule es angehört. Sie haben ein ideales

Bild entworfen, von dem ich vielleicht einige Züge trage, dem aber auch noch viele Andere eben so gleichen; mein Porträt vermag ich darin nicht zu erkennen. Es ist mir dieß ein neuer Beleg für meine alte Ansicht, daß die Kritik kein Geschäft für productive Geister: sie fühlen immer das Bedürfniß dichtend zu ergänzen und je mächtiger sie sind, um so weniger widerstehen sie dem Drang. den Stempel ihrer eigenen Persönlichkeit auch der fremden aufzudrücken. — Was nun die Details betrifft, so kann ich es durchaus nicht zugeben, daß der neu hinzugekommene Anhang „Mosaik" dem Rest des Buches Eintrag thun sollte, insoferne sein Inhalt, wie Sie behaupten, einer ganz anderen Reihe von Anschauungen und Empfindungen angehören soll. Schon an und für sich kann ich dieß nicht einräumen, denn ich bin mir bewußt, mich nur modificirt, keineswegs verändert zu haben, ja ich möchte es sogar überhaupt in Abrede stellen, daß sich der Mensch verändern kann. Er entwickelt sich nur zu Besserem oder Schlechterem, je nachdem er ursprünglich gut oder schlecht ist, und nie kann er andere Blüthen treiben als solche, deren Keime schon von Ewigkeit her in ihm lagen. So viel für's Allgemeine; den speciellen Fall betreffend möchte ich noch bemerken, daß, wenn ein Anreihen neuerer Geistesproducte an ältere wirklich vom Übel wäre, ein gleiches Urtheil auch über alle Gesammtausgaben zu fällen sein müßte. Umfassen nicht viele Gedichtesammlungen den geistigen Ertrag von zwanzig und mehr Jahren, wenn auch die verschiedenen Abschnitte, in denen sie entstanden, nicht so ausdrücklich vermerkt sind wie in meinem Buche. Ich kann mir nicht wohl denken, daß der Eindruck dadurch geschwächt werden sollte; Gedichte pflegt man ja doch nicht in einem Zuge hinter einander zu lesen, man geht sie einzeln durch und sucht für das einzelne die verwandte Stimmung zu finden. Und nun bin ich fertig. Verzeihen Sie meine Offenheit;

es ist meine beste Eigenschaft und mein stupidester Fehler, nicht anders als wahr sein zu können. . . .

Von mir selbst nur so viel, daß ich ziemlich still und zurückgezogen lebe, literarische Beschäftigung so gut wie aufgegeben habe, dagegen aber mit vielem Eifer das Studium des Rußischen betreibe. Sie errathen wohl, welche ungeheuern Schwierigkeiten ich dabei zu bekämpfen habe; doch hoffe ich ihrer endlich Herr zu werden, sei's auch erst nach langen Mühen und vielfachen Anstrengungen. Eine so reiche und tief eigenthümliche Literatur, wie Rußland sie besitzt, verdient wohl, daß man die Arbeit nicht scheue, um zu klarer Einsicht in ihr Wesen zu gelangen. Vorläufig bin ich freilich noch lange nicht so weit und beschäftige mich im Schweiß meines Angesichts nur mit Declinationen, Conjugationen und dem Auswendiglernen Äsop'scher Fabeln. Wie Sie sehen, bin ich in meinen alten Tagen wieder zum Abc-schützen geworden, aber kann ich erst einmahl Puschkin verstehen, dann will ich dafür meine Revanche nehmen.

Leben Sie wohl und machen Sie mir die Freude, mir bald zu schreiben. Ich bitte Sie auch, Frau von Wertheimer meine besten Grüße zu melden; sie soll nur nicht böse sein, daß ich ihr nicht schreibe: es ist mir wirklich unmöglich, ich bin so beschäftigt, daß ich oft sehr wichtige Briefe wochenlang muß unbeantwortet liegen lassen. Dieß soll aber Sie nicht abhalten, mir Nachricht von ihrem Thun und Treiben zu geben. Sind Sie fortwährend mit Ihrem Roman beschäftigt? Ist Ihnen Ihre Arbeit lieb? Sprechen Sie nur ja gewiß davon. Er gibt wenige Talente, die mir ein so tiefes Interesse einflößen wie das Ihre, weil nur in wenigen ein so warmer Pulsschlag des Lebens zu finden. Mit herzlichen Grüßen Ihre ergebene

Betty Paoli.

Seit 1852 wohnte Betty Paoli in Wien, zunächst bei Frau von Bagréef-Speranski. Kompert war bald ein lieber Gast in deren kunstfreundlichem Hause. Der Verkehr mit Betty Paoli wurde immer herzlicher. Eine ganze Reihe von kleinen Einladungsbriefchen ist Zeuge dafür. Da bittet die Erkrankte den Freund, sie zu besuchen und „die, ich möchte sagen physische, Melancholie, unter deren Last ich fast erliege, zu zerstreuen“. Da lädt sie ihn zu Tische mit ihrem treuen Gabillon, „der, von Ihren ‚böhmischen Juden‘ entzückt, lebhaft danach verlangt, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen“. Da schreibt sie ihm „noch ganz erfüllt von dem Eindrucke, den Ihr ‚Min‘ auf mich machte; die kleine Geschichte gehört zu dem Anmutigsten, was Sie je schrieben“. Da bittet sie ihn, am 20 Dezember 1854 bei ihr zu speisen: „Sie werden außer Grillparzer keinen Fremden finden und seine Bekanntschaft wird Ihnen hoffentlich erwünscht sein.“ Da ruft sie ihn zu einem Plauderstündchen über sein neues Werk „Am Pflug“.

Im Juli 1856 läßt sie ihm durch ihre neue Hausgenossin Ida Fleischl die Bitte vortragen, er möge für das im Verlage von Pfautsch und Voß erscheinende Taschenbuch „Gedenke mein!“ ihre Biographie schreiben. Sie wiederholt ihr Ansuchen in einem Briefe aus Franzensbad, indes sie gleichzeitig biographische Notizen an den Verleger sendet. Die beiden Schriftstücke folgen hier:

VIII.

Franzensbad, 31. Juli 1856.

Theuerster Freund!

Ihre lieben Zeilen habe ich durch Ida Fleischl richtig erhalten, die Ihnen auch gesagt haben wird, daß ich, lange vor Ihrer Rechtfertigung, nicht einen Augenblick daran dachte, böse auf Sie zu sein. Wenn ich einmal an Jemanden glaube, ist mein Vertrauen nicht so leicht zu

erschüttern. Von Ihnen weiß ich, daß Sie mir gut sind; wie könnte ich Ihnen zürnen?

Wahrscheinlich haben Sie schon durch Ida die Angelegenheit erfahren, in welcher ich Ihnen heute schreibe. Herr Pfautsch will mein Portrait in dem Taschenbuch „Gedenke mein" erscheinen lassen und besagtem Conterfei auch meine Biographie beigeben. Gegen eine solche habe ich mich nun entschieden erklärt. Bin ich einmal todt und es will sich Jemand die Mühe nehmen, meine Biographie zu schreiben, so kann ich es, leider! nicht hindern, aber so lange ich noch auf Erden wandle, fühle ich nicht den mindsten Beruf, vor dem Publikum eine Art Generalbeichte abzulegen. Biographien noch lebender Personen müssen entweder lügen- oder lückenhaft sein; wenn dieß nicht, sind sie noch Schlimmeres: eine Entweihung, die man seinem eigensten Wesen zufügt, um die Neugier und Klatschsucht der plumpen Masse zu befriedigen. Man darf ebenso wenig gegen sich selbst indiscret sein wie gegen Andere; in einem solchen Falle aber tritt man sich selbst zu nah und verletzt Andere. Ich habe mich also nur dazu verstanden, einige biographische Notizen zu liefern. Diesen flüchtigen Umrissen meines äußeren Lebens wäre es aber passend, ein Bild meines geistigen Seins beizufügen, und wem könnte dieß so gut gelingen wie Ihnen, der mich seit Jahren kennt, der Einsicht hat in meine Fehler wie in das Gute, womit ich sie wieder ausgleiche, dessen edler Geist wahr und mild zugleich zu sein versteht? Mein guter, treuer Freund! Sie erzeigen mir einen großen Liebesdienst und ersparen mir wahrscheinlich bedeutende Unannehmlichkeiten, wenn Sie die Arbeit, um die es sich hier handelt, übernehmen. Herr Pfautsch wird sich in dieser Angelegenheit an Sie wenden; lassen Sie mich keine Fehlbitte gethan haben. Es ist keine weitläufige Arbeit, die ich Ihnen zumuthe. Die biographischen Daten wird Ihnen Herr Pfautsch, dem ich sie unter Einem zumittle,

übergeben; der Rest steht längst klar und deutlich vor Ihrem Geiste. Sie kennen mich gut genug, um mein geistiges Portrait zu malen; es braucht keine minutiös ausgeführte miniature zu sein, wenn das Bild nur die Züge wiedergiebt, die Ihnen seit Jahren vertraut sind. —

Ich bin nun fast am Ende meiner Kur, die mich unglaublich angegriffen hat. Es soll dieß ein gutes Zeichen sein; wir wollen's abwarten. Der Aufenthalt hier war mir nicht unangenehm; erst hatte ich den anregenden Umgang mit Fräulein Schlesinger, jetzt habe ich Frau von Laube, mit der ich viel und gerne verkehre. An Arbeiten war nicht zu denken. Ich kann kaum einen Brief schreiben, ohne von Zittern befallen zu werden, so aufgeregt sind meine Nerven. In einigen Tagen gehe ich auf ein paar Wochen nach Dahlen, in der zweiten Hälfte August komme ich nach Döbling zurück und freue mich schon jetzt in innerster Seele darauf, Sie wiederzusehen. Von Jahr zu Jahr überzählt man seine Lieben; der Kreis wird immer enger, aber mit um wie viel tieferer Innigkeit liebt man die noch Zurückgebliebenen! — Leben Sie wohl, erfülle Sie meine Bitte und gedenken Sie meiner in Freundschaft.

Ihre

Betty Paoli.

IX.

Biographische Notizen.

Ich bin im Jahre 1815 zu Wien geboren. Mein Vater starb früh und, da meine Mutter durch Familienverhältnisse zu einem häufigen Wechsel des Aufenthaltes genöthigt war, führte ich schon als Kind ein Wanderleben, das, wenn es auch vielleicht meine geistige Entwicklung im Allgemeinen beförderte, mich andrerseits verhinderte, mir so manches positive Wissen zu eigen zu machen, das nur durch consequent fortgesetzten Unterricht erworben werden kann. Leidenschaftliche Liebe zur Poesie

und Anlage dazu erwachten schon frühe in mir. Ich war kaum sechzehn Jahre, als das erste Gedicht von mir gedruckt erschien. Als poetisches Erzeugniß mag es schwach genug gewesen sein, doch bemerkenswerth bleibt immerhin, daß ich selbst damals, obgleich ich von den Regeln der Metrik keine Ahnung hatte, sie gewissermaßen errieth und mir in dieser Hinsicht keinen Verstoß zu Schulden kommen ließ. Von großem Einfluß auf meine Entwicklung war mein längerer Aufenthalt in Rußland und Galizien; ich lebte dort von meinem 18. bis zu meinem 20. Jahre in der tiefsten Einsamkeit, ohne andern Umgang als mit mir selbst, ohne andere Zerstreuung als jene, die Studium und Arbeit mir bothen. In diesen für mich entscheidenden Jahren, die mich zur Einkehr in mich selbst nöthigten, gelang es mir, manche Lücke meiner Erziehung zu ergänzen; ich wurde mir meines Zieles bewußt. Nach Wien zurückgekehrt, ließ ich den Zerstreuungen des Lebens nicht mehr die Macht, mir dieses Ziel aus den Augen zu rücken; ich darf von mir sagen, daß ich im Glück wie im Schmerz der Poesie treu geblieben bin. — Die erste Sammlung meiner Gedichte erschien im Jahre 1841 in Pesth bei G. Heckenast; sie wurde günstig aufgenommen und schon im Anfang des Jahres 1843 folgte ihr eine zweite unter dem Titel: „Nach dem Gewitter“. Nun trat ein Ereigniß in mein Leben, das für mehrere Jahre meine schriftstellerische Thätigkeit beschränkte. Die verstorbene Fürstin von Schwarzenberg, Witwe des Siegers bei Leipzig, both mir an, in ihrem Hause zu leben, und meine Erkenntniß von dem Werthe dieser in jedem Sinne ausgezeichneten Frau ließ mich in diesem Antrag einen Glücksfall erblicken. Wie viel ich im beständigen Verkehr mit jener wahrhaft außerordentlichen Erscheinung an geistigem Überblick, an Verständniß der Menschen und Dinge, an innerem Halt gewonnen, kann ich selbst nur mehr dunkel fühlen als klar bestimmen; aber groß war der Gewinn.

Nach fünf Jahren löste der Tod der Fürstin dieses beglückende Verhältniß. Es war im Jahre 1848. Ich verließ Österreich und brachte die nächstfolgende Zeit theils auf Reisen durch Frankreich und Italien, theils in Deutschland zu. Im Jahre 1852 kehrte ich wieder nach Wien zurück, das ich seitdem stets nur auf kurze Zeit verlassen habe. Von bibliographischen Notizen noch so viel: im Jahre 1844 erschienen von mir drei Bände Novellen, bei denen ich mir den Fehler zu Schulden kommen ließ, manche ganz unbedeutende Jugendarbeit mit aufzunehmen. Im nächsten Jahre folgte mein „Romancero", im Jahre 1850 meine „neuen Gedichte" und eine um die Hälfte vermehrte zweite Auflage von „Nach dem Gewitter". Die letzte Sammlung meiner Gedichte erschien im vorigen Jahre (1855) unter dem Titel „Lyrisches und Episches".

Kompert war gern bereit, die Bitte seiner Freundin zu erfüllen. Besonders ihren Jugendgedichten gilt die Sorgfalt seiner warmfühlenden Kritik, die freilich jener ersten Rezension nicht viel Neues hinzuzufügen hat. Immerhin ein anschauliches Bild ihres Wirkens, eine liebevolle Charakteristik der „Dichterin des Schmerzes, der wahren Sängerin der Frauenseele". Er sandte ihr den Aufsatz vor der Drucklegung und empfing Dank und Belehrung in folgendem Briefe:

X.

Döbling 3. September 1856.

Theuerer lieber Freund!

Mit dem herzlichsten Dank sende ich den Aufsatz, den Sie zu schreiben so gütig waren, an Sie zurück. Es wäre lächerlich, wenn ich sagte, daß er ganz und gar meinem Wunsche entspricht; Sie könnten dadurch auf den Gedanken gebracht werden, als fände ich das Lobende und

Rühmende, das er enthält, entschieden an seinem Platze. Das ist es wahrlich nicht. Ich will damit nur sagen, daß der Aufsatz in dem Geist und der Weise geschrieben ist, wie ich es wünschte: mit vorherrschender Bezugnahme auf meine literarische Wirksamkeit und möglichster Beseitigung äußerer Verhältnisse, die das Publikum nicht im Geringsten angehen. Hier mußte diese Grenzlinie eingehalten werden. Ein Anderes wird es sein, wenn Sie einst meinen Nekrolog schreiben; da mögen Sie tiefer hineingreifen und auch meine Persönlichkeit, wie sich diese im gewöhnlichen Leben kundgab, auf Andere wirkte, und ihren Zusammenhang mit dem, meiner Empfindung nach außerhalb meiner selbst stehenden Talent schildern. Von Ihrer Hand sollen meine Freunde einst mein Bild erhalten. Nicht scherzend, nein! in ruhig stillem Ernst betraue ich Sie mit diesem Auftrag; Sie sind mir so werth, daß ich diesen letzten Liebesdienst von Ihnen empfangen möchte. Dabei habe ich aber, nach Frauenart, noch einen Gedanken im Hinterhalt: ich meine nämlich, wenn Sie sich einst dieser Arbeit unterziehen wollen, so müssen Sie schon jetzt darauf bedacht sein, Materialien dazu einzusammeln. Das ist aber auf keinem andern Wege möglich, als indem Sie mich recht oft sehen; wie wollten Sie sonst die nöthigen Studien machen? Was kann mir aber erwünschter sein als eine Ursache, die Sie häufig zu mir führt? Ihr Umgang ist mir mehr als angenehm, er ist mir wohlthuend, er läßt mich die Luft der Heimath athmen und scheucht die dunkeln Gedanken von mir. Ich denke, diese Wirkung würde er selbst dann auf mich haben, wenn wir nicht Freunde wären; aber daß wir es sind, macht das Ganze doch viel schöner. —

Um mit Geschäftlichem zu schließen, erlaube ich mir, Sie auf zwei unrichtige Angaben aufmerksam zu machen, die sich in den Aufsatz eingeschlichen haben. Zwar betreffen beide nur ziemlich gleichgiltige Nebenumstände, doch meine

ich, es soll auch in diesen die historische Wahrheit gewahrt bleiben. Also I. Nach dem Tod meines Vaters blieb meine Mutter keineswegs in gedrückten Umständen zurück. Sie besaß vielmehr ein eigenes, bedeutendes Vermögen, das erst viel später, in Folge eines Bankrottes, verloren ging. Ich habe meine Kindheit in heiteren und vollkommen gesichert scheinenden Verhältnissen verlebt; um so schwerer traf es mich, als mir, da ich kaum mein fünfzehntes Jahr erreicht hatte, die Nothwendigkeit auferlegt ward, für uns Beide zu sorgen, zu erwerben. Nicht die Verhältnisse, sondern eine ihr angeborne Rastlosigkeit war es, die meine Mutter beständig einen Aufenthalt mit dem andern vertauschen ließ. Bei mir hat dieß irre Herumschweifen gerade den Hang zum Stätigen fast bis zur Manie ausgebildet. II. Mein längerer Aufenthalt in Italien (ich brachte sechs Monathe in Venedig und Florenz zu) fiel in die Zeit, da ich noch bei der Fstin. Schwarzenberg lebte; Gesundheitsrücksichten zwangen mich, sie für einige Zeit zu verlassen. Nach dem Verlauf jener Frist kehrte ich wieder zu ihr zurück. Der Einfluß, den diese seltene Frau auf mich hatte, kann nicht genug hervorgehoben werden. Es ist wenig Gutes an mir, dessen Ausbildung ich nicht ihr verdanke. Was die Erziehung an mir versäumte, hat der unausgesetzte Verkehr mit diesem ganz großen und ganz reinen Charakter nachgeholt. — Ich muß schließen. Noch einmal meinen besten, herzlichsten Dank. Lassen Sie sich bald wieder sehen!

Ihre

Betty Paoli.

Diese Biographie der Paoli, die Pfautsch noch 1858 in seinem „Album Österreichischer Dichter“ wieder abdruckte, ist nicht — wie die Dichterin meinte — eine Vorstudie zu

einem Nekrolog geworden. Sie hat den jüngeren Freund um acht Jahre überlebt.

Seit sie bei Ida Fleischl ein trautes Heim, Kompert an der Seite seiner Gattin ein stilles Glück gefunden hatte, wurde ihr Verkehr seltener, ohne darum an Wärme zu verlieren. Was sie vor allem vereinte, war die Sorge um einen gemeinsamen Freund. Moritz Hartmann ging seinem Tode entgegen. Aus Saros Patak, wo sie die Weinlese mitmachte, schreibt sie an Kompert:

XI.

Saros Patak 29. Oktober 1869.

Verehrter Freund!

Wir haben uns schon so ewig lang nicht gesehen, daß dieß allein mir gewissermaßen ein Recht gäbe, das Andenken an mich in Ihrem Gedächtniß aufzufrischen. Doch würde die Vermuthung, daß Sie, wie fast alle Producirenden, jeder nicht eben unvermeidlichen Correspondenz lieber aus dem Wege gehen, nicht vielleicht abhalten, dieß Recht geltend zu machen, wenn ich mir nicht von Ihrer Güte eine Mittheilung erbitten möchte, nach der es mich sehr verlangt. Während des Sommers erhielt ich von Bekannten, die in Baden lebten, hie und da Nachrichten über Hartmann's Befinden. Jetzt hingegen sind diese Quellen ganz und gar versiegt, seit meiner Abreise von Wien (Ende September) habe ich nicht mehr von ihm gehört und weiß nicht einmal, ob er noch auf dem Lande ist oder bereits zur Stadt zurückgebracht wurde. Ich weiß wohl, daß man darauf verzichten muß, Erfreuliches von ihm zu vernehmen; wenn sein Zustand sich aber nur einigermaßen gebessert hat, d. h. wenn sein Leiden auch nur durch eine kurze Rastzeit unterbrochen wurde, wäre es mir schon eine Beruhigung, dieß zu erfahren. Darum wende ich mich an Sie, selbst auf die Gefahr hin, Ihnen

lästig zu fallen, denn von wem könnte ich die gewünschte Auskunft sicherer und verläßlicher erhalten als von Ihnen, dessen Freudschaft für Hartmann sich eben jetzt in der edelsten Weise bewährt? —

Als der alte Freund, der unermüdliche Vorkämpfer für die innere Emanzipation der Juden mit seinem sechzigsten Geburtstage sein vierzigjähriges Schriftsteller-Jubiläum feierte, da begrüßte ihn Betty Paoli mit einem tiefempfundenen Sonett:

XII.

An Leopold Kompert.

Zu seinem vierzigjährigen Schriftsteller-Jubiläum.

Der Jahre vierzig brauchte der Prophet,
Um Israel, da es gesprengt die Bande,
Zu führen hin nach dem verheißnen Lande,
Wo kräftigend der Freiheit Odem weht.

Er rang in Kämpfen jetzt, jetzt im Gebet,
Rings von Gefahr umdräut im Wüstensande,
Sich durch ans Ziel, und noch vom Bergesrande
Hat er das heißersehnte Land erspäht.

Zum Führer Deines Volkes auserkoren
Wardst Du gleich ihm! Treu dientest vierzig Jahre
Der Sache Du, der Du Dich zugeschworen.

Scheint sich der Himmel jetzt auch zu umgrauen,
Getrost! Es siegt das Recht, es siegt das Wahre,
Und Du wirst leben, seinen Tag zu schauen.

15. Mai 1882.

Betty Paoli.

Sie hatte falsch prophezeit. Wenige Jahre, und Leopold Kompert war tot, ehe er sein Lebenswerk vollendet. Mehr als ein Menschenalter hatte er in That und Wort für die geistige Selbstbefreiung der Juden gekämpft. Die Verse, die

ihm Betty Paoli aufs Grab legte, nennen die Kraft, die ihn in diesem Kampfe stählte; es ist dieselbe, die aus ihren Gedichten allbezwingend hervorleuchtet.

XIII.

Bei Leopold Komperts Tod.

Als treuen Kämpfer sah'n wir Dich bemüht,
Dein Volk, ein Ziel dem Haß, dem gift'gen Hohne,
Zu lösen aus zweitausendjähr'ger Frohne —
Kein and'res Streben hat Dein Herz durchglüht.

Die Dichtergabe, still in Dir erblüht,
Der Welt zur Freude und Dir selbst zum Lohne,
Sie wurzelte in der Empfindung Zone,
Ihr Urquell war Dein liebevoll Gemüth.

Im Tod erstarrt ist nun dies warme Herz,
Die Hand erstarrt, die Segen nur gespendet
Und Balsam hatte für jedweden Schmerz.

Doch ist uns Deines Geistes Hauch verblieben!
Noch heute lehrst uns Du, der nun vollendet,
Des Menschen höchste Kraft sei Hoffen, Lieben.

24. November 1886.

Betty Paoli.

J. J. Davids Kunst.[1])

Von

Arturo Farinelli.

Ein Jahr ist's seitdem Jakob Julius David dahingeschieden. Ein schweres Sterben, mit dem harten Ringen des Dichters um Licht und Leben ganz im Einklang. Den Weg zu seiner Höhe erklomm er blutend, langsam den müden Fuß durch Felsen und Dornen schleppend. Die Not ist seine treue Begleiterin, seine früheste Muse, sein Fluch und sein stärkender Segen zugleich. Sie nimmt ihm im Lenz der Jahre jedes Glück; sammelt um sein Haupt die Sorgen im reisigen Geschwader; bedrückt ihn, der mit dem grauen Elend im Herzen, wie sein Raimund Förster, mühsam, mehrmals hungernd und kränkelnd, hier fallend, dort sich emporrichtend, seine oft unterbrochenen Studien beschließt; stiehlt ihm die Sonne, das Grüne, wonach er sich mächtig sehnt. Er hat aber Stand gehalten. Hat durch Not, Entbehren und Entsagen gelernt. Sein Dulden wird ihm zur Kraft. Sein Unglück adelt seine Seele; stählt seinen eisernen Willen. Und nie erstirbt im ringenden Künstler die Lebensfreude; nie entschwindet dem trüben Auge das hart zu erstreitende Ziel.

Schwer auch, beständig schwer und unter starken inneren Wehen hat der Dichter geschaffen. Unablässig quälte ihn der Kampf zwischen Nacht und Helle. Er trug seine Stoffe ins Endlose in sich, ehe er sich entschließen konnte sie ab-

---

[1]) Ein Auszug aus dieser Abhandlung wurde in der Grillparzer-Gesellschaft in Wien am 8. November 1907 vorgetragen.

zustoßen. Götterlieblinge sind selten, und nur das Beste und Edelste darf man von ihnen fordern. Mahnte ja David selbst, daß man graben und hauen mußte, um die Goldader zu finden, daß man mit seinem Blute die Erde tränken mußte, damit die Blume gedeiht, die das Auge des anderen erfreut, und gestand er offen sein Mißtrauen gegen alle, „denen die Produktion gar so leicht glückt, ja wie zum Vergnügen geräth" („Vom Schaffen"). Nach innen gewendet, und vom Innern schöpfend, jede Mode, jede Mache scheuend, hat er sich schwer seine Ruhmeskrone erworben; und wo Andere, Minderbegabte, mit einem Schlage zu Lieblingen wurden, fand der Einsame lange keinen Zugang zu seinem Volk, lebte lange verkannt, unfähig der Welt seine unsägliche innere Fülle zu offenbaren. Ein „Zu spät" klingt wehmutsvoll in seiner Dichterseele. Im Grunde zaghaft, zögernd, bedurfte er des Anstoßes, der Ermunterung, um seine Gaben zu entfalten, seine schlummernden Kräfte auszulösen. Es sollte sich auch für David bewahrheiten, was der Dichter am Schlusse seiner Anzengruber-Biographie betrauert: „Hierzulande muß man sich und sein Können überlebt haben, will man seine Früchte erleben."

* * *

So beobachtete man kaum, trotz der anerkennenden Kritik eines Ludwig Speidel, ein Bändchen Gedichte, das am Eingang des Schaffens Davids steht, und die ganze Eigenart des arg geprüften Mannes, sein Seelenleben, seine reifste Kunst bereits offenbart. Es sind wenige Akkorde, welche eine trüb gestimmte Leier schlägt. Lieder eines einsamen Träumers, die stillgepreßte Klage eines müden, mit seiner Lebensnacht und seinem harten Schicksal versöhnten Herzens; Lieder der Liebe und der Not; bange Laute, ergreifend, erschütternd in ihrer Schlichtheit. Kein Grollen, kein stürmisches Drängen, kein prometheisches Ringen und Trotzen. Die müde Seele zittert in dem Verse, gelassen, beruhigt,

und atmet friedlich ihre Sehnsucht, ihren Kummer und ihren Schmerz. Der Mann, der sich selbst „rauh und ungeschlacht“ nennt, und sein Herz einmal einer „Felsschlucht“ vergleicht — „vereiste Zinnen / und Nebel, die kein Strahl durchbrach, / nur eine bange Blume blüht darinnen“ — hat unendlich feine, zarte und tiefe Gefühle. Die Seele vibriert Poesie in allen Schwingungen, und glüht beim ersten spärlichen Sonnenstrahl, der in das dunkle Innere dringt. Geplagt auch in der äußeren Warnehmung der Sinnenwelt, sieht sein Auge „die schöne Welt verschwommen“ (Kurzsichtigkeit nahm man dann töricht für halbe Blindheit an). Dies Auge konnte nie flüchtig auf die Oberfläche der Dinge schweifen; und Wunder der Welt sah es, welche dem Hellsichtigsten, ohne inneres Visionsvermögen, ewig verborgen bleiben. „Nur gedämpft, gedämpft und leise kommen / des Lebens Laute“ an sein „krankes Ohr“. Dafür, in der gesteigerten Einsamkeit, in der geheimnisvoll ruhenden, gottesfreien Natur vernimmt er die nur in ein Dichterohr dringenden tausend Stimmen und das leiseste Flüstern ihrer tausend verborgenen Geister.

Die noch offenen Wunden bindet der Dichter, nach den schwer erlittenen Kämpfen, mit linder, weiblicher Hand zu. Er verallgemeinert nicht. Er überträgt nicht auf andere, auf die ganze Menschheit gar, wie Leopardi, seine eigenen Leiden. Eher läßt er den Jammer anderer als neuen Stachel in seine Brust dringen. „Jedes Grämen, das ich schaute | lebt' ich mit, es ward mein Eigen.“ Nur ein intimes Bild, ohne Prunk und Glanz der Farben vermag er zu bieten, ein stilles Lied ohne Orgelklang. Man wird es nicht „hell im Chor“, „von jungen Stimmen“, singen; „doch sagt's, von Dämmern lind bezwungen, | vielleicht ein Träumer gern sich vor.“

Freudlos zerrinnt die Jugend. Der Tod rafft die Besten dahin, die Mutter so bald; sie gab ihm nicht, dem Verwaisten, den Segen. Und allein bleibt er, allein durch viele Jahre.

Es grünt kein Frühling in seiner Seele. Dem Glücke jagt er sehnsuchtsvoll nach allen Winden nach. Vergebens. Es ziehen graue Wolken am Himmel. Zum Ufer rollen starke Wogen; schluchzend schlägt die Seeflut ans Gestad. Wohin steuern? Wer erhellt den dunklen Pfad? Bricht aber ein scheuer Sonnenschein durch die finstere Nebelwelt hindurch; glimmt ein Stern am nächtlichen Himmel, wär's auch, um gleich zu erlöschen, so hofft und träumt und singt der Dichter, getrost um sein Schicksal. Es genügt ja so wenig, um ihn zu beglücken, so wenig um sein „vergletschert Herz“ tauend zu umwittern. Ein starkes, volles Lieben würde Wunder bewirken, brächte „Licht der dunkeln Seele, | Lenz dem winteröden Herzen | . . . Fände nur dein Mund den meinen | . . . Und ich sänge leidbefreit“. Kaum gekostet, schwanden Frauengunst und Frauenliebe. Ein kurzes Glück. Ein Schwellen des enttäuschten Herzens nach der Fernen. Käme sie, die Heißgeliebte, zurück zu ihm, „der viel gelitten“, dem sie „das ärgste Weh gethan“! Um gebrochene Eide wird geklagt. Ein Schauer faßt die Seele, „die todter Liebe Flüstern hört“. Und elegisch klingt das so oft vom Dichter betrauerte „Am Wege entschwinden“, „am Wege sterben“. „Das Lied von der, die mir entschwand | singt nur der Nachtwind meinen Ohren. | Am Wege hab' ich sie verloren.“

So gebietet der Dichter sich selbst stille Ergebenheit, Aussöhnung mit seinen Leiden. „Die Schwingen schmerzen? Halte Rast.“ Die geflügelten Wünsche sind gefallen. Schwollen einst seine Segel, so „hat sie der Sturm gebauscht“. Begehrte er „einst das Glück der Welt zu zwingen“, schlug stürmisch einst sein Herz, streckten seine Arme „dereinst, nach reichern Kränzen | als sie ergreifbar“ seiner Hand, so beugt er gefaßt seinen törichten Stolz. Er hat gelernt sich zu besiegen. Er will „klaglos“ alles ertragen, weil er „muß“. Er hat die dreisten Träume seiner Kinderjahre „mit eigenen Händen . . . eingesargt“. Beneidet nunmehr die Glücklichen der Erde nicht; wünscht sich kein anderes Los als das ihm

bescheidene; und singt mutig heraus, doch tränengepreßt, sein: „Und so, gerade so ist's recht".

Um seiner Seele Tiefen zu erhellen genügt ein Flämmchen Licht in dämmernder Stunde. Das Licht des sinkenden Tages ruft seine schönsten schlummernden Träume wach; und färbt der Ulmen Wipfel „ein allerhellstes Sonnensterben", so erfaßt ihn noch mächtiges Sehnen: „Ach flösse so in tausend Flammen | dein hell, mein nächtig Loos zusammen"! Er wandelt durch Fluren, und sieht die üppigen, strahlenden Blumen kaum. Was er achtet, was er liebt, was er pflückt, das ist „eine arme | wilde Blume | ...; keine trägt sich | so wie diese | ganz und gar in Silbergrau | ... Grau das Köpfchen, blaubereift, | es erzittert | jedem Anhauch". Diese seine arme Blume preßt er an sein krankes Herz. „Wehe mir, vergäß ich Dein!" Dieser stillen, zarten, wilden Blüte gleicht seine Kunst. In der Intimität liegt ihr Reiz und ihre ungeahnte Stärke.

Andere Töne begleiten mitunter die Herzensergießungen des einsamen Mannes. Lieder „von der Straße", ein Lied der kampfmutigen Hussiten, das wie schmetternde Fanfare klingt: „Wir wollen in Schlachten, im währenden Streit | den Himmel der Seligen erben", das Lied des armen Judenkindes, ersonnen unter Weiden, „auf des Nordens kahlen Haiden | mit schwermutsvollem Thun". Die Muse, welche keine Überhebung kennt, und keinem Trotze huldigt, besingt das Los des Alchimisten, welcher dem Borne des Lebens, dem flüssigen Gold nachstrebt. Fände er es, jählings fiele zwischen ihm und Gott die Scheide, bezwungen wären die Himmelsmächte. Er findet's, und tot sinkt er in seiner Stube. Das trügerische Streben nach Glanz und Ruhm, das verwegene ungestüme sich drängen nach dem hohen, unerreichbaren Berge, der kühn in die Luft, mit tausend Zacken greift, nicht achtend der Stürme, die da oben brausen, das erbarmungslose Hinabfallen in das Tal des Schweigens,

veranschaulicht eine ergreifende, in mächtigen, markigen Versen gesungene Vision: „Dies ist Gehenna“:

Ich rang um Alles, das sie köstlich heißen,
Um Ehre, Glück und Liebe — Alles trog.
In meiner Brust erloschen alle Sterne,
Die Sonne starb, die Himmel fielen ein.
Und dein Gehenna selbst, Du mein Geselle,
Begreifen kann ich's, der ich's durchgelebt:
Auch ich rang mit dem Ewigen, der Herrlichkeiten
Der Seligen verlangend — ich erlag,
Und an die Erde bin ich nun gebunden.
Führ mich auf die zurück — ich sah genug.

* * *

Aus dem originellen Empfinden eines Einsamen, der die zähesten Kämpfe ausgelitten, und in sich selbst Trost, Licht und Wärme suchen mußte, entspringt die originelle Sprache. Kein für sich stehender, lebendiger oder toter Organismus, sondern das seelische Leben der Kunst selbst. Eine Sprache, welche der Mühe und dem Ernst des Schaffens entspricht, jede Zierde und Eleganz verschmäht, dem wienerisch Geschmeidigen und Einschmeichlerischen nicht huldigt, nie geschwätzig, nie tändelnd, immer gedrungen, immer anschaulich und faßlich, gehärtet, gehämmert, ganz Muskeln und Nerven. Sie atmet den stärkenden Duft des Waldes und des Feldes. Sie gibt das knorrige, wortkarge, schwerblütige Wesen der verschlossenen Bauern vorzüglich wieder. Oft mahnt sie, wortschöpferisch, schlicht und gewaltig zugleich, an die Gravität und den Bilderreichtum der Bibel. Mit unvergleichlicher Schärfe und Kürze, vermag sie fertige Bilder, voller Licht und voller Farbe zu entwerfen. Jede Geberde erhält ihre gemeißelte Selbständigkeit.

Gewiß ging diesem Schaffen ein liebevolles Studium der Technik anderer Meister voran; und man erinnert sich der von C. F. Meyer vielfach empfangenen Anregung, der Verehrung des Dichters, eines geschulten Germanisten,

für die wuchtige, markige Sprache Luthers, Lessings und Heinrichs v. Kleist. Das mag bestimmend für die eingeschlagene Kunstrichtung wirken, modelt aber nicht den Künstler selbst, der zu jeder Zeit, über dem Nachahmer steht, und in den Werken, in der Form Anderer ein Mitklingen fühlt von dem, was in seinem eigenen Geiste schlummernd und keimend lag, des Beispiels Anderer bedarf, um die eigene, innewohnende Energie zu lösen.

Unendlich mehr als das poetische und künstlerische Schaffen Anderer wirkten auf David die in den jungen Jahren des Kummers und der Not in der Heimat empfangenen Eindrücke. In das kindliche Gemüt, voll jener unergründlichen, grenzenlosen Liebe zur heimatlichen Scholle, welche David selbst in der mährischen Schule der Landschafter rühmt („Hanna"), hatten sie starke Wurzeln geschlagen. Und sie hielten immer überwältigend nach, bis der Dichter seine Augen schloß. So liebt ein Kind das sorgenlindernde Herz der Mutter. Was aber konnte ihm, dem Argbedrängten, das Segensland der Mährer bieten? Fast möchte man dem Dichter, dem die ganze, weite, weite Erde, als Land der Träume und der neu zu schaffenden Gestalten offen lag, zürnen, daß er im engen, gar so engen Gebiet der Heimat seine lebenskräftigsten Gebilde einschloß, und mit unermüdlichem Eifer, mit erstaunlicher Beharrlichkeit, diese kleine Welt, mit ihren in Herbigkeit aufgewachsenen Städtern und Ackerbürgern künstlerisch zu erschließen und zu beseelen trachtete. Und doch liegt in dieser Beschränkung ein eigentümlicher Reiz. Die innerliche Tiefe ersetzt die fernen Horizonte. So läßt David mitten im Menschengetümmel die zart blühende Pflanze des Idylls wachsen und gedeihen, gebogen, nie gebrochen von den allenthalben tobenden Stürmen,

Er hat die Heimat, wo deutsches und slawisches Wesen zusammenfließen, früh verlassen, und trug sie in sich, unverlierbar, in Wien, wo er ansäßig und tätig war, wo er das Leben und die Leiden der Großstadt mit dem intuitiven

Blick des Künstlers erfaßte und ergründete. Ein volles Vierteljahrhundert blieb er seinem mährischen Flachland fern; und diese Trennung, diese Ferne erhöhten vor den Augen des Dichters den Wert und die Schönheit der geliebten Scholle; sie deckten die Wirklichkeit mit dem verklärenden Schleier der Kunst. Wie dann der Tod in des Kranken Brust keimte, schleppte sich der Dichter, ein frommer Pilger, an die Stätte seiner Jugend; besucht das Grab der Eltern, und kann der Flut des Andrängenden kaum standhalten. Schilderungen und Erzählungen aus seiner Heimat sind das letzte, was er sterbend in die Feder eines Freundes geflüstert.

Ein Endchen Mährens, in blauer oder grauer Färbung, blickt in der Mehrzahl seiner Novellen durch. Und ziehen seine Helden, von Sehnsucht gelockt, oder der Bildung und des Emporkommens halber, von ihrer ländlichen Stille in die Stadt, so gehen sie auf labyrinthischen Wegen irre. Es häufen sich, in bösen Stunden, Sorgen an Sorgen; es droht Verderben. Hätten sie das väterliche Haus nie verlassen! „Die Liebe, mit der eine Seele ihre Fittiche um die gewohnte Heimat schlagen kann" („Ruth" — „Die Wiedergeborenen"), hat der Dichter, mit dem schneidenden Weh der Heimatlosen, in unzähligen Variationen geschildert. Er begrüßt, mit einem rührend guten, einfachen Menschen seiner „Probleme", die über sein Mährenland aufgehende Sonne, welche die nickenden Saaten vergoldet, und der bedrückten Seele Erlösung bringt, so innig, wie er der wehmutsvollen Stimmung eines Spätherbsttages in der Heimat Ausdruck gibt. „Da rieselt es, unablässig, eintönig, schleiernd . . .; der Wind ächzt von den fernen, fernen Hügeln her, durch die nackten Bäume winselnd . . . Man verlangt sich's nicht . . . Und es schnürt einem das Herz, und man wünscht sich nur die Nacht, die stille Nacht herbei, damit das schreckliche Grau in dem einen großen Schwarz verschwinde" („Am Wege sterben").

Es ist in diesen Ebenen, die sich weit und weit und

endlos hinziehen, ein melancholischer Reiz, „eine linde Traurigkeit . . ., und doch eine Verheißung von Segen“. Wellige Fruchtfelder wechseln mit den fetten, schwarzen, breiten Schollen. Die Hänge der sanften Hügel ganz besiedelt. Ein Dorf ab und zu, mit spitzem Kirchturme. Reiche Gehöfte in stiller Einsamkeit. Waldungen, „dunkel und ernst, fast wie Geheimnisse in dieser Offenheit und Sonnenhingebung“. Blaue Berge in der Ferne, „so, daß nirgends der Eindruck der Grenzenlosigkeit und Verlassenheit wach wird; mit den Wassern, die träge rinnen, große Bögen und Krümmungen machen, als könnten sie nicht müde werden diesen dankbaren Boden zu benetzen“. Was sich alles aus dem „träumenden und von grauen und gekropften Weiden überschatteten Born“ dieses Erdenwinkels schöpfen ließ, das wußte, besser vielleicht als die in der wunderschönen Novelle „Hanna“ gerühmten mährischen Maler, David selbst. Bevor es erwidert und lohnt, will es behorcht und bespäht werden. In dieser scheinbar reizlosen Hanna läßt der Dichter das tragische Schicksal eines aus übergroßer Schamhaftigkeit elend umgekommenen, kaum erblühten Kindes, sich abwickeln, um am Schlusse zu zeigen, wie sehr dieses schamhafte Geschöpf dem Gau glich, der den Künstler, ihren Gatten, geboren; „und in ihm, seinen Werken, zuerst ganz und gar jenen Ausdruck fand, der ihm eignete: arm an allem, was blendet, aber menschenfreundlich, sie reichlich nährend und von ihnen geliebt und mit jener Innigkeit umfaßt, die den nimmer läßt, den sie einmal beschlichen hat“.

* * *

Im Reiche der Bescheidenen ist Davids Muse zu Hause. Ein unwiderstehlicher Drang zog zu den Leiden der Bedrängten und Wehrlosen. Mochte auch C. F. Meyer, sein angestauntes Vorbild, das Los der Mächtigen und Stolzen fast ausschließlich beschäftigen, David hielt zum Volk, hielt es mit den Gedrückten. „Das Leid der Armen, Verderbten,

erstand mir klagevoll, | indeß der Haß der Enterbten | in meiner Seele quoll". Eine Wahl, eine Hingebung, ein poetisches Verklären des Schicksals der Kummervollsten, das mit Davids eigenem Pulsschlag, seinem intimsten Fühlen zusammenhängt. Es ist schließlich einerlei, woher die Kunst ihre Anregung und die zu formenden Stoffe schöpft. Auf die Echtheit, Lebendigkeit und Anschaulichkeit kommt es an. „An der großen, sonnigen Liebesfackel entzündet sich im letzten Sinne jedes Kerzchen, mit dem man in die Heimlichkeiten von armer Leute Wohnung, in die Schämigkeiten ihrer Seele leuchtet, wie jene Lohe, bestimmt die Welthistorie und die Gemüter ihrer Lenker zu erhellen" („Vom Schaffen"). Auf ihrem schmalen Dornenweg, schmerzensgebeugt, schreiten Davids Lieblingsgestalten fort. Die Hoffnung keimt im Herzen Aller, auch der Unglücklichsten. Sie alle lernen sich bescheiden; kriecht man wo unter, meint der gute Raimund Förster, so ist man mit allem zufrieden. Es gibt eine höhere Schickung, und keiner entrinnt derselben. So fügt man sich, und mitten im Jammer lächelt durch eine dünne, dünne Spalte das Glück. So ergreift, gefaßt, der einst reiche Bauer, der um seinen Hof, sein Haus, sein Alles, gekommen, den Bettlerstab; „und hatte er sich vor der Stunde lang gegraut, nun, da sie geschlagen, ist es ihm fast leicht, und er drückt noch die harte Hand, die ihn ins Elend gestürzt: ‚Ist eine gerechte Frau und schaut zum Ihrigen" („Blut").

Es ist ein verlangend, leicht schwellendes Herz in der Mehrzahl dieser armen Gotteskinder. Doppelt elend in ihrer Einsamkeit, welche ihre verhaltenen Gefühle und Empfindungen vertieft und verschärft. Sonnenbedürftig, erblühen sie freudlos im Reich der Schatten. Die heißen Wellen des Lebens erkalten, erstarren. Lenze verrinnen ohne Frucht, und trauervoll. Wie hat man sich an der Erziehung der armen Gabriele („Blut") durch Härte und Starrsinn versündigt! Wie bedrängt man Kinder, die nach Leben schreien, durch einen einzigen warmen Sonnenstrahl leicht zu beglücken!

Das eigene Herz des Dichters blutet in seinen Schöpfungen. Was er erfahren, was er durchlebt, was er gelitten, geben die Novellen wieder — Stücke aus nahen und fernen Tagen — was ihm im Herzen quillt. Sein grüblerischer Sinn, sein Ernst, seine Schwerfälligkeit, das ungelenke Handeln, seine Resignation, das alles ist seinen Wesen allen, ganz ohne Zwang, eingeimpft. Unwillkürlich formt er nach dem eigenen Bild; und nie lästig, nie ermüdend ist die Selbstbespiegelung. Die elegische Stimmung des seinen Kummer und seinen Jammer vergeigenden armen Spielmanns von Grillparzer ist vorherrschend. Gekräftigt jedoch, in herberer Luft. Und Davids Züge erhält der Bürgerschullehrer im Drama „Neigung“, der Maler in „Hanna“, der Schauspieler Wladimir Pozniánsky („Troika“), dem immer Ernst mit der Kunst war, „ernst wie keinem“. David lebt in dem von herznagender Armut gepeinigten Poeten der „Probleme“, in höheren Sphären weilend, während die harte Prosa der Zeitungsarbeit, die ihm den Lebenssaft vergiftet, und für die er ganz und gar nicht taugt, als einzig möglicher Broterwerb winkt. Und Davids Studenten erleben, was der Dichter selbst in den bittersten und entbehrungsreichsten Lern- und Werdejahren erlebt; und sie darben, wie er darbte; und trinken, um die Schmerzen zu übertäuben, wie er trank. Eine feine Klinge, wie er einst führte, führt auch sein Gustav Löhner („Höferecht“). Was dieser immer anpackte, erhielt, wie bei David, einen Anschein seiner eigenen Tüchtigkeit und Kraft. „Ihm war, was er ergriff, Ernst und Herzenssache“. In der rührenden Gestalt des armen Webersohnes, im Wiener Roman „Am Wege sterben“, schreit die eigene wunde Seele Davids aus ihren Tiefen auf. Unbeholfen, schwerblütiger Natur, anders als die anderen „mußte sich also darein finden, wenn es ihm auch anders ging als ihnen“. Er gab sich formlos und verwahrlost. Man unterstützt ihn; läßt ihn unterrichten. Er liest unermüdlich; spürt in den verborgensten Quellen,

und kommt in nichts zu einem Abschlusse. Es ging ihm immer bitterschlecht; er war sich aber klar darüber, daß er „bei allen seinen Gaben und Fähigkeiten, bei einem unermeßlichen Gedächtnisse, das jedes Ereignis in sich aufnahm, bei einem scharfen Verstand, der alle Verknüpfungen durchblickte, beim ernstesten Fleiß es niemals zu etwas bringen würde". Ergeben in allem, und von unendlicher Gemütszartheit und -Tiefe. Obdachlos, schleppt er sich noch mit einem Finken, den er nicht verlassen kann, und aus dem er, in vergletscherter Zeit, Frühlingsstimmung schöpft. Er hat sonst nichts von zu Hause. Und wie der Fink anfängt zu schlagen, so sieht er Hohenolbersdorf, die Heimat, „und die Wälder und die Berg, immer höher und höher, und Alles ist grün"; und das tut ihm in den Augen so gut.

Reiche und verwickelte Handlungen hat der Dichter nicht ersinnen können, und auch nicht ersinnen wollen. In der Entwicklung innerer Vorgänge liegt seine Stärke. Was ihn reizt, sind Konflikte der Seele, Handlungen, die aus den Charakteren fließen und in den Charakteren ruhn. Das Herz will befragt werden, denn aus jenem Lebensborn entspringen die Fäden, welche durch das Wirrwar der bunten Welt führen. „Nicht von der Zahl der Begebenheiten, die sich .... zusammendrängen, hängt der Inhalt und der Reichtum eines Lebens ab. Auf die Fülle, auf die Tiefe kommt es einzig an, mit der empfunden wird. — Das Entscheidende ist die innere Anschauung" („Vom Schaffen"). So wickelt David beständig Herzensangelegenheiten ab; gibt sich mit der einfachsten Fabel, mit der stillsten, prunklosesten Geschichte zufrieden; belauscht in seinen Menschen alle zarten und starken Regungen. Das intuitive, plötzliche Erhellen der verborgensten Winkel der Menschenseele, das ist des Künstlers höchste Gabe. Kleine, winzige Züge bringen überraschendes Licht. Gabriele („Blut") stiehlt sich aus dem Hause ihrer harten Erzieher weg, und Frau Salome befiehlt: „Es wird wieder nur für zwei gedeckt". Das war der ganze

Nachruf, den sie der Verlorenen hielt. Auf eine rührselige Wirkung wird nie gezielt. Alles ergibt sich mit tragischer Notwendigkeit aus der Seelenforschung, aus dem Seelenleben. Der Erzähler gönnt sich keine Zerstreuung, keine Ablenkung, und packt und fesselt durch die Unmittelbarkeit seiner Darstellung, die innere Wärme, die elementare Gewalt, den Andrang der Gefühle. Und lacrymae rerum sind's, was uns geboten.

In einigen rasch entworfenen kleinen Erzählungen freilich („Wunderliche Heilige", „Stromabwärts") wird die Tenuität der Handlung durch die feinste Seelenmalerei selbst nicht entschädigt. Es ist etwas zu Geringfügiges belauscht und wiedergegeben worden. Und es ist Sache der künftigen Sammler und Neuherausgeber der Werke Davids das Minderwertige und Wenigbesagende, was ausschließlich die drückende Not, die Sorge nach einem Erträgnis abpreßte, von dem ewigen Bestande der reinen Kunst zu scheiden. Selten jedoch schwingt David die erhellende Fackel seiner Kunst vergebens. Selten versagt sein forschender Blick. Wo andere flüchtig dahingleiten, ahnt er, und findet, und erschließt die dunklen Tiefen, „als sprängen die Riegel der tiefsten Tiefe schütternd auf", sagt er einmal selbst von Dostojewski; hört „was unterirdisch kocht". So mußte sich die äußere Welt in die Welt des Innern hineindrängen und hineinflüchten. Im eigenen Geist mußten alle äußeren Eindrücke verstärkt, belebt, beseelt werden. Es ergibt sich eine eigentümliche, höchst originelle, aber auch höchst subjektive Davidsche Vergeistigung aller Vorgänge. Man mag diese Einseitigkeit bedauern, man freut sich doch in allem den Stempel einer so ausgesprochenen Individualität wieder zu finden. Man hat das Gefühl, es hätte keiner so erzählen und so bilden können wie er. Der Dichter, welcher, wie Hebbel und Otto Ludwig, einen unwiderstehlichen Hang zum Selbstprüfen und zum Selbstzergliedern fühlte, deutet unermüdlich auf das Innere, als auf die einzige ersprießliche Quelle jeder

wahren Kunst. „Hier sind springende Quellen voll Heil=kraft. — Hier wölbt sich jener Dom, darin man seine Andacht sucht“ („Vom Schaffen“).

In diesem Dome droht Vereinsamung. Die Menge naht nicht und vernimmt die stille Andacht nicht. Ein Isolierter, ein nicht zu wälzender Block im Strome der Zeit steht er da, den Abgötzen einer leicht= und eilfertigen Kunst unhold. Träume werden gesponnen, Märchen ersonnen, deren Bedeutung nur die Eingeweihten, der rauschenden Menge selbst abgewendet zu deuten verstehen. Und man ahnt kaum wie erstaunlich hellsichtig und hellsinnig diese Abgeschiedenheit den einsamen Menschen gemacht, wie der Weltentrückte und Weltvergessene in seinem „stillen Eiland“ doch weltnah steht, wie Traum und Wirklichkeit bei ihm ineinander rinnen.

Bitter gewiß drückt den Einsamen, in sich Gekehrten, das grausame Walten dunkler Mächte im wirren Menschen=schicksal. Zur sinkenden Sonne laufen flehend die letzten Strahlen der Freude. Aus dem trauernden, verwaisten Himmel, von Schatten umschlungen, steigt die Melancholie zur kühlen Erde herab, und schweigend gesellt sie sich zum Dichter der Armen und Verlassenen. Mochte auch David, der gerne, wenn auch nicht mit unbedingtem Glauben, Ver=erbungstheorien huldigte, die melancholischen Anfälle bei seinem großen Schauspieler („Troika“) eine Folge des in seinen Adern rollenden schweren Slawenblutes nennen, ein leises Seufzen entgeht ihm in seinem Sinnen über den Schaffenden: „Je echter er empfindet, sind der dunkeln Stunden immer mehr als der sonnigen; und die lasten so schwer, daß man wohl Licht von außen herzu tragen muß, sollen sie ihn und sein bestes Vermögen nicht für immer umfangen“. So tauchen manche Kinder der Davidschen Muse in trübe, düstere Stimmung, und atmen das schwere, bange Atmen der beklommenen Seele. Und dunkle Schatten werfen die finsteren Gestalten des erschütternden Erstlings=

dramas „Hagars Sohn“ auf die Bühne. In einem Turm des Schreckens, beängstigend wie Ugolinos Turm, leitet uns ein Gedicht der späteren Zeit. Zwei zum Tode Gefangene liegen in voller Finsterniß eingenistet; einmal im Jahre, nur ein einzigmal, dringt die Sonne durch eine Ritze durch; ein schmales Stäbchen glimmt es auf dem Boden, und flirrt zitternd — und es erheben sich die beiden, der Mann, das Weib; sie nahen einander, die Ketten klirren — aber ach, so bald erlöscht das Licht! Und schaudernd fühlen wir, wie mächtig rauschend die Finsterniß um die beiden den Fittig schlägt.

„Es ist kein Lächeln“ in Ibsens Werk, schrieb David, wie der Große vom Norden starb. Es ist nur ein gezwungenes Lächeln in Davids künstlerischem Schaffen. Wenig Humor. Die Fröhlichkeit scheint gebannt. Zum freien, heiteren Ausbruch der Laune war der Dichter, der selbst den steinernen Ernst Dostojewskis und aller Russen beklagte, zu ernst. Die Welt ist keine drollige Komödie; das Leben kein Scherz, sondern harte Notwendigkeit. Man vergißt sich nie; man hat immer sein Ziel und sein Kreuz vor sich. So leicht in den Tag hinein leben, den Augenblick genießend, kann nur die reizende Kitty („Regentag“); wie sie aber in die ernste, goldschwere Familie hineingerät, da schwindet die Freude, die Träne quillt, und wehmütig scheidet sie, um das Glück anderer nicht zu zerstören. Ein Schein, ein schwacher Schein des goldenen Humors Gottfried Kellers ist über die letzte der „Vier Geschichten“ ausgegossen. Wenn vom Bauernlumpen Wojtech, Ruzenas unwürdigem Gatten („Hanna“), scherzend gesagt wird, er hätte ein „Maul von der Art, die man nach dem Tode erst noch einmal erschlagen muß. Sonst keifft sie noch aus dem Grab heraus“, so dürfte hier ein Scherz Heines vorgeschwebt haben: „Wenn ich sterbe, wird die Zunge | ausgeschnitten meiner Leiche, | denn sie fürchten, redend käm' ich | wieder aus dem Schattenreiche“. Das Lachen erstirbt auf dem verzerrten Munde,

wenn die Stirne schwer und tief durchfurcht, und trüb in die Welt das Auge blickt. Der Leichnam der erfrorenen Resi („Am Wege sterben") wird in das Krankenhaus gebracht; darin ist ein schmaler Raum für die Todten, denn „die Todten beanspruchen mindern Raum und sind so gar geduldig."

Ein schmerzendes Grinsen, das die Bitterkeit der Seele noch erhöht. Der Witz hat etwas sarkastisches, verletzendes. Nur in heiterer Gesellschaft, am Tische zechender Genossen, konnte der Dichter seine Schwerblütigkeit vergessen; und lachte wirklich, ergötzte wirklich, mit launenhaften Einfällen; reizen durfte man ihn aber nicht, nicht das Dämonische in ihm wecken; denn dann floß ein Strom bitterer Worte, ein schneidendes Verdammen, das böses Blut machte. David sagt irgendwo, man höre bei Tolstoi immer „die Lindensohle des Bauernschuhes". Der feste, schwerfällige Bauerntritt war ihm selbst eigen. Im zartfühlenden, von jedem Hauch berührten Menschen war die Scharfkantigkeit und Trockenheit seiner Ackerbewohner. Und es knallte die Peitsche in seiner festen Hand. Der Müller von Wranowitz („Troika"), ein Geizdrachen, hatte seiner Frau „niemals was Gutes außer der ewigen Seligkeit gegönnt". Jungfern und Weiber, die mit dem Bösen Gemeinschaft hatten, werden, in wilden Zeiten, den Flammen überliefert („Frühschein"). Daß sie keine Genossinnen in ihrer schlimmen Unzucht nennen wollen, betrübt die Hexenrichter und den Beichtiger, der ihre Seele gerne gerettet, gar sehr. „Denn das Treiben der Unholdinnen war nur zu schamlos und zu offenkundig, als daß ein Einsichtiger es hätte leugnen können, so daß das Holz unablässig im Preise stieg."

* * *

Ob freudiger Genuß und strahlende Sonne den Wert der Kunst Davids erhöht hätten, ist zu bezweifeln. Die Natur hatte dem Dichter ein schärferes, ausgebildeteres Organ für

die Wahrnehmung des Leidens als für die Wahrnehmung der Freude verliehen; ihm die Geheimnisse des Herbstes des Lebens liebevoller als die des von Duft und Farbe prangenden Frühlings offenbart. Wo nur Stimmen der Wehmut vernehmbar, belauscht sie der Dichter, mit bebendem Herzen; wittert Leben und Poesie in Heimlichkeiten, die unserem Gefühle sonst erstorben erscheinen. Auch den verwehenden, niederstiebenden Blättern, die Frost im Herzen bringen, dem rinnenden Nebel sinkender Tage, den Tropfen, die den ganzen, ganzen Tag in Waldesöde fallen, leiht er eine Seele. Es ist ein Sehnen in ihm nach dem Abenddunkel, das einen geheimnisvollen, schützenden Schleier auf die ruhende Welt ausbreitet. Er sieht noch als Kranker, auf der Höhe von Lavarone, wie „von den Schultern der Nacht . . . ihr blauschattender Mantel, immer enger, immer schirmender“ sinkt; wie sich auf die grünen Gewässer des kleinen stillen Sees ein Schleier ausbreitet, „bestimmt, die Tiefe zu hüten“. Der Tag selbst scheint das Licht der Sonne bange zu scheuen, und eilt zu dem beschattenden Gefieder der Nacht. Der Nacht entsprungen nennt sich der Dichter, ein Nachtkind, wie Gabriele, die Fischerstochter („Stromabwärts“), welche nach einem ungewissen Schein strebte, des Dunkels froh war, der Nacht, die alles in ihr weckte, was bis dahin dumpf und traumbefangen gewesen. Ein ergreifender Gesang preist die ernste Nacht. „Der Seele Pforten“ sind durch sie geöffnet; „verhallendes Geflüster“ haucht „im ewig regem Leid“; ihr „Anhauch ist es, der zur Lohe | der Seele trübes Licht entfacht.“

Nun staune man, wie diese schattenflehende und nachtbeschwörende Kunst, durch eine geheimnisvolle, innewohnende Trieb- nnd Schöpfungskraft, das Leben unermüdlich bekennt, das tätige, stillbeglückte, schuldbefreite Leben, rein von Vorwurf und von Reue fordert — jede moralisierende Absicht verschmähend, nur bestrebt zu zeigen, wie es eben auf der Welt zugeht — niemals nach den schärfsten Würzen, nach dem

Obszönen greift, nie ein lähmendes, zerstörendes Werk ausübt, die von einigen Modernen gesuchte kränkelnde, ätzende Wirkung nie anstrebt. In dieser Atmosphäre des Leidens erstickt Lebensliebe nie. Die harte Schule der Not kräftigt den Menschen und kräftigt die Kunst, die uns so lebenszäh erscheint, wie jene auf der Jochhöhe wachsende Legföhre, womit der Dichter den zähen Geist Renates, Fortunats Tochter, vergleicht. Sie ersetzt die hochstämmigen Tannen, „niedrig von Wuchs und ihre Nadeln sind struppig; aber kein Sturm, so gewaltig sie auch über diese Gipfel dahinbrausen mögen, kann diese Stämmchen brechen; auch der endloseste Winter versehrt ihre Triebkraft nicht; die Schneide der Axt wird stumpf an ihnen und es brechen selbst die Zähne der Säge, welche daran nagt". Und wir erinnern uns eines ähnlichen, ebenso trefflichen Bildes, womit David den Geist des schöpferischen Künstlers kennzeichnet: „Er gleicht etwa der Eller, die manchmal mitten im Bach aufwächst. Und zu Beginn erzittert das ganze zarte Stämmchen vor dem Andrang der Wasser, und ist in ewiger Schwingung. Verreißt es kein Hochwasser, so bewurzelt es sich immer tiefer und mächtiger, widersteht jeglicher Flut, überschattet sie, und nur in den Enden des Gezweiges und im schwankenden Laubwerk merkt man noch, daß es inmitten des rastlos Bewegten und Herandrängenden seinen Standort hat" („Vom Schaffen").

So halten seine Menschen dem Toben und Brausen der Stürme stand. Schiffbrüchige, klammern sich an ihren Rettungsring, und halten sich über Wasser, so gut es eben gelingt. So jammervoll ihr Zustand ist, nie ballen sie die Faust gegen den Himmel, verwünschend, oder Trotz bietend. Sich als Helden zu geberden liegt ihnen fern, so fern wie ihrem Schöpfer selbst, der kurz vor dem Hinscheiden seiner besten Freundin schrieb: „Ich meine tragen zu können, was mir noch zu beschieden sein scheint, und zwar ganz ohne Gebärde von Heroenthum, zu dem nicht der mindeste Anlaß und keine Neigung in meinem Wesen liegt." Einmal wird

zwar in der Seele eines schlichten Menschen mächtiges Sehnen, stürmisches Drängen wach. Unzufrieden mit seiner gar zu bescheidenen Kunst, möchte sich der Bildschnitzer von Palestrina („Olivenholz“ — „Die Wiedergeborenen“) auf die Höhe der großen, wahren Kunst hinaufschwingen. Ein böser und feindseliger Geist wird in ihm rege. Seinen gefaßten Entschluß will er keinem anvertrauen; belauscht aber das Schaffen Michelangelos; sieht wie der Gewaltige, „gefurcht die Stirne, leidenvoll und durchwühlt das Angesicht“, die Umrisse einer Pietà aus den Felsen schlägt; ahnender Schrecken durchläuft ihn; bei jedem Gelingen aber flammt die höchste Freude an der eigenen Kraft und Kühnheit in dem Meister auf. Alsdann ist der Ehrgeiz des Bildschnitzers gefallen. Der wahnsinnig Strebende bescheidet sich still, wendet sich heimwärts. Er „wollte nichts mehr, er hatte erkannt, seine Seele war zu schwach, jene Wonnen zu empfinden, die den Meister bewegten, seine Brust hätte den Stürmen nicht widerstanden, welche in ihm tobten, wenn ihm wieder ein Hoffen zerrann“.

In immer neuen, unendlichen Variationen erklingt das Lied der Entsagung. Und Töne desselben, bald gedämpft, bald gestärkt, in mächtig anschwellendem Steigen, seelenerschütternd, sind in jedem Werke Davids vernehmbar. Es liegt etwas Fatalistisches in dieser Kunst. Klaglos ertragen die Morituri im Wiener Roman das ihnen beschiedene harte Los. Ihr Jammer wird ihnen zur unvermeidlichen Tatsache und Lebensbedingung. Sie ergeben sich; mochten auch nichts besseres wünschen, denn, wozu? Sie schwimmen in ihr Unglück, wie Fische ins Wasser. Das ist ja ihr einzig passendes Element; man kann sie nicht anderswo denken. Entsagen im rechten Augenblick, das ist des Lebens höchste Weisheit. Das versteht das Linnerl im „Übergang“ vorzüglich; entschlossen verabschiedet sie, in arg bedrängten Zeiten, ihren kühl berechnenden, halben Liebhaber: „Schleppen wollen wir uns nicht miteinander“. Ab und zu sind Klänge einer hart abgezwungenen Resignation vernehmbar. Einem jungen Doktor

(„Digitalis“ — „Vier Geschichten“) mißlingt eine Operation; dem Vorstand der Klinik, einem vielbewunderten Hofrat, welcher despotisch die Niederlegung der Praxis verlangt, gehorcht der Unglückselige, an seinem Beruf nunmehr und an seinem Leben gescheitert; er nimmt Digitalis zu sich; verschweigt der Familie und allen das unerhörte, in seinem Herzen begrabene Geheimnis, und schickt sich zum Selbstmartyrium an, mit einer Kraft im Dulden undAusharren, deren er „im Handeln niemals fähig gewesen wäre“, und stirbt. Ein Martyrium anderer Art erduldet, freiwillig und klaglos, der stille, grundgute, schlichtgetreue, arme Gregor Gazda („Das Ungeborene“). Er läßt seine innig geliebte, der unfruchtbaren Ehe überdrüssigen Frau zu einem Nachbarn ziehen, der ihr wirklich das ersehnte Kind schenkt. Nachdem alles für sie aufgegeben, stiehlt sich der Unglückliche aus ihrem Leben weg, „als kein Raum für ihn darinnen war“.

* * *

Das tiefe Ergründen der Bauernseele schien Davids Lebensaufgabe. Droht die Kunst zu verzärteln, so greife man zu diesen knorrigen, schweigsamen, jähzornigen Wesen. David hatte lange, sein Leben lang, an seinen Jugenderinnerungen zu zehren. Er hatte das Beispiel Anzengrubers vor sich, welcher die bäuerliche, innere Gestalt, den ehernen Willen, die finstere Entschlossenheit meisterhaft dargestellt, und im harten Tun zu türmen schien. Ein erstes Werk „Das Höferecht“ versetzt uns bereits in die wilde Welt hart lebender, sich trotzig bekämpfender Ackerbewohner, und erinnert zugleich an Anzengrubers Roman „Sternsteinhof“. Es braust bereits von „wilden Wettern . . ., die stark ein wildes Herz erfaßt“ (Zueignung der „Wiedergeborenen“). Eine schmale Straße wird durchwandert, eng zwischen gähnenden Abgründen. Es liegt etwas urwüchsig Kraftvolles in einer Bauernseele; die Bildung, welche die Gefühle überfeinert läßt sie unberührt. Alles entladet sich, in Gewitterstunden,

mit elementarer Gewalt. Die Instinkte walten. Das Tierische im Menschen, was die Caliban und die Galomir so sehr auszeichnet, nimmt die Oberhand. Tierisch geberdet sich der starke Christian („Hagars Sohn"). „Wölfe eher als Wolfshunde" hört man schelten. In Zeiten höchster moralischer Verwirrung und Haltlosigkeit, gesellen sich die Hirschvogel, der Halbbruder zur Halbschwester, ohne Bedenken, gleich Tieren des Waldes, zu einander; und es gehört die ganze bildende und formende Phantasiekraft des Dichters dazu, dieses verstörte Leben, wo jede Anmut, jede Milde gebannt, wo die zarte, keusche Liebe in ein gestrüppig-garstiges Gewächs zu verwildern droht, künstlerisch zu veranschaulichen, Lichtstrahlen in diese Finsternis hineindringen zu lassen.

Scheinbar einfach und einfältig, erweisen sich doch diese harten Söhne einer harten Erde als verwickelte Mechanismen, welche ihren Anteil in den Weltwirren beanspruchen, und in die Weltschicksale mit schwerer, plumper Hand hineingreifen. Im Ersinnen komplizierter Bauernwesen hat David förmlich geschwelgt. Man denke an seinen Cyrill Wallenta („Hanna") vor allem, der mit reichen Naturgaben, stark wie ein Baum, in seiner Heimat herumzigeunerte, was er gelernt hatte besser deutsch sprach als der Dechan, klug war wie der Schwarze, mehr Kniffe wußte als der durchtriebendste Advokat. Die Ruzena Capek („Hanna") geht entschlossen ihre Wege, ganz für sich, und gar nicht für die andern; weiß sich in jeder Lage zu helfen; erträgt alles ungebogenen Sinnes, bis sie sich schließlich, zum äußersten getrieben, mit einem tapferen Messerstich, ihres kläglichen Mannes entledigt, eines Hallunken, voll ausgespitzter Schlechtigkeiten, den man wohl früher aus der Welt geschafft wissen möchte.

Ein plötzliches, ungestümes Entfachen und Entflammen der Leidenschaften vermeidet David sorgfältig. In das Innere seiner ernsten, stillen Menschen setzt er eine langsam sich entwickelnde, still lodernde Glut; läßt über sie Wolken an Wolken sammeln, die Luft immer schwerer, immer schwüler

werden. Der entscheidende Schlag verfehlt seine volle, überwältigende Wirkung nie. Aus den scharf, oft zu scharf kontrastierenden Charakteren, fließt Unheil, Uneinigkeit und Streit im Überfluß. Und während die Liebe ihre mächtig erhellende Fackel in die Welt des Leidens schwingt, nagen Groll und Haß ihr aufbauendes Werk an. Auf der Höhe ihrer scharf durchfurchten Felder werfen noch die von grimmiger, vernichtender Feindschaft beseelten Bauern Gottfried Kellers, deren Kinder das Schicksal Romeos und Julias auf ihrem Lande erneuern sollten, finstere, drohende Blicke auf die Davidschen Fluren. Glaubensbekenntnisse, die mit Gottes- und Menschenzorn verfochten werden, bedingen den tragischen Ausgang mancher Novellen.

Durch die uralte Sitte der Majorate, die den Bauern gestattet, ihren Hof unzertrennt zu erhalten, und adelig frei auf ihrem Grunde zu sitzen, wird der Haß der zwei feindlichen Brüder im „Höferecht" beständig genährt. Die ungleiche Begabung vertieft den Zwiespalt. Dem einen ist sein Hof seine Welt; dem anderen lockt der Lebensstrom der Weltstadt, lockt die Bildung. Ein Mädchen tritt dazwischen, kalt, verschlossen, berechnend. Ein Stachel der Eifersucht ist immer rege. Der begabte Student muß verbummeln, verlottern. Das Mutterherz schlägt für den Begabten; versucht aussöhnend zu wirken. Umsonst. Der Heimgekehrte erschlägt nach einem bösen Streit den älteren Bruder. Es mußte in dem Unglückseligen der Fluch Kains erklingen. Wiederum zwei kontrastierende Brüder in einer kleinen Novelle der „Probleme" („Die Schwachen"), welche ihre Grundmotive der früheren entlehnt. Wieder ein erbitterter Kampf des Gebildeten mit dem Ungebildeten, ein Streit um den Besitz eines von beiden Brüdern gleich geliebten Mädchens. Und wieder eine Mutter, welche jämmerlich empfinden muß, zwischen zwei Kinder gestellt zu sein, „immer unein, immer gleich zwei wilden Füllen gewaltsam an getrennten Strängen zerren, immer den Mittler spielen zu müssen, wo es keine

Vermittlung gibt". Grundverschieden im Charakter ist ebenfalls das Bauernpaar im „Blut"; die beiden Brüder leben jedoch ohne Kampf, im scheinbaren Frieden; der ältere, dem der väterliche Hof zukommt, grenzenlos gutmütig, sieht bewundernd auf den jüngeren, einen verlotterten Gesellen, der das Böse sinnreich schafft, und von dem er sich klaglos ins Elend stürzen läßt. Zwei Schwestern von entgegengesetzter Naturanlage ersinnt der Dichter wiederum in zwei Dramen, „Ein Regentag", und „Neigung". Der flatterhaften, rücksichtslosen, übrigens nur rasch und flüchtig skizzierten Grete, steht die ergebene, pflichtgetreue Lehrerin Poldi, welche nach einem grausam zerstörten Glück ein bescheidenes neues Leben, mit dem Herzensruf: „Am Ende zum Freuen ist man ja nicht auf der Welt", verkündet, gegenüber; dem fröhlichen, sorgenfreien Weltkind Kitty, die Schwester Lizzi, welche, um ernster zu werden, nur die Nekrologe in den Lehrerzeitungen lesen will.

Anfänglich zogen die historischen Gegenstände mächtig. Das Beispiel C. F. Meyers wirkte zündend. Dem Schweizer Dichter sind Motive und Formen aus seinen unübertrefflichen, ins Erz gegossenen Erzählungen entnommen worden. In der italienischen Renaissance suchte auch David eine Zeitlang seine vollblütigen Menschen. Der geschichtliche Hintergrund schwand aber nach und nach, und nur einen Schein ihres Glanzes warfen die Großen der weiten Erde auf die Alltagsgeschichte der Ruhm- und Namenlosen, worauf der Dichter die allerhellsten Strahlen seiner Kunst zu streuen gedachte. Vergangene, aus der Erinnerung des Volkes noch nicht entschwundene Zeiten, die wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges leben in den Novellen „Frühschein" wieder; und nicht der Krieg selbst zieht verwüstend und vernichtend dahin; seine Folgen allein werden veranschaulicht, die Wirrsal, die Verblendung, die moralische Unhaltbarkeit, nachdem die Kriegsschaaren sich verlaufen hatten. „Neben der Verstörung bemühte ich mich", sagt der Dichter, „die Wiederaufrichtung

zu zeigen.“ Ein besseres, geordneteres, gesicherteres Dasein sollte vordämmern. Tatsächlich ist in diesen Erzählungen des Frühscheins zu wenig und der Verstörung zu viel.

Wie bei C. F. Meyer und — in ganz anderer Sphäre — bei Anzengruber, spielen auch in Davids Schaffen religiöse Konflikte eine große Rolle. Die Glaubensfehden im Reformationszeitalter erwachen zu neuem Leben. Wiederum ziehen die Auserwählten Gottes ihr alleinseligmachendes Evangelium den Völkern predigend. Die Kirche gewinnt ihren Messias, ihre Propheten zurück. Und Gott verbirgt sein mildes Angesicht, um zornentflammt mit gehobenem Schwerte den Abtrünnigen Strafe und Verderben zu verkündigen. Über leere, verödete Fluren wandern Scharen kampflustiger Hussiten. Und wirklich braust Verderben vor ihnen, und hinter ihnen schweigt die Einsamkeit.

Die Heimat Davids sah diese vorüberziehenden Scharen. Lange hielten hier die Glaubenskämpfe nach. Auf die wilden Züge der Kirchenreiniger deuten Hügel in diesem und jenem Flecken Mährens; der Bauernhügel bei Gmunden erzählte David von hartem Ringen und tragischem Sterben um den reinen Glauben, in verflossenen, stürmischen Zeiten. Die dichterische Phantasie erneut, belebt nnd beseelt diese Kämpfe. Der Bauernhof des Sieverroither in „Hagars Sohn“ entleert sich, wenn die Gottesstimme ruft, und sendet seine stämmigen, gut evangelischen Bauern in den Kampf um den bedrohten Glauben. Durch den entschlossenen Mut eines Predikanten wird die Bekehrung eines Stadtrichters („Der neue Glaube“ — „Die Wiedergeborenen“ —) bewirkt, das Glück einer blühenden Familie zerstört. Die höhere Schickung verlangt das Opfer der teuersten Güter. Das Herz verhärtet, die Gefühle ersticken, das Auge sieht nur Gott und seine Strenge. Religiöser Wahn und Aberglauben treiben die arme Brigitta, als büßendes Kind, aus ihrem armen Dorf („Ruth“ — Die Wiedergeborenen“ —) fort. Religiöser Fanatismus greift vernichtend wiederum in das Familienglück,

im „Frühschein“. In einer Novelle der „Probleme“ („Der Letzte“) drängen sich die Erinnerungen an die grimmigen hussitischen Stürme, die sich zäh im Volke bewahrten. Der allmähliche Untergang eines Klosters wird geschildert, und mit ihm das kummervolle Ende des letzten alten Priors, der seinen einzigen, der Welt nunmehr verfallenen Gefährten, mit seinem Segen dahinziehen läßt, um entschlossen „den Becher bis zur Neige zu leeren, der ihm verhängt und kredenzt war.“

Der quälenden Gewissensprobleme ist der Dichter nie losgeworden. Die Bibel der streng kalvinistischen Erzieher schmückt Gabriele („Blut“) mit ihren Veilchen, ein Symbol ihrer schnell verwelkten Jugend. Papistischer Unfug verletzt das protestantische Gefühl der Schauspielersfrau in „Troika“. Die Feinde der starken, immer noch blühenden Tochter Fortunats verwandeln sich in Hexenrichter, und verdammen die Unglückliche zu schmachvollem Tode. Und wie in Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind“ das Lied der Armen, die ihr stilles Haus verlassen, wehmütig erklingt, ertönt auch in Davids Erzählung „Gold“ („Die Wiedergeborenen“) das Lied der fortziehenden armen Exulanten. Der geheimnisvolle Zauber des Bergsegens in den Tauern, welcher das noch schlafende Gold aus den tiefen Schächten und Klüften schaffen soll, hält den Goldwerkbesitzer allein zurück; unerschütterlich verblendet, opfert er in der wahnsinnigen Erforschung der unerreichbaren Hänge sein Leben. Die Härte ob der verweigerten Einsegnung der Leiche der „stillen Margareth“ („Probleme“) veranlaßt den Geistlichen, den die Arme unglücklich geliebt, sein Priestergewand für immer niederzulegen und sich selbst zu den Abtrünnigen und Unwürdigen zu bekennen.

Es lag in dem Glauben des ernsten Dichters ein mystischer idealistischer Zug, eine mit dem Verrinnen der Jahre zunehmende Würde und Tiefe, welche zur Verklärung des Lebensmartyriums mächtig verhalf. Schwer erkrankt,

entwirft David, in einigen Artikeln der „Nation", das auch von Barzellotti liebevoll gezeichnete Bild Lazzarettis, des Fuhrmanssohns aus Arcidosso, der seinem messianischen Bewußtsein folgend, wie einst der Schweizer Olearius („Der neue Glaube"), Weib und Kinder verläßt, die Anhänger seiner Lehre mit dem größten Opfermut um sich schart, und sein tätiges, menschliches Apostolat mit dem Märtyrertod würdig krönt. Die Gestalt wächst ins Riesenhafte. Über der befragten biographischen Quelle steht der Geist Davids selbst, der offenbar an eine künstlerische Gestaltung des Stoffes dachte.

Und auch ein Stück irdischen Paradieses, nebst dem himmlischen, gönnt David gerne seinen Seelsorgern. Der Eifer um das Reich Gottes ohne jede Rücksicht auf die Ansprüche dieser Welt, sagt er, Anzengrubers Schaffen schildernd, „stiftet schlimmes Unheil". So hat er auch um diese würdigen, geweihten Gestalten die zündende Fackel der Liebe geschwungen. Mit Verwunderung sieht ein Pfarrer, durch trübe Erfahrungen in seinem Glauben bereits schwankend („Die stille Margareth"), wie im evangelischen Gebiete ein Mann im Priestergewand seinem jungen blühenden Weib das Geleit gibt. Verschmähte darum Gott die treue seelische Andacht seines treuen Dieners? Durfte dieser sich beweiben, warum ein anderer nicht? Manchmal freilich drohen die Güter der Erde die höhere Seligkeit zu verdrängen. Der malende Mönch, dem ein Weib, in voller Schönheit, ihre Züge für ein Madonnenbild leiht, unterliegt der Versuchung, und empfindet die um seinen Nacken geschlungenen weichen, süßen Arme („Petre, quo vadis?" — „Die Wiedergeborenen" — mit Wonne. Den allmählichen Verfall seines Klosters begleitet Bruder Berchtold mit seinem eigenen Verfall in die Welt irdischer Liebe; den einen Fuß hält er in geweihter Erde, den anderen bei der mit unwiderstehlicher Gewalt anziehenden Ludmilla, bis er, nach dem vollen Ausbruch der Leidenschaft, die lange still und unter der Asche ge-

glommen, beide auf unheiligen Boden schleppt. Um den strengen und streberischen, im Novellenfragment, „Felicitas Kind“ — vorzüglich gezeichneten Dechant, gewohnt auf dem Wege nur das mitzunehmen, was er im gegebenen Augenblick leicht abgeschüttelt hätte, dachte David gewiß ein Liebesnetz zu spinnen. Der Lebensfaden des Dichters brach, und die schöne Erzählung, welche mit einem wunderbaren, der Handlung geschickt eingewobenen Traume ihren spannenden Punkt erreichte, blieb unvollendet. Des heimlich glühenden Liebesfeuers im Herzen der stillen Margareth wird der junge Pfarrer von Klein-Krasna nicht gewahr, und das Mädchen, welches den Priester des Herrn nicht lieben darf, sucht in den Wellen den befreienden Tod. Das Geheimnis löst sich, und, „angesichts des rastlos murmelnden und eintönig harmonischen Klagens der Wogen“, muß auch Pater Felician erfahren, was es heißt, von einem Weibe recht und stark geliebt worden zu sein.

* * *

Denn Liebe ist's, was die geheimsten Triebfedern der Welt im uferlosen Meere der Zeit bewegt. Es entzieht sich keiner ihrem Zauber, ihrer Kraft. Nichts vermögen über sie die himmlischen Mächte. Und Menschenschicksale sind Schicksale der Liebe. Dem liebesspendenden, ewig anziehenden, ewig Weiblichen hängt der Dichter mit ganzer, mit zitternder Seele an. Im Ersinnen lebendiger Frauengestalten liegt die Kraft, der höchste Reiz seiner schaffenden Kunst. „Nun kann sich doch wohl nur der in der Natur des Weibes und in sein innerlichstes Denken ganz vertiefen, ja, wie wohl notwendig, verlieren, der ein Verwandtes in sich weiß und hegt. So wertvolles Material ihm die Beobachtung und die Außenwelt zu reichen und darzubieten mögen — die Fähigkeit muß doch in ihm selber stecken“ („Vom Schaffen“). Aus dem unerschöpflichen inneren Born fließt die gotterleuchtete Kenntnis der Seele des Weibes. Und eine Kraft

des süßen Ersinnens, einen Reichtum von immer neuen und immer wahren Gestalten, eine Feinheit des Individualisierens hat der innig fühlende Dichter zu jeder Zeit erwiesen, wie wir sie nur in den Allerbegabtesten kennen und bewundern.

Ist das Ergründen der Seele Hauptaufgabe der Kunst, so ist für die Darstellung stark sinnlicher Triebe wenig Lust und wenig Raum. Eine Kathinka („Sonnen-Aufgang“ — „Probleme“ —), welche mit ihrer ganz merkwürdigen Kraft den betrogenen Geliebten ins Gesicht schlägt, ihn dann, wie einst die Barbara den armen Spielmann, mit ganz anderen Gefühlen aber, wo sie ihn geschlagen, küßt, und die verführerische Bestellung um die zwölfte Stunde folgen läßt, ist ein gar seltenes Wesen. Noch seltener ein Weib wie das Moidele („Vier Geschichten“), welches gar so gerne den alten Reichen und den jungen Vetter in einen einzigen Mann zusammengeschweißt hätte, sie gar beide nehmen möchte, und beide, allem Anscheine nach, durch ein Wunder des heiligen Liberius erhält. Das Leben verbannt, das Unglück verjagt, die böse Welt verdirbt das kindlich Naive und Instinktive, die natürliche Anmut, die frische, heitere Lebendigkeit, die Jugend überhaupt. Einmal behagt es dem Dichter, aus dem wogenden und wonnigen Meer der Wiener Frauen, „die immer mehr taugen als die Männer“, ein köstlich instinktives Kind, voller Grazie, von rascher, fröhlicher Art herauszugreifen, und er zeichnet mit Meisterhand die Gestalt der Kitty, ein Sonnenkind mit leichtem Blut, ein, „nervös, sich in sich selbst abzappelndes Weltkind, dessen Schwingen gerade stark genug sind, um es nur eben nicht in dem Sumpfe versinken zu lassen, über dem es flattert, nicht mehr kräftig genug, um's in reinere Höhen zu heben.“

Sonst mußte die innere Wärme gar bald der um alle seine frühreifen Kinder wehenden, vergletscherten Luft weichen. Noch so jung alle und so erfahren im Leiden! Blühende Schönheit ist ihnen ein unnützer, leicht entbehrlicher Schmuck. Alles deutet nach ungenossener Jugend, nach zurückgehaltenen

Empfindungen. Sie müssen früh denken, früh grübeln, früh sich der feindlichen Welt und ihrem Geschick anpassen. Sie sind tüchtig, sie sind zäh; entrisse sie nicht der Sturm in wirbelnder Stunde, würden sie lange in ihrer stillen Verlassenheit wohltätig wirken. In welcher herben Schule mußte die kleine Resi, die Bedienerin des herz- und rücksichtslosen Zimmerherrn („Am Wege sterben"), aufwachsen; wie bitter ließ ihr die strenge, harte Mutter jede Ungunst des Schicksals mitfühlen! Und wenn die Mutter stirbt, bleibt sie allein, mit ihrem mit eitel Leiden erfülltem Herzen, und einem tiefen, immer wachsenden Ekel vor allem Gemeinen. In der Flucht vor ihrem ekligen Herrn, der zudringlich wird, stirbt sie, erfroren, „am Wege", auf der Schmelz. Im schlammigen Wasser, worin Vater, Mutter, der Bruder, die Schwester versinken, hält sich das Linnerl („Übergang") durch eigene Kraft unverdorben empor. Es lebt mit der großen Begierde nach Wissen ein starker Verstand in ihr, und Worte fließen aus ihrem Munde, „so voll verständiger Einsicht in jedes Verhältniß und voll einer unendlichen ahnenden Klugheit, daß es war, als wölbe sich ein eigener höherer Himmel über diesem Kinde". Nie verzagt bei mangelnder Sonne und mangelndem Glück. Hat sie einmal, notgedrängt, dem Geliebten den Laufpaß gegeben, so dürfte sie nicht verlegen sein, zur rechten Stunde, den geeigneten Mann zu wählen, der ihr Glück und Segen bringen soll. Eine mit aller Gewalt unbarmherzig zurückgehaltene Leidenschaftlichkeit, welche dann bei durchbrochenen Dämmen sich im reißenden Strom ergießt, bedingt das Schicksal der Gabriele im „Blut". Nach dem ersten Fehltritt verläßt sie das Haus, wo sie lange litt und darbte; nimmt den Kampf des Lebens auf ihrer schweigenden Straße allein auf, um dann, nach einer in einem Zirkus zugebrachten Zeit, jung noch und noch lebensfreudig, im Lenzesbrausen, bei einer Hochflut, elend zugrunde zu gehen. Unheimlich schweigsam und verschlossen, außerstande dem Innenleben eine Ablenkung bieten zu können,

von ewiger Not bedrängt, ohne Freude, lebhaft sinnlich von Natur, verbringt die erste tödlich einsame Jugend, im Hause der jüdischen Eltern, jenes Mädchen, welches als Dämon zwischen den streitenden Brüdern, im „Höferecht", auftritt. Das mit allen Bitterkeiten vollgesogene und vergiftete Herz war einer rechten Liebe nicht mehr fähig. Es besaß Fanny „jenes große Geheimniß innerlich kalter Frauen, sich nie ganz hinzugeben und immer ein stilles Glück ahnen zu lassen, höher, als sie es je gewährt hätte". Der hoffnungsvolle, begabte Jüngling, der sie gewinnen will, muß mit gebrochenen Kräften ins Verderben stürzen.

Stärke des Wesens ist oft durch die Härte und Strenge der auf sich geladenen Lebenspflicht bedingt. Man gehorcht der kategorischen feierlichen Stimme des Müssen. „Alles auf der Welt ist ernst", nichts geschieht auf ihr, „was nicht geschehen muß", sagt die schwer ihren vielen Pflichten lebende Großmutter, zu ihrem Herzerl Olga, im „Regentag". In der so strengen, so starren Frau Salome kocht ein leidenschaftliches Herz. Die hämmernden Gefühle werden peinlich, mit herber Zucht, zurückgedrängt. Dressieren muß Frau Salome das ihr anvertraute Pflegekind; sie muß Gabriele zum ordentlichen gesetzten Leben gewöhnen, muß ihr das Stillesitzen zeigen, muß das heiß und voll rinnende ererbte Blut zum erstarren bringen, und jede Sehnsucht, jede keimende Freude, jede Blüte des Lebens abbrechen. Eine stahlartige Schöne, die Tochter Fortunats, kämpft, mit bewunderungswürdiger Zähigkeit, mit einer fast übermenschlichen Kraft, für sich allein, in einer Zeit wild anstürmender Leidenschaften, den erbittertsten Lebenskampf aus. Sie versteht jedes Gefühl zu zergliedern, bewahrt ihre Ruhe im heftigsten Sturm, findet Worte wie wuchtige Schläge. Freilich liebt sie in Dante zu lesen, und den Geist des Gewaltigen auf sich wirken zu lassen. So, das Schicksal der Francesca da Rimini in der Seele tragend, schreitet sie unerschrocken, in den Tod. Männliche Tugenden, das energische,

tatkräftige Handeln in drohender Gefahr, Seelenfestigkeit in den höchsten Drangsalen, besitzen diese vielerprobten Frauen im reichen Maße. Für das Richteramt würden sie vorzüglich taugen. Und wirklich, am Sarge des erschlagenen Sohnes, stolz und aufrecht in ihrem unendlichen Herzeleid, hält Frau Marianne, im „Höferecht“, dem zweiten Sohn, der die Mordtat begangen, Gericht, und gebietet Entsündigung. Wirklich richtet sich am Sarge des toten Vaters die letzte Malaspina richtend empor, um dem Oheim, der sie freit, die ihm gebührende Vergeltung zu verkündigen, Vergeltung für jede Furche, die seine Hand in die Stirn des Toten eingrub, für jeden Bettelgang, den sie gehen mußte. Und als Richterin, immer strenger, immer drohender, immer furchtbarer, im Andrang der Gefühle, hält Frau Kathi Mayer, im „Übergang“, mit dem vor ihr liegenden toten Sohn Abrechnung.

Mit der Würde und Entschlossenheit der römischen Lucretia verteidigt Christinka, im „Frühschein“ („Der Bettelvogt“), ihre bedrohte Ehre. Und legt man sie in Ketten, bedroht man sie mit dem Tode und dem Galgen, will man ihr eine Bitte abzwingen, so kommt sie nie außer Fassung; läßt sich durch nichts bewegen anderes zu sprechen als die Wahrheit, wie sie gewohnt. Den Elenden, der ihr mit böser Absicht nahte, hätte sie gründlich treffen und gar umbringen wollen; nun sehne sie sich nach der letzten Befreiung, nach dem Tode. Woher kommt ihnen diese Ruhe, diese Stärke? Woher auch die plötzlich erleuchtende Weisheit? Woher dieses geheimnisvoll Gewinnende und Bezwingende? Wohl gleicht Brigitta („Die Wiedergeborenen“), die vertriebene arme Magd, welche die alleinige Buße für alle tragen muß, in ihrer inneren Hilflosigkeit, einem Kinde; es gelingt ihr doch, der Heimatlosen, still erduldend und Liebe streuend, die bedrohte Heimat zu retten. „Du bist so stark“, „Wie stark du nur bist“, das müssen Männer zu diesen wundersamen Kindern verwundert sagen.

Das sagt auch Eckardt der treue, gewohnt „nur Gesetze, und ewige Wahrheit“ zu sprechen, zu Hilde, dem lang im Walde gehüteten Kinde, das nun plötzlich Königin wird, und stolz und herrisch die Krone auf die Stirne drückt. Wie dem Zauber und der Macht der Witwe Prokupeks („Probleme“) widerstehen? Sie empfängt den Bettelbruder barsch und unwirsch; schilt den Pfaffen, den Kahlkopf. In ihren mächtigen Augen aber leuchtet es witternd; sie zwingt den Mönch zum Doppelleben; fesselt ihn immer mehr und mehr an sich; droht sie ihn hinauszuwerfen, die Hunde auf ihn zu hetzen, denn sich Pfaffenliebchen heißen lassen dulde sie nicht; kommen soll er nur, nach abgetanem Gelübde, ordentlich zu freien; ein Mann soll er sein. In den Adern der Müllerstochter zu Wranowitz („Troika“) rollt, ungestüm, eine Überfülle des Blutes. Verlegen ist die kräftige, lebensfrohe Hanka nie; steuert sie nach einem Ziel, so kann sie, darf sie es nicht verfehlen. Der Hynek, der Grübler, welcher die einfachsten Sachen von der Welt so argwöhnisch bestaunt, muß froh sein, sie einmal zu kriegen, wie er sie kriegt. Indessen spinnt sie um den jungen, siechenden Schloßherrn, den sie mit ihrem sonnigen Gemüte erwärmt, Faden für Faden, ein gar liebliches Liebesnetz, „mit mannigfachen Verknotungen, aber so sacht, das es nicht drückt“. Sie macht eben ihr Übergangerl durch, und den Sterbenden weiß sie auch gar schön zu trösten: „Ist der junge Herr krank, so bin ich desto gesünder und ich glaube, mein Kind ist es am Ende doch auch“.

Nur die stille Margaret, die immer für sich und immer allein lebt, verzehrt nutzlos die innere, mächtige Liebesglut. Das Geheimnis, daß sie hütet, und das ihre arme Brust schier zersprengen will, die Liebe zum jungen Priester, vermag sie, in ihren ungeschickten Deutungen, mit der Beteuerung, daß sie doch alles, alles könne, nehme sie nur der Priester in den Dienst, nicht zu offenbaren. Denn, man ahnt nicht, was in ihr lodert; man versteht sie nicht. Und

so erleidet sie die allerhöchsten Qualen; und schweigend stirbt sie. Man zieht sie tot aus der reißenden Betschwa heraus, wo die stille Ruhelose ihre Ruhe gefunden. So zeigte das arme Wesen, wie Liebe stärker als der Tod sei, und wie über die Liebe nicht die Pforten des Grabes, noch die der Hölle etwas vermöchten. Den Triumph der allmächtigen Liebe über Gott und Hölle hatte der Schöpfer der sündigen Francesca in seinem „Inferno" besungen. Und Fackeln dieses Triumphes, der auch den Schöpfer der „Sieben Legenden" ergriffen, zündet David am Schlusse seiner italienischen Renaissancenovelle an. Allen Versuchungen hatte die starke Tochter des letzten Malaspina widerstanden, auch die Liebe des jungen Renato Spada, der aus Gram Henker geworden, hatte sie hart abgeschlagen; nun steht sie vor ihrem Tode, und glaubt, in den letzten Stunden ihres ungenossenen Lebens, mit dem Apostelspruch — „Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle" — einen stärkeren, weit stärkeren Ton, den Orgelklang von Terzinen zu hören, und sieht wie sich Francesca und Paolo in heißester Leidenschaft umschlungen hielten. Ein plötzlicher Liebestaumel erfaßt sie. Francesca lebt in ihr wieder. Renato nimmt Paolos Gestalt an. Eine dunkle Sommernacht umhüllt das Paar und verschlingt es. Die Ketten der Gefesselten klirren. „Sie hörten nichts; als gelte es für Ewigkeiten. — Bis zur Neige leerten sie den Taumeltrank." Alsdann wird heller Tag, und die Sünderin ersteigt den Holzstoß, vom Henker begleitet, der den letzten Kuß wagt, und Tod und Ewigkeit mit Renata teilt.

* * *

Den Rausch der alles betäubenden, alles verschlingenden Liebe zu veranschaulichen, ist sonst nicht Sache der Davidschen Kunst. Sie wirkt durch stille Innigkeit. Sie bringt nicht mit verwirrendem Flügelschlag in dumpfe, ge-

witterschwangere Luft. Beklommen und beängstigt findet man sich nur an einzelnen Stellen seines so schwer dämmernden „Frühscheins". Hier, wo viel des Verwirrenden, in wilden, bedrängten Zeiten, erzählt werden mußte, erschien das feine Motivieren oft überflüssig. Die Konflikte sind oft gar hart, an das Unmögliche grenzend, möglich nur in der allgemeinen Verstörung der Sitten und des Lebens. Man freut sich solche Zeiten überwunden zu haben. Wie konnte es dem teuflischen Dienstmädchen Perka, aus wahnsinniger Liebe zu ihrem Herrn gelingen, durch eine erlogene Aussage, so unmenschliches Unheil zu verrichten, die unschuldige Frau des strengen Hexenrichters knapp an die Pforte des schändlichsten Todes zu führen? Man atmet auf, wenn das so unbarmherzig lange zurückgehaltene Lösungswort fällt, wenn uns die Flucht des Richters mit der befreiten, geretteten Frau auf eilendem Boot erzählt wird. „Sie saßen in's Boot und der Severin legte sich mächtig in die Ruder, und die Strömung empfing sie und riß sie mit sich . . . Ueber der Flut lagen die grauen Nebel. Sie schimmerten silbern in der ersten Frühe, zerteilten sich, stiegen die flachen und bebuschten Ufer hinan, durchwoben die Kronen der Ulmen und Erlen. An schwarzen Wäldern vorüber ging's, an schweigenden und verworrenen Auen mit rätselvoll schimmerndem und zum ersten Wasser hinüber nickendem Rankenwerk, durch das große weiße Blüten leuchtend hindurchdrangen. Der Morgen erglomm . . . Der ahnungsvolle Frühschein wich der vollen Helle. Im Kiele lag die Frau und schlummerte . . . Vorne aber, im Bug stand der Richter und starrte in das Gold des Morgens und in das Unbekannte, das ihm, wie uns allen, als das Glück erschien."

Höchst selten hat auch David dem geheimnisvoll Spuckhaften der romantischen Mitternachtsschauder gehuldigt, und nur der Herrin auf Schloß Ripan wird, für begangene Sünde, durch die bedrohte zauberhafte, einem unheimlichen Gesellen aus dem fernen Norden abgezwungene Herbeiführung des Schattens des toten Gatten Vergeltung zu teil. („Das

Totenlied" — „Frühschein"). Immerhin ist auch bei David ein Zug zu Mysterien, eine Empfindung „als stecke in jedem Menschen ein Rätsel" (Autobiogr. Skizze — im „Lit. Echo", IV.) erkennbar. Und es ist bezeichnend, daß der mährische Dichter von der souveränen Kunst C. F. Meyers die ahnungsvolle Vordeutung des Naturereignisses in der Darstellung der Menschenschicksale, vor allem, mit einer oft wunderlichen Beharrlichkeit beibehielt. Warnende Stimmen der teilnahmsvollen Natur sind allenthalben zu vernehmen. Klagen der Wogen, stürmisches Ziehen der Winde, mit schwerem Wehen, beängstigendes Sinken der Nebel, Gewitterleuchten in schwüler Luft, ächzendes Knistern dürrer Äste, ein Rieseln erstorbener Nadeln im Walde, nächtliches Grauen sind Vorboten oder Begleiter düsterer und tragischer Vorfälle. Dieses Horchen auf geheimnisvolle Laute der so beseelten Natur wird beim Dichter und Künstler zur Gewohnheit, zum Bedürfnis. Der Einsame strebt nach Mitteilung; entlockt dem tiefen Schweigen Worte, sein eigenes Herzeleid mildernd und bannend. Die Wiederholung aber gleicher geheimer Stimmen im Kunstwerk war unvermeidlich, und mußte oft störend wirken.

Gustav begleitet die Geliebte, die ihm immer mehr und mehr entrinnt („Höferecht"), zum Kaffee der akademischen Legion, wo ihm Verderben droht, an einem „Dezember-Nachmittag, die nichts als ein endloses Grauen sind. Der Nebel lagerte, odembeklemmender Feuchtigkeit voll". Man bringt den erschlagenen Sohn zur Mutter. Die Nacht bricht an, „so unruhevoll .... und so voll geheimer Stimmen! Die Linde klopfte gespenstisch an das Fenster und unhörbaren Fluges schwebte eine Eule heran ... Ein geheimnisvolles Raunen ging durch das Thal, ein Wispern durch den Hof". In bedrückender Stunde erstickt Ruzena den tierischen Mann („Hanna"); „es war so schwül, daß selbst das rastlose und eintönige Piepen der Küchlein verstummt war". Wie Gabriele („Blut") der ersten verhängnisvollen Ver-

suchung folgt, da zog manchmal, „einem schweren Athemzuge gleich, ein kurzes Windeswehen, dann rauschte es in den Baumwipfeln, und ein gebrochener und hangender Ast schlug gespenstig laut wider seinen Stamm". „An einem stillen Spätsommertage, an den die Blätter so leise und sacht durch die unbewegte Luft herniederfielen, als sehnten sie sich, alles Grünens und Blühens müde, nach der endlichen Winterruhe", führt Ästuarius („Der neue Glaube") das Weib seines Herzens heim, das Weib, das er verlassen muß, um der neuen rufenden Stimme Gottes zu folgen. Und er zieht dann reitend durch das Böhmerland in seine Heimat zurück, „an einem grauen Tage ..... ein; leises, trauriges Windeswehen ging, die Nebel rieselten, ängstliche Sperlinge piepten kläglich ..., und kalte Bäume ... streckten ihr laubloses Gezweige wie um Licht flehend zum Himmel". Der Frau des Hexenrichters („Frühschein") droht der Tod am Schandpfahl. „Der Mond stand voll und hoch am Himmel, aber er kämpfte mit den gewölkten Nebelschwaden, und ein Hof, der teure Zeit und großes Sterben kündigen soll, umgürtete ihn färbig". Die befreiende Erklärung der Dienstmagd steht bevor. „Ein Gewitter mußt' in der Ferne niedergegangen sein, denn eine weiche Kühle atmete durch die Straßen und aus einer grauen, rot vom Niedergange der Sonne durchflammten Wolkenbank zuckten häufige Blitze in das Blau und niederwärts". Pater Felician gelangt am Fluß, wo die stille Margaret den Tod aus Liebesgram gefunden. „Der Wind strich vernehmlich über die brachen Felder und rumorte kläglich in den Weiden am Flußufer, deren schlanke und kahle Ruthen manchmal knackend aneinander schlugen ... Er mußte auf die schnellen, schwatzenden, geisterhaft schimmernden Wellchen blicken". Der Einsegnung der Leiche der Unglückseligen folgte ein kurzes, stilles Gebet, „in das die Baumeswipfel sangen und melodisch brausten". Unheimliches Windesraunen begleitet die bangen Gewissensstimmen Ludmillas, in der Stunde, wo sie den ihr

so ergebenen Mann für einen anderen verläßt („Das Ungeborene“). An einem frostigen Herbstabend war's, „wo der Nebel huscht und es wie Gespenster in die Fenster sieht; und der Wind kauert sich manchmal in sich und springt wieder auf; und die Pappeln an der Straße ächzen und jammern“. Früher bereits mußte die seltsame Tat der Frau und die Vereinsamung des armen Mannes vorgedeutet werden. „Es ist dunkel geworden, und ein Rebhuhn ist herumgelaufen, ganz einsam“. Ein unheimliches Klatschen einer Dohle, die mit dämonischer Beharrlichkeit, Unglück verheißend, den Namen des bedrohten Kindes ruft, verkündet das Ende des Cyrill Wallenta („Hanna“).

Sonst entbehrt die feine Kunst der Darstellung seelischer Vorgänge des üppigen landschaftlichen Hintergrundes. Kurze Stimmungsbilder, mit raschen, kräftigen, plastischen Zügen genügen, und ersetzen das vielbewunderte breite und behagliche Schildern der Dorferzähler völlig. Und immer entzückt das überaus zarte Empfinden des Dichters, immer überrascht sein Vermögen überall, auch in der größten Einöde, eine Seele zu wittern, Poesie aus den winzigsten Naturgegenständen und Naturphänomenen hervorzuzaubern. Was das Auge faßt, dringt in die Tiefe des Herzens. Und das Auge gewöhnte sich, von Kindheit an, all das Umliegende, selbst das Erzittern „weißer Anemonen zarte Seelen“ im Wind, liebevoll zu fassen. Es war ihm, wie dem Auge des überaus sorgfältig beobachtenden Malers seiner „Hanna“, kein Stäubchen zu viel und bedeutungslos, und es konnte sich in ein Nichts versenken, sich etwa mit dem „schillernden Häubchen, leuchtend in allen Farben des Regenbogens, das sich auf einem Tümpelchen gebildet“, mit dem „unendlichen Rückglanz des Lichtes auf einem stehenden Wasser, wo man es mit einer Wehr gestaut, und sein Glitzern, wenn es milchig, gischtend niederfloß“, „mit einem Baum, der überstäubt in der grauen Ebene stand, als hätte sein schwarzes Laubwerk Puder überflogen“, mit einem „fernen

Dorf, das sich mit braunen Strohdächern in eine Mulde duckte, wie ein Rebhuhn in seiner Furche kauert" beschäftigen. Alles läuft auf das Intime hinaus. Der Schlichtheit im Menschen entspricht die Schlichtheit der Natur. Kein Reiz des Äußern; jede Blüte liegt in der Seele. Und was anderes ist Naturgefühl oder Naturbeseelung als die Übertragung unserer Welt des Innern in die scheinbar leblose, stille uns umgebende Welt! Im Erzittern der grauen Blume sind Schwingungen des Dichterherzens wahrnehmbar. In dem rinnenden Nebel fließen oft die schönsten Dichterträume zusammen. „Die Nebelstimmungen, die alles so verzerren und anschwellen lassen, hab' ich gern gehabt", sagt einmal der Maler in „Hanna". Und so ein Pförtchen ins Grüne, das einen einsamen stillen Steig über Wiesen, wo fremde Blumen ihre Kelche auftun, und durch Wälder erschließt, wie das in einem späteren Gedicht („Waldsteig") besungene, kann der Träumende, selbst in grauen, drückenden Stunden, leise auftun, und die Sehnsucht stillen, einen längst verglommenen Lichtstrahl der Jugend noch zum Glimmen bringen. Den Lebenssaft der freien Natur durfte der Dichter schlürfen, und all die in Waldesstille ruhenden Geister befragen, und geheime Wunder vernehmen. Denn der Wald, belehrt der Maler seiner „Hanna" wiederum, „hat seine tausend Stimmen. Und eine jede lernst du verstehen. Es ist eine jede anders, und du hast nichts zu tun, nur darauf zu achten, was sie dir immer sagen wollen. Denn es hat immer Sinn und Bedeutung. Und niemals wiederholt sich ein Laut, wenn du dein Ohr genug schärfen kannst, und selbst der Sturmwind, wenn er sich hineinlegt in den Wald, und die Bäume müssen mitschwingen und wollen nicht, und zittern vor Zorn, selbst der hat immer einen anderen Ton und eine neue Weise."

Diese seine intimen Menschen- und Naturbilder mußte David mit aller Knappheit und Schärfe entwerfen. Er gönnt sich kein behagliches Ausmalen. Er erinnert an die

erzählende und gestaltende Kunst Heinrichs von Kleist. Er kondensiert bis ins Unglaubliche. Sein Ausdruck hat oft eine lapidarische Gedrungenheit. Nur dürfte die Gedankenarbeit des Grüblers nicht, wie am Schlusse einiger seiner besten Erzählungen zumal geschieht, die Kraft des Gestaltens lähmen und schwächen. Man staune, wie David, in ein paar Zügen, rasch und genau, mit der Gewandheit des Plastikers, tiefnagende Konflikte, plötzlichen Wechsel von Gefühlen, lebendige Landschaftsstimmungen veranschaulicht. Die zwei letzten Brüder des hinfälligen Klosters, der alte, dem gänzliche Vereinsamung droht, der junge, den irdische Liebe lockt, sitzen beisammen. „Sonst schwiegen die Beiden fast immer; der vom Jammer Aller müde, der von der Kümmernis des eigenen Herzens". Daß die Tochter Hanka mit dem jungen Schloßherrn angebandelt hatte, war für den geizigen Müller dereinst glückverheißend. „Da hatte er sich im Kämmerlein die Hände gerieben und seinen Hut schief gerückt, wie einer, der sich die Welt kaufen will. Der Hut kam wieder, wohin er sich gehörte". Im Nebel verhüllt, Trauer verkündigend, zeigt sich die große Stadt, worin sich die am Wege Sterbenden einnisten, unmittelbar am Anfang des Romans: „Eine trübe und neblige Dämmerung war über Wien eingebrochen. Schwer und plötzlich, wie ein müder Vogel ins Nest sinkt und es mit seinen Flügeln ganz beschattet".

Wie sein Schauspieler Pozniánsky („Troika") liebt David die scharfen Umrisse; wie dieser hatte er sie auch immer „mit einer unglaublichen Schärfe des Auges studiert". Er trägt lange und lange seine Gestalten und Stoffe in sich, und greift ungern und träge zur Feder, die sein Schaffen fesseln soll. Gelang es den Freunden diese oder jene noch ungeschriebene Geschichte sich vorerzählen zu lassen, so wirkte der unmittelbare erste Erguß der erfüllten Dichterseele überwältigend. So wurde im Freundeskreis am Achensee die in allen Einzelheiten, nach einem Ausflug in der Rauris,

bereits durchdachte Erzählung „Gold“ zum Besten gegeben; und sie entzückte. Sie war, sagte man, schöner und vollendeter als die aufs Papier gebrachte in der jetzigen Gestalt allen zugängliche Novelle. Das Prüfen und Zergliedern, die neue Erschaffung der inneren Vision geraten nicht immer zum Vorteil der Kunst. Selbst die übervollkommene Technik ersetzt den ersten raschen Guß der schöpferischen Phantasie nicht. Im Absondern und Scheiden überflüssiger Elemente, im Konzentrieren seiner bildnerischen Gestaltungskraft hat David gewiß des Guten zu viel geleistet. Das vollendete harmonische und abgerundete Bildwerk mußte — in vereinzelten Fällen nur, zum Glück — zu einem kräftigen, eng und fest zusammenhängenden Gerüste zusammenschrumpfen.

Im Schildern und Beschreiben ungemein sparsam, hat David gern Handlungen und Charaktere aus den dramatisch bewegten Gesprächen seiner Novellen hervorgehen lassen. Er hat Lieblingsbilder und Lieblingsmotive, die er gern wiederholt. Er erzählt gar oft von sinkendem Reichtum und geschwundener Größe in drückender Not, von einem langsam fortschreitenden Verfall, dem zu entrinnen nicht in menschlicher Macht steht. „Ein Motiv, lebendig erfaßt und im Tiefsten ergriffen, kann durch ein ganzes Leben schreiten, zu immer erneuter Betrachtung und Gestaltung zwingen“ („Vom Schaffen). Diese häufige Rückkehr gleichgearteter Motive entschuldigt David in Ibsens Schaffen, wohl mit einem Nebengedanken an sich selbst. Sie ist „durchaus kein Zeichen von Armuth, eher eines inneren Reichtums und eines rastlosen und rechtschaffenen Suchens, das nicht ermattet, ehe es nicht nach bestem Können und Verstehen mit einer wichtigen Materie zu Ende geraten ist“.

* * *

Den inneren Reichtum des Dichters zeigen seine größeren Wiener Romane wohl am besten. Scheinbar ohne eigentliche Einheit, ein Aneinanderreihen bunter

Bilder, laufen doch die fein gesponnenen Fäden der Handlung im Wiener Lebensbild „Am Wege sterben“ (im „Blut“, 6. Kap., sagte der Dichter von Gabriele bereits: „Sie aber dachte nicht ... der Junge ... könne von denen sein, die am Wege sterben“) nach einem einzigen Knotenpunkt zusammen, woraus das hellste Licht auf das Kunstwerk strömt. Und eins, ein gar so trauriges, ist das Schicksal, das alle diese von der Provinz in die Stadt hergelockten, verlorenen Söhne ereilt. Eine Alltagstragödie, und doch unsagbar rührend und erschütternd, wie sie uns der feinfühlende Dichter entrollt! Auf stürmischem Meere wogt das Schifflein dieser armen Studenten, und das Steuer und das Ziel brechen am Wege. Die Natur verlieh den Unglücklichen reiche Gaben, die nützlichste aber nicht, aus der bestehenden Welt und aus ihrem Wissen jene Vorteile zu ziehen, die für ihr Gedeihen unbedingt notwendig erscheinen. Sie sind weichmütig. Sie gehorchen ihrem Naturell; blind, unbesorgt um die drohende Gefahr, um das Glück und die Macht der Stärkeren, die sie übermannen. In dem immer steigenden, nicht hinwegzutrinkenden Jammer, gehen sie, mit abgezährten Kräften, mit oder ohne Titel und Amt, zu Grunde. Man mag sie für toll halten; gute und edle Wesen sind sie zumeist; verkannt, in einer närrisch sich geberdenden Welt, die sie peinigt und martert, wie man den armen, toll geglaubten Hund peinigt, dessen klägliche Lapidation der sterbende Förster erzählt. „Und wie es gar war mit ihm, da bin ich hin, und er hat noch einmal die Augen aufgeschlagen und das seh' ich jetzt immer. Mein Wort ... Es waren gute Augen, und ich kann dir's schwören wie in meiner letzten Stunde — der Hund war nicht toll“.

Verschieden veranlagt, mit eigenen Erfahrungen und Anschauungen, wandern sie doch die Studien- und Unglücksgenossen, ein jeder für sich, den gleichen Weg des Leidens, und halten zusammen, trösten sich, betäuben sich gegenseitig, und verbummeln in der Not. Eine parasitische Pflanze

wächst unter ihnen, die sie ohne sonderlichen Ekel gedeihen lassen, und droht sie auch feste Wurzeln zu fassen, sehnt sie sich auch nach den hohen, stolzen Wipfeln, so wird ihr, rechtzeitig genug, der Lebenssaft entzogen. Dem Streber und Hartherzigen wird, trotz seines halben Gelingens, ein ebenso gründliches Martyrium als den besten seiner Genossen zuteil. Er geht „mit einer unsäglichen Vorsicht ... seines Weges ... Nur sachte! Nur keinen Schritt, keinen dreisten Griff vor dem unentrinnlich Klammernden". Mit heimlicher Kunst und Mühe zimmert er durch Jahre das Gebäude seiner Zukunft, welches dann auf einmal vernichtend einstürzt. Nach der Hofratstochter, die er halb gewonnen, läuft ihm auch die kleine Resi, das arme, wehrlose Geschöpf, davon. Mit ungemeiner Sorgfalt sind die Charaktere der übrigen Studenten, bis in die feinste Nuancierung, gezeichnet; und alle tragen Züge des Dichters selbst, alle schleppen jenes Kreuz, das der Dichter so lange geschleppt. Ein armer Webersohn mit reichem Wissen und hohem sittlichen Ernst kränkelt und siecht dahin, und läßt sich, den Tod vor Augen, sein Lieblingslied von den Kameraden vorsingen. Der ihn oft beherbergte, und Mildtätigkeit an dem Obdachlosen übte, ist ein leidenschaftlicher Ausschwärmer; zieht von Kneipe zu Kneipe, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus, bis der letzte Kreuzer vertan wird; liest fleißig, um nicht ganz zu verweichlichen, den in Kraftworten schwelgenden Johannes Scherr; und stirbt ihm sein Freund weg, so treibt er sich herum „wie ein wilder Elephant, der keinen Anschluß an eine Heerde mehr zu finden vermag". Seine Studien vollendet er nie, und gibt sich mit einem bescheidenen Unterschlupf in einem Ministerium zufrieden. Ein Jude, vornehmer Natur, mit einem Zug ins Sentimentale, um das Leid der Armen mehr als um seine Wissenschaft bekümmert, zu der er bald den Glauben verliert, um endlich, widerwillig, nach langem, langem Zögern, doch Arzt zu werden, welcher der armen erfrorenen Resi das letzte Geleit gibt, auf das stille Grab

Bilder, laufen doch die fein gesponnenen Fäden der Handlung im Wiener Lebensbild „Am Wege sterben“ (im „Blut“, 6. Kap., sagte der Dichter von Gabriele bereits: „Sie aber dachte nicht ... der Junge ... könne von denen sein, die am Wege sterben“) nach einem einzigen Knotenpunkt zusammen, woraus das hellste Licht auf das Kunstwerk strömt. Und eins, ein gar so trauriges, ist das Schicksal, das alle diese von der Provinz in die Stadt hergelockten, verlorenen Söhne ereilt. Eine Alltagstragödie, und doch unsagbar rührend und erschütternd, wie sie uns der feinfühlende Dichter entrollt! Auf stürmischem Meere wogt das Schifflein dieser armen Studenten, und das Steuer und das Ziel brechen am Wege. Die Natur verlieh den Unglücklichen reiche Gaben, die nützlichste aber nicht, aus der bestehenden Welt und aus ihrem Wissen jene Vorteile zu ziehen, die für ihr Gedeihen unbedingt notwendig erscheinen. Sie sind weichmütig. Sie gehorchen ihrem Naturell; blind, unbesorgt um die drohende Gefahr, um das Glück und die Macht der Stärkeren, die sie übermannen. In dem immer steigenden, nicht hinwegzutrinkenden Jammer, gehen sie, mit abgezährten Kräften, mit oder ohne Titel und Amt, zu Grunde. Man mag sie für toll halten; gute und edle Wesen sind sie zumeist; verkannt, in einer närrisch sich geberdenden Welt, die sie peinigt und martert, wie man den armen, toll geglaubten Hund peinigt, dessen klägliche Lapidation der sterbende Förster erzählt. „Und wie es gar war mit ihm, da bin ich hin, und er hat noch einmal die Augen aufgeschlagen und das seh' ich jetzt immer. Mein Wort ... Es waren gute Augen, und ich kann dir's schwören wie in meiner letzten Stunde — der Hund war nicht toll“.

Verschieden veranlagt, mit eigenen Erfahrungen und Anschauungen, wandern sie doch die Studien- und Unglücksgenossen, ein jeder für sich, den gleichen Weg des Leidens, und halten zusammen, trösten sich, betäuben sich gegenseitig, und verbummeln in der Not. Eine parasitische Pflanze

wächst unter ihnen, die sie ohne sonderlichen Ekel gedeihen lassen, und droht sie auch feste Wurzeln zu fassen, sehnt sie sich auch nach den hohen, stolzen Wipfeln, so wird ihr, rechtzeitig genug, der Lebenssaft entzogen. Dem Streber und Hartherzigen wird, trotz seines halben Gelingens, ein ebenso gründliches Martyrium als den besten seiner Genossen zuteil. Er geht „mit einer unsäglichen Vorsicht ... seines Weges ... Nur sachte! Nur keinen Schritt, keinen dreisten Griff vor dem unentrinnlich Klammernden“. Mit heimlicher Kunst und Mühe zimmert er durch Jahre das Gebäude seiner Zukunft, welches dann auf einmal vernichtend einstürzt. Nach der Hofratstochter, die er halb gewonnen, läuft ihm auch die kleine Resi, das arme, wehrlose Geschöpf, davon. Mit ungemeiner Sorgfalt sind die Charaktere der übrigen Studenten, bis in die feinste Nuancierung, gezeichnet; und alle tragen Züge des Dichters selbst, alle schleppen jenes Kreuz, das der Dichter so lange geschleppt. Ein armer Webersohn mit reichem Wissen und hohem sittlichen Ernst kränkelt und siecht dahin, und läßt sich, den Tod vor Augen, sein Lieblingslied von den Kameraden vorsingen. Der ihn oft beherbergte, und Mildtätigkeit an dem Obdachlosen übte, ist ein leidenschaftlicher Ausschwärmer; zieht von Kneipe zu Kneipe, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus, bis der letzte Kreuzer vertan wird; liest fleißig, um nicht ganz zu verweichlichen, den in Kraftworten schwelgenden Johannes Scherr; und stirbt ihm sein Freund weg, so treibt er sich herum „wie ein wilder Elephant, der keinen Anschluß an eine Heerde mehr zu finden vermag“. Seine Studien vollendet er nie, und gibt sich mit einem bescheidenen Unterschlupf in einem Ministerium zufrieden. Ein Jude, vornehmer Natur, mit einem Zug ins Sentimentale, um das Leid der Armen mehr als um seine Wissenschaft bekümmert, zu der er bald den Glauben verliert, um endlich, widerwillig, nach langem, langem Zögern, doch Arzt zu werden, welcher der armen erfrorenen Resi das letzte Geleit gibt, auf das stille Grab

Bilder, laufen doch die fein gesponnenen Fäden der Handlung im Wiener Lebensbild „Am Wege sterben“ (im „Blut“, 6. Kap., sagte der Dichter von Gabriele bereits: „Sie aber dachte nicht ... der Junge ... könne von denen sein, die am Wege sterben“) nach einem einzigen Knotenpunkt zusammen, woraus das hellste Licht auf das Kunstwerk strömt. Und eins, ein gar so trauriges, ist das Schicksal, das alle diese von der Provinz in die Stadt hergelockten, verlorenen Söhne ereilt. Eine Alltagstragödie, und doch unsagbar rührend und erschütternd, wie sie uns der feinfühlende Dichter entrollt! Auf stürmischem Meere wogt das Schifflein dieser armen Studenten, und das Steuer und das Ziel brechen am Wege. Die Natur verlieh den Unglücklichen reiche Gaben, die nützlichste aber nicht, aus der bestehenden Welt und aus ihrem Wissen jene Vorteile zu ziehen, die für ihr Gedeihen unbedingt notwendig erscheinen. Sie sind weichmütig. Sie gehorchen ihrem Naturell; blind, unbesorgt um die drohende Gefahr, um das Glück und die Macht der Stärkeren, die sie übermannen. In dem immer steigenden, nicht hinwegzutrinkenden Jammer, gehen sie, mit abgezährten Kräften, mit oder ohne Titel und Amt, zu Grunde. Man mag sie für toll halten; gute und edle Wesen sind sie zumeist; verkannt, in einer närrisch sich geberdenden Welt, die sie peinigt und martert, wie man den armen, toll geglaubten Hund peinigt, dessen klägliche Lapidation der sterbende Förster erzählt. „Und wie es gar war mit ihm, da bin ich hin, und er hat noch einmal die Augen aufgeschlagen und das seh' ich jetzt immer. Mein Wort ... Es waren gute Augen, und ich kann dir's schwören wie in meiner letzten Stunde — der Hund war nicht toll“.

Verschieden veranlagt, mit eigenen Erfahrungen und Anschauungen, wandern sie doch die Studien- und Unglücksgenossen, ein jeder für sich, den gleichen Weg des Leidens, und halten zusammen, trösten sich, betäuben sich gegenseitig, und verbummeln in der Not. Eine parasitische Pflanze

wächst unter ihnen, die sie ohne sonderlichen Ekel gedeihen lassen, und droht sie auch feste Wurzeln zu fassen, sehnt sie sich auch nach den hohen, stolzen Wipfeln, so wird ihr, rechtzeitig genug, der Lebenssaft entzogen. Dem Streber und Hartherzigen wird, trotz seines halben Gelingens, ein ebenso gründliches Martyrium als den besten seiner Genossen zuteil. Er geht „mit einer unsäglichen Vorsicht ... seines Weges ... Nur sachte! Nur keinen Schritt, keinen dreisten Griff vor dem unentrinnlich Klammernden“. Mit heimlicher Kunst und Mühe zimmert er durch Jahre das Gebäude seiner Zukunft, welches dann auf einmal vernichtend einstürzt. Nach der Hofratstochter, die er halb gewonnen, läuft ihm auch die kleine Resi, das arme, wehrlose Geschöpf, davon. Mit ungemeiner Sorgfalt sind die Charaktere der übrigen Studenten, bis in die feinste Nuancierung, gezeichnet; und alle tragen Züge des Dichters selbst, alle schleppen jenes Kreuz, das der Dichter so lange geschleppt. Ein armer Webersohn mit reichem Wissen und hohem sittlichen Ernst kränkelt und siecht dahin, und läßt sich, den Tod vor Augen, sein Lieblingslied von den Kameraden vorsingen. Der ihn oft beherbergte, und Mildtätigkeit an dem Obdachlosen übte, ist ein leidenschaftlicher Ausschwärmer; zieht von Kneipe zu Kneipe, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus, bis der letzte Kreuzer vertan wird; liest fleißig, um nicht ganz zu verweichlichen, den in Kraftworten schwelgenden Johannes Scherr; und stirbt ihm sein Freund weg, so treibt er sich herum „wie ein wilder Elephant, der keinen Anschluß an eine Heerde mehr zu finden vermag“. Seine Studien vollendet er nie, und gibt sich mit einem bescheidenen Unterschlupf in einem Ministerium zufrieden. Ein Jude, vornehmer Natur, mit einem Zug ins Sentimentale, um das Leid der Armen mehr als um seine Wissenschaft bekümmert, zu der er bald den Glauben verliert, um endlich, widerwillig, nach langem, langem Zögern, doch Arzt zu werden, welcher der armen erfrorenen Resi das letzte Geleit gibt, auf das stille Grab

so gut er's kann, ein ungeschicktes Kreuz schlägt, und ein Vaterunser betet, gesellt sich zur Gesellschaft der Morituri.

Sie versammelt sich oft, in bester, toller Stimmung, in einem entlegenen Winkel der Stadt, in der Kneipe zum „Delirium tremens“, auch diese bestimmt, am Wege zu ersterben. Und es wird männiglich getrunken. Und man wälzt in der temporären Bohême die vielen Sorgen ab. Ein Sinken in den Lebensschlamm, ein moralisches Verlottern wird sorgfältig gemieden. Nur nebenbei zeichnet David, einem Wink von Anzengruber vielleicht folgend, der einen Wiener Roman „Sumpf“ plante, das Bild eines verkommenen Studenten, eines brütenden und stummen Gesellen, eingerostet und innerlich erstorben der sich bald, vom Wirt ermuntert, tierisch vollgesoffen. Wie man ihn für immer los haben will, kommt seine verschlossene, lang verhaltene Natur zum wildesten Ausbruch; und der Wirt fällt dem Rasenden zum Opfer. Auf diesem Wege zu sterben, strömt das Leben von unzähligen Nebenwegen her. Mit der Beobachtung und der Darstellung des Gesamtlebens der Stadt, der regierenden und gehorchenden Klassen, der Großen und der Niedrigen, hat der Dichter sein Bild immer mehr und mehr erweitert. Und auch dem harten und weichen Boden Wiens, den langen, lauten Straßen, dem dunklen Heim armer Schaffender und Mühevoller hat er seelischen Ausdruck verliehen. Sein von Humanitätsgedanken geplagter Siebenschein zieht in ein neues Haus ein. Trutzig steht es da, „sehr niedrig ist es, mit dicken Mauern, so gefügt, denkt man unwillkürlich, damit kein Schrei des Schmerzes, kein Röcheln des Todes durch sie in das laute Leben der Großstadt dringen könne“.

Noch gedrungener, einheitlicher in der Form, alles unaufhaltsam nach einem unfehlbaren und unentrinnbaren Ziele stromabwärts führend, erscheint der mit reiffster Erzählungstechnik verfaßte Roman „Der Übergang“. Wohl schwebte dem Dichter der in einem Meisterwerk Anzengrubers,

dem „Vierten Gebot“, veranschaulichte, tief traurige, durch Schmutz, Leichtsinn und Verkommenheit herbeigeführte selbstverschuldete Untergang eines ganzen Geschlechtes vor; die Nachahmung lag jedoch fern; auf eigene Wege wird gewandert; mit eigener Kraft wird geschaffen; und einmal noch zeigt David, was ihn oft und oft beschäftigte: den aus dem einstigen Wohlleben allmählich erfolgten Verfall ins tiefste Elend. Und er umwölkt immer mehr und mehr den Himmel, unter welchem die Wiener Familie des Stammhalters eines reichen Seidenfabrikanten lebt; löscht Sterne um Sterne, Licht um Licht; führt uns den rastlosen Niedergang, die beständige Zersetzung, das Fortschreiten im ewigen Fluß zum Schlimmen vor. Trümmer häufen sich auf Trümmer, bis die gänzliche Verschüttung des morschen Hauses erfolgt. Aus den Charakteren wiederum, weit mehr als aus den äußeren Vorfällen, mußte dieses Sinken und Ersterben hervorgehen. An den Vergehungen des Vaters, eines Phantasten, „dem eine rege und vom ewigen Müßiggang überhitzte Einbildungskraft tausend Möglichkeiten vorgaukelte, bis er die Fähigkeit verloren, zu unterscheiden, was wirklich war und was er sich nur so ausgeheckt“, eines Schwächlings, der sein ganzes Haus für den einen verlotterten gescheiten Sohn, der niemals lernen wollte und den Lehrer gern „gefedert“ hätte, brandschatzte, und alles verbrauchte, alles verputzte, unbiegsamer als der Stärkste und Entschlossenste, wenn man ihm an seinem Patrizierstolz rührte, leidet die arme, abgearbeitete, vergebens widerstrebende, ihr hartes Schicksal doch klaglos hinnehmende Frau; es leiden die Kinder alle. Der Druck des Lebens, das über allen lastet, wird immer schwerer, und ist schließlich nicht mehr zu ertragen.

Einige verlorene Strahlen der Sonne fallen dann und wann in diese Familientrübnis. Es werden Ausflüge geplant und ausgeführt. An einem Festzug zum Weinfest, wo man so ausgelassen fröhlich sein kann, wird teilgenommen, und die Wirkungen des Heurigen zeigen sich. Und die Stadt,

die weiche, sündige, wohllüstige, herzgewinnende Großstadt liegt zu Füßen; und das Blut, das leichte, so voll fließende Wienerblut gerät in Aufwallung, und regt sich in Frau Meyers Adern selbst gar mächtig. Eine Tochter, die Älteste, die nichts hat sein wollen als schön, verschwindet aus dem Hause, und wandert hin, wo man sie glänzend versorgt. Eine jüngere heiratet, nach dem hartnäckigsten Widerstand, bescheiden, aber glücklich genug, um dem allgemeinen Verfall das Gedeihen ihres Hauswesens selbst entgegenzustellen. Die uralte Ahnfrau, ein gar streng in sich geschlossenes Wesen, wohnt lange unversehrt im obersten Stock des so ruinierten Hauses, auf dem auch ihr Fluch lastet. Sie wird von dem in tiefste Schmach gesunkenen Enkel, der vergebens Geld fordert, ermordet. Den selbigen Tag büßt der jämmerliche Fallot, nach einer wüsten Rauferei, seinen Frevel durch den Tod. Und wie der tote Sohn der unglücklichen Mutter gebracht wird, wie diese vor dem stummen Leichnam des Erstochenen, der ihr so viel Jammer, so großes Unheil gebracht, erstarrt, und nach dem ersten Zusammenbrechen eine Flut der heftigsten Schmähungen und Anklagen aus dem bedrängten Herzen entfesselt, wie sie, mit dem Toten zunächst, dann aber auch mit dem hinzugekommenen Mann Abrechnung über alles Erduldete und Erlittene hält, den Toten und den Lebenden, die sie um ihr ganzes Glück betrogen, flucht und verdammt, das ist nicht allein überwältigend, das zeigt in dem darstellenden Künstler eine Originalität und eine Kraft, die zu erreichen nur den Höchsten vergönnt gewesen.

Aus den Ruinen sollte neues Leben entsprießen. Es sollte eine läuternde Sonne über den bösen Dunst und dem Dunkel der Nacht aufsteigen. Aus dem so schwer heimgesuchten, nunmehr entsühnten Herd sollte ein neues, lebenskräftiges Geschlecht erwachsen. Ein Frühschein, eine Wiederaufrichtung wiederum, neben der Verstörung. All der Jammer, der bittere, schwere Jammer bedeutete ja nur einen Übergang

zu besseren Zeiten. Der Ahnenstolz war gefallen. Der Rosi und ihrem Mann, einem braven Handwerker, wuchsen der Wohlstand und die Familie mit jedem Jahr. Darauf konnte man bauen. Es war kein sinkender Boden mehr. Und das Linnerl, Rosis Schwester, das hatte einen unglaublichen Ernst, „als hätt' es ein fernes Ziel vor Augen, dessen man keinen Augenblick vergessen darf, will man's erreichen". Dem Dichter schwebte ein dritter Roman, „Die Sieger", als drittes Glied einer Trilogie vor. Er hat ihn wohl ersonnen, doch nie verfaßt. Wäre ihm die Darstellung des aufsteigenden Glücks, so wie die des langsam Herabgehenden gelungen? Er schied in der vollsten Blüte und Reife seines Schaffens, wie ihm, dem lang Verkannten, endlich gebührender Ruhm, etwas Sonne und ein Schein des Glücks beschieden. Man durfte viel noch von ihm erwarten. Schwerlich aber hätte seine Kunst jene Grenzen überschritten, welche ihm Anlage und Neigung vorschrieben. Den Dichter zog es zu den in halb dämmerndem Licht, im Dunkel gar oft aufgewachsenen, mühsam kämpfenden, schmerzensreichen Kindern. Wie hätte sein Herz geblutet, sollte er sie verlassen, um das Schicksal lachender Menschen zu verfolgen, um auf den neuen, blumigen, wonnigen Fluren paradiesische Helle zu streuen!

Knapp vor seinem Lebensende war er noch ganz Seele und ganz Herz bei seinen Lieblingsgestalten, und tief im Lande seiner Träume. Und er schrieb die wunderschöne Novelle „Hanna", sein Meisterstück vielleicht, jedenfalls die Erzählung, welche die reichen Gaben dieses mit so bescheidenen und einfachen Mitteln, mit dem Pulsschlag seines Innern arbeitenden Dichters am schönsten zur Entfaltung bringt. Die Erinnerungen der Jugend, der tiefe Einblick in die mit einer Welt ungeahnter Gefühle erfüllte Seele armer Geschöpfe, das Verständnis und die Begeisterung für echte Kunst, für die intimen Reize der welligen Ebenen Mährens, die schlichte Handlung, ein kurzes Erlebnis, so

unendlich einfach, und so unsagbar rührend, das Spähen und Horchen der geheimsten Stimmen der Natur, das Verweben der Schicksale einer teueren Toten mit dem Sinnen und Schaffen eines überaus fein empfindenden Landschaftsmalers, das alles ist in dem Bilde so fesselnd, von inniger Poesie so strahlend, daß man es in dem Herzen unverlierbar für alle Zeiten trägt. „Die Hanna! Da war das Zauberwort gefallen, das die Siegel der Vergangenheit sprengte, mir Zutritt geben mußte in geheime Kammern voll gehäufter Erinnerungen!" So getroffen, erbebt die Seele des Künstlers. Und was sie erfaßt, was sie in sich schließt, beschäftigt sie ganz, und erfüllt damit, mit immer ungeschwächter Kraft, mit einer warmen Wallung des Blutes das Kunstwerk.

Vortrefflich auch die äußere Umrahmung des intimen Bildes, welche das scheinbar Zufällige spielend leicht verwertet und verwebt, die ersonnene Begegnung mit einem Studiengenossen aus der Heimat, einem wunderlichen Gesellen, der, wiewohl Maler von Beruf, die Empfindungen, die Launen, die Lebens- und Kunstanschauungen, die Gewissenhaftigkeit des Dichters selbst trägt, und das meiste, das Beste in der harten Schule des Lebens und in der freien Natur gelernt. Dieser erzählt seine Geschichte, und was alles vom bewegten Innern auf seine Lippen sich drängt, ergießt sich frei und ungestört. Und es fallen bedeutungsvolle Worte und Urteile, wie Lichtstrahlen, welche, was immer sie treffen, plötzlich erleuchten. Aus dem Erzählten und Geschilderten ergeben sich hier wiederum, mit aller Deutlichkeit und Prägnanz der Umrisse, lebendig in allem, die Charaktere. Aus der Schule, wo man ihn für durchaus nicht begabt hält, und wo er sich mühsam durchgeschleppt hatte, flüchtet sich Florian Petersilka in die freie Landschaft, die er belauscht, und welche ihm Farbe, Stimmung und Leben für seine Bilder schenkt. Es hat ihn immer nach der Einsamkeit, nach „ihm selber", und „nach dem, was in ihm ist", ver-

langt. Und er lernt im Walde und im Gebirge viel. Alsdann beliebt ihm die Landschaft- mit der Figurenmalerei zu vertauschen. Er heiratet die Hanka, ein Kind seiner Heimat und seiner Felder, ein gar schüchternes Ding; „die Augen hat sie immer so gehalten, als suchten sie was auf dem Boden, vielleicht den gestrigen Tag"; sonst treu und liebevoll ergeben, durchaus Weib, „und dennoch ein Mädchen voll ängstlichen Schämens". Sie erscheint ihm von vollkommenen Formen, des besten Modells würdig, und als solches will er sie verwerten, um ihre Gestalt und ihre Züge einmal festzuhalten. Das war vor ihren keuschen Augen Sünde, arge Sünde, und sie widerstrebt mit aller Gewalt dem vom Maler geäußerten Wunsch. Es entspinnt sich ein Kampf; denn sie hat auch ihren Eigensinn. Schließlich gibt sie mit Schmerzen nach. Sie sitzt als Modell; sie kommt dann Tag um Tag, nur nicht am Sonntag, und das Bild gelingt immer schöner und meisterlicher. Das größte für die Arme denkbare Opfer war geleistet. Nun aber will der Mann das fertige Bild für eine Ausstellung verpacken. „Mich willst du ausstellen, Florian . . ., so sollen mich die Leute sehen? . . . Und müßt' ich nicht vergehen vor Scham vor jedem, von dem ich mir denk', er hat mich gesehen?" So spricht die Hanka. Bald aber spricht sie nicht mehr; sie hilft bei der Verpackung; schlägt selber die Nägel in die Kiste ein; malt die Adresse, um dann, am frühen Morgen, barfuß, damit sie den Mann nicht stört, durch die Stube, den weiten, weiten Weg zum Fluße zu gehen. Man findet sie zu Mittag unter den Weiden elendlich ertrunken. Dies klägliche Ende weiß der Dichter in überaus feiner Weise zu motivieren. Und er läßt noch die Seele der Verstorbenen in dem Geist des so verwitweten Malers wirken, welcher nunmehr nur mit ihr und nur Landschaften zu schaffen vermag, Sinnbilder alle für dieses sein armes, schamhaftes Geschöpf. „Sieht man einen weiten Himmel gespannt . . . und Wolken schieben sich daran zu Haufen, und eine Sonne

bringt vor und es ist wie eine ungewisse Fröhlichkeit . . . das war sie, wenn sie ihr schüchternes und schamhaftes Lächeln gehabt hat".

* * *

Es hat auch David nach dem künstlerischen und praktischen Erfolg des Dramatikers gelockt. Mit einem glücklichen Wurf hätte er sein Einkommen, das so karg und stockend zufloß, sichern können. Er hat ihn mehrmals gewagt, immer aber nutzlos; und ist darum nicht, so arm und enttäuscht er bleiben mußte, um ein Haar schlechterer Dichter geworden. Und muß denn wirklich die Natur den Künstler, den sie geschaffen, mit ganz vorgezeichneten Gaben ausstatten, damit er lebensvolle Dramen, statt Lyriken und Epen erzeuge, ihm Phantasie und Verstand anders formen als den übrigen Dichtern? Ist der so sehr ersehnte Ruhm des Dramatikers nicht eher von äußeren, rein technischen Künsten, als von der inneren, einzig wahren Kunst selbst bedingt? Das Willkürliche unserer Einteilung und Gliederung der Kunst in ganz abgegrenzte Gattungen hat wohl David selbst eingesehen; und treffend, nicht ohne Wohlgefallen, bemerkte er, es habe Ibsen gezeigt, „daß es nichts oder mindestens fast nichts gibt, das sich nicht dramatisch behandeln ließe", es habe der große Norwege „Grenzlinien und Kunstformen verwischt, die für unverrückbar gegolten haben, die also nicht so ganz von der Natur selber eingesetzt gewesen sein können, als man uns einreden gewollt". Daß man „immer noch mit gewissen Kategorien ableiten und danach a priori diesen Stoff zum Epos oder einen anderen dem Drama zuweisen will", mochte David komisch stimmen. Damit war ein dem sonst so hellsichtigen Grillparzer entfallenes Urteil — „Warum man in der Poesie die Gattungen nicht mischen soll? Weil jede ihren eigenen Standpunkt der Anschauung, einen anderen Grad der Verkörperung mit sich führt und erfordert, welche, gemischt, sich stören und aufheben: Lyrik, Epos, Drama,

Aussicht, Umsicht, Ansicht" —, von dem geringeren intuitiven Ästhetiker überholt worden. Immerhin zeigt sich David unablässig bemüht, bald als Kritiker, als Theaterrezensent, als Biograph Mitterwurzers und Anzengrubers, bald als selbsttätiger Dichter, in die Geheimnisse der Schauspielkunst einzudringen. Er verfolgt in einer seiner Novellen das Schicksal eines großen Bühnenkünstlers, der unübertrefflich und mit fester Hand seine „Troika" lenkte, und die gespannten Pferde zu bemeistern wußte, bis ihm die Kraft versagt, und er von der Höhe des Ruhmes in den tiefen Schatten fällt, als wäre er selbst Wladimirs Sohn, dem es vergönnt, all das Sinnen und Streben des Meisters Tag für Tag zu belauschen. Glanzrollen beliebter Schauspieler schweben ihm beim Ersinnen gewisser Charaktere, die er so gern bühnenwirksam gestalten wollte, vor. So die Hohenfels bei der Gestaltung der Kitty im „Regentag". Für das Ehepaar Köster in „Neigung", waren Mitterwurzer und die Hartmann in Aussicht genommen. Die Darstellung mußte sich aber mit minderen Kräften begnügen. Es schmeichelte dem Dichter die Medelsky, „das kostbarste, junge Talent seit Dezennien — die stärkste Künstlerin der Seele" („Mitterwurzer"), entdeckt zu haben.

Es klingt wie ein Fluch in der künstlerischen Produktion der Modernen der Ruf: Du sollst nach dem Höchsten streben. Der Lorbeer des Dramatikers soll deine Stirne schmücken. Wehmütig mußte David, in einem Aufsatz über Wildenbruch, bekennen, „wie der Name des Dramatikers ... stärker und nachhaltiger als der eines anderen Künstlers" klinge. Und doch wußte er, welchen tätigen Anteil das Publikum an dem Gelingen und Fortbestehen der so geglaubten höchsten Kunst nahm; wußte, wie Laune, Mode, herrschender Geschmack das edle Metall der Kunst zu entwerten vermochten. Daß in Wien, wo man nun einmal „kein Freund von Tiefsinn ist, und sich lieber im Lichten, an der holden Oberfläche" hält, Hebbels „Judith" niemals festen Fuß fassen konnte („Mitterwurzer"), daß „Operetten-Blödsinn, Spekulantentum, blödeste Reizungen",

betörende Schlagworte den großen Anzengruber, „den geborenen Dramatiker, immer weiter und mehr von der lebendigen Bühne“ abdrängten („Anzengruber“), beklagte David bitter. Er, welcher der Kunst wie ein Priester der Gottheit diente, die man nicht ungestraft entweiht und erniedrigt, fand in sich selbst nicht die Kraft, seinem idealen Streben zu entsagen, um der Mode zu huldigen, spannende Intriguen zu ersinnen, starke und sichere Effekte mit Lockmitteln zu erzielen.

Neidlos staunte er den Erfolg Sudermanns, „des klügsten Theatralikers, den wir nunmehr haben“, an, und blieb abseits von dem vor ihm fließenden rauschenden Strom. Die Frage, wie weit der Dichter den Anforderungen der dramatischen Muse gerecht geworden, ist eine müßige. Unbekümmert um die Schale, gehen wir auf den Kern seines Schaffens, und nehmen, in welcher Form immer, das Gute und Edle, das ewig Lebendige und ewig Schöne dankbar entgegen. Freilich, zur Belustigung des Publikums und zur fröhlichen Erheiterung war David nicht geboren. Eine „Komödie“ durfte man nicht von ihm erwarten. Sein „Regentag“, zu dem vermutlich eine Novelle Waldmüllers, „Auf der Leiter des Glücks“, den Anstoß gegeben, entbehrt des Ernsten und des Tragischen nicht. Die Kitty, welche das gelungene, in einem frischen Zug geschriebene Stück belebt, braucht Sonne, und kommt ins kalte, grausige Regnen hinein; sie möchte den Tag mit leichtem Fuß vertanzen, mit lachendem Munde verplaudern, um nichts besorgt als um schön zu sein, und gerät in einen Kreis ganz geschlossener Menschen, die immer so gescheit reden, und immer so trocken und genau rechnen, und so viele Pflichten zu erfüllen haben. Mit bangem Herzen und mit einem traurigen „Behüt Euch Gott“, muß sie sie wohl verlassen, muß auf den Bräutigam verzichten. Komische Einfälle gingen dem Dichter oft genug durch den Kopf; sie kamen nicht weiter als bis zur ersten Gärung, und Ernst und Trauer, innige Wehmut beschatteten sie

gleich. So gedachte David den launenhaften Einfall „Die Weltreise des kleinen Tyrnauer“ („Wunderliche Heilige“) in einem dramatischen Spiel zu behandeln. Der Spaß war zu harmlos, die Handlung zu gering. Die hübsche Doris, welche ihren Liebhaber, dem man eine Reise um die Welt aufgezwungen, verlassen soll, und heimlich vergnügt mit ihm lebt, während sich eine fingierte Reise vollstreckt, und die so kleine Hände hatte, „daß man gar nicht verstand, wie sie so großes Geld verthun konnten“, und eines schönen Tages ohne Sang und Klang verschwindet, erinnert an die leichtlebige Kitty. Die Novelle selbst, die gar märchenhaft, zum Heile aller schließt, befriedigt wenig; sie hebt viel versprechend an, und verläuft in den Sand.

Die Tragödie der Menschen eignete sich für den Herzschlag des Dichters besser als ihr lachendes Spiel. Man mag an der Bühnenwirksamkeit von „Hagars Sohn“ aussetzen, was man will, immer wird man das kraftvolle Bild dieser verschlossenen, in Zank und Haß lebenden Bauern, welche den Hof, der sie um einen strengen Gebieter sammelt, verlassen, um den bedrängten Glaubensgenossen beizustehen, und, jämmerlich, dem still genährten, plötzlich aber rasend ausbrechenden Zorn, und dem Verrat des Stärksten der ihrigen, unterliegen, die wuchtige Tragik dieser um ihr Lebensglück geprellten, urwüchsigen Menschenkinder, das mächtige, dem Gleiten einer vernichtenden Lawine auf steilem Hang ähnliche Vorwärtsdrängen der Handlung bewundern. Man atmet Anzengruberische Gewitterluft. Man erinnert sich unwillkürlich des Geistes, der „Meier Helmbrecht“ und den „Schandfleck“ geschaffen. Und als Seelengemälde feinster Art, ob von der Bühne verschmäht, ob gewürdigt, wird auch das Drama „Neigung“ weiter bestehen. Ein Seitenstück zum Roman „Der Übergang“, veranschaulicht es das jämmerliche Zerschellen des Traumes und des Glücks einer Adelsfamilie, das Ende ihres Oberhauptes, eines großartigen, Erfindungen und Luftballon-

gedanken nachjagenden, untätigen Phantasten, der, im Drangsale all der Seinigen, zum Diebstahl greift, seine Ehre und sich selbst in Jammer und Reue begräbt. Auf die gefallenen Trümmer errichtet die Hand einer sorgenden Tochter das stille Gebäude des bescheidenen Glücks.

Sehr hat sich der Dichter an seinem „getreuen Eckardt“, der dramatischen Darstellung der von einem treuen Diener seines Herrn und sorgenden Anwalt des Volkes vollbrachten Wunder abgemüht. Es weht an manchen Stellen dieses Dramas ein frisch belebender Hauch. Es sind edle Perlen darin zerstreut; wunderschöne Verse fließen aus dem Munde der Bedrängten und der Herrschenden. So beklagt Hilde die Strenge des gerechten Mannes, der sie gehütet: „Die ungestüme Wallung jungen Blutes, | die lenzgeschaff'ne weiche Müdigkeit, | die einen Schlummer ruft voll bunter Träume, | das faßt er garnicht. Und lehrmeistert viel.“ Goldene Sprüche, voller Weisheit, die an den Tiefsinn der Klassiker mahnen, widerhallen feierlich. Klug ersonnene Volksszenen bringen Wellen von Leben und Stimmen des Leides, Stimmen der Not, der Klage, des Hoffens, des Drohens, des Trotzens. Im ganzen aber halte ich das Stück als Kunstwerk für verfehlt. Die große, schöpferische Anregung kam diesmal nicht vom Innern; das besungene hohe Lied von der Treue packte den Dichter selbst nicht mächtig. Es ist keine Konzentration, und somit keine Einheit und keine Tiefe. Die feine Individualisierung der Charaktere, das seelische Ergründen mußten dem bunten Zufall, dem Märchenspiel geopfert werden. Und wir erhalten einen Schein des Lebens, nicht das Leben selbst. Der Dichter sank nicht in seine Welt, vergaß sich nicht darin, und horchte zu sehr auf das Sinnen und Singen anderer; gab wörtliche Anklänge der Dichtung Grillparzers wieder; modelte seinen treuen Diener auf die Gestalt des treuen Bancbanus. Ersann er ein Märchen, ein wirklich tragisches Spiel? Stürme heben sich, Stürme senken sich in diesem Reiche eines schwachen Königs und

eines starken Dieners, wie in einem Zauberlande. Das Bestehende wird plötzlich umgestürzt, das Umgestürzte plötzlich wieder emporgerichtet. „In wenig Monden also rascher Wandel“! Ein glückliches Volk wird plötzlich zum Bettelvolk, und blüht im Handumkehren wieder auf. Wellenberge wechseln mit Wellentälern in wundersamer Regel ab. Es ist uns wie in einem Traume zumute. Wohl durfte der König, nach dem Schwinden des letzen Truges, „wie Schnee im Sommer schwindet“, durchsinnen und träumen, „was so wunderlich, | recht wie ein Traum ... sich hat begeben“. Der Dichter hat die Schwächen dieses gaukelnden Spiels selbst empfunden. „Ganz wie ein Märlein“, muß seine Hilde ausrufen (Grillparzer, „Esther“: „Fast scheint's ein Märchen“); und einmal gar: „Ganz wie im Puppenspiel: Spring' auf, spring' ab“.

Wozu ein feines Abstufen und Zergliedern der Gefühle und Leidenschaften in dieser Welt voller Willkür und voller Wunder? Der Mann der Treue mußte, wie ein Deus ex machina, als Retter in der größten Not, in die Handlung eingreifen; er mußte, widerstandslos, alles selbst und allein verrichten, aufbauen, reinigen, ordnen; mußte den Herrscher entweiben und beweiben, krönen und entkrönen, Ratbeschlüsse abfertigen, Gesetze geben, Gehorsamkeit gebieten, dem tobenden Volke das Geraubte wieder zurückerstatten, ohne dafür das Martyrium Bancbanus', der um sein Kind, sein Weib, sein alles in der Welt kommt, zu erdulden. Wie Bancbanus aber will er, nachdem sein Herr Macht, Habe und Ruhe wieder erlangt, seine Amtsbürde niederlegen, und wie Bancbanus spricht er: „Ich bin ein alter Mann. Und ich bin müd“ („Treuer Diener seines Herrn“: „Ich bin ein alter Mann, dem Tode reif, | mein Arm wird schwach, dieses Haupt neigt sich zur Ruh“). Möchte vergessen sein. Sollte aber einst noch „der Sturm durch diese Welten“ fahren, sollte „ein allgemeiner Weltbrand“ wieder drohen, dann käme er wieder. Nur vor dem felsenfesten Willen der

vor ihm in Waldesstille gehüteten Hildegund bricht seine Macht und seine Stärke. Die erste Begegnung im Walde macht sie zur Königin. Kein Zweifeln, kein Zagen, kein Zögern. Entschlossener als selbst Esther, in Grillparzers Fragment, die sich wohl allein zurechtfindet, und alle Sorgen selbst schlichtet, greift sie mit Blitzesschnelle zur Krone. Ein gelinder Druck. Sie wird sie schützen. Niemand darf an sie rühren, auch Eckardt nicht, der Allmächtige nicht. Ein dämonischer Geist beseelt sie; ein fressend' Feuer bringt sie in das Reich. Und doch stimmt sie den König königlich; doch bringt sie seine Läuterung herbei. Wo alle wankten, steht dies ewig Weibliche treu und tröstend zur Seite, und weist das Licht, das hinter Wolken hängt. „Ein Spielball fremder Neigung . . ., geboren auf der unglücksel'gen Höhe | wo man nicht Menschen kennt, nur Schmeichler, Sklaven", wie Grillparzers Otto von Meran, stürzt sich auch der König in Davids Stück in des Lebens bunt' Gewühl"; und auch er könnte „schlimmer", nicht aber schwächer, erbärmlicher sein. Seinen Willen, der wie „ein Pfeil sein soll", die Macht seines Radegast, bestimmt das Volk, nach Wolfesart, einzuschüchtern, ihm das überflüssige Blut abzuzapfen, bricht der treue Diener mit einem Hauch so leicht; seine Laune wird so plötzlich durch des Dieners Willen umgestimmt; seine Leidenschaften sind sogleich verjagt!

Man sehnt sich zu Davids Bauern zurück, welche ihre Krone und ihre Bürde würdevoller und männlicher zu tragen verstehen als dieser König. Plagte den Dichter das Urteil derjenigen, die ihm die Begabung des Dramatikers bestritten? Keime von Dramen, ganze Dramen lagen ja in seinen Novellen genug. Und Gespräche, Monologe und Szenen hat David geboten, welche der dramatischen Gestaltung der Größten würdig erscheinen. Man erinnere sich des Gespräches zwischen der Brauersfrau Salome und dem Bauer Rüttemann, den die harte Frau vernichtet, zum Bettler gemacht („Blut"). Sie war ins Haus getreten, das er einst besaß,

und nun ihr gehörte. Die Tür geht auf; der Rüttemann tritt hart und schnaufend ein; er erblickt Salome. „Ihr werdet schon nicht bös sein, aber ich bin's noch nicht gewöhnt, da anzuklopfen, in der Stuben da". — Etwas zu sagen hätte er zu ihr. — „Was denn?" Er wies nach der Gerte, die er in der Linken trug: „Das hab' ich abgeschnitten vom Haselsstrauch vor'm Tor. Das soll mein Wanderstecken sein". Auch ein Hufeisen trüge er in der Tasche. — „Wozu Beides?" Und er, nickend mit dem Kopf: „Ich geh' über's Wasser, nach Amerika. Und da will ich die Hasel pflanzen, damit ich doch etwas von dem Grunde habe, wo meine Eltern gearbeitet haben. Gedeiht sie, gedeih' ich auch. Und vom Hufeisen glauben wir, wer es findet, der hat Glück. Da möcht' ich euch doch nicht das Glück wegtragen". Und immer ergreifender, in seinen kurzen, gehackten Sätzen: „Ich kenn' Euch, Frau Lohwag; ihr seid eine gerechte Frau und habt an mir kein Unrecht angefangen. Ihr werdet Eure Gründe gehabt haben ... Ihr habt Recht, wenn Ihr sagt: Alles ist Schickung. Ich seh's und mich getröstet's". Er wagt die Frage: „Was geschieht mit dem Hofe?" — „Ich will ihn zerschlagen und in kleinen Teilen verkaufen", antwortet Frau Salome. — „Ist recht! Heißt er nach keinem Andern". Salome: „Und nun lebt wohl, Johann". Er faßt wieder ihre Hand, und nickt automatenhaft mit dem Kopfe. „So geht's. Das geht zu! Da hilft Einem, der Einen ins Elend hat gebracht ... Ich danke Euch, für Euer Helfen, und ich danke Euch für Euer Hören. Ihr habt mich mächtig getröstet, Frau Lohwag".

* * *

Das mühselige, sorgenvolle Leben, das im stärksten Schuß der Kraft abbrach, erschwerte dem Dichter das volle Versenken und Aufgehen in die Welt seiner Kunst. Gar vieles, nur die Kraft im Ausdauern nicht, und das mit einer wunderlichen Schamhaftigkeit gepaarte Selbstbewußt-

sein des eigenen Könnens, raubte der tägliche Lohndienst für die Presse. Ungeschwächt immer ging er seine Wege, dem zitternden, strahlenden Stern am Himmel folgend, der über Wolken und Nebeln leuchtete. Sein reger Geist kannte keine Ruhe. „Selbst im Gespräch, und hab' es noch so harmlos begonnen, spinnt er Fäden zu den Gegenständen seines eigensten Interesses: ein Werk tieferer Bedeutung kann ihn zu uferlosen Betrachtungen verlocken; ein Spaziergang wiegt und schläfert ein für eine kurze, ganz kurze Zeit, um dann desto heftiger alles wachzurütteln, das wir mit uns zu Hause tragen" („Vom Schaffen"). Er trug seine Kunst in seine Kritik, die er immer als Erforschung der Seele, als ein Wiederaufbauen des Kunstwerkes im eigenen Geist auffaßte. Eine nie zu ersättigende Neugierde brachte den einsamen, überall spähenden, alles beobachtenden Dichter in das Meer aller Wirren und Händel; und alles, das Geringfügigste selbst, kam dem Schwerhörigen zu Ohr. Das Weltbild erweiterte sich ihm immer mehr und mehr. Und es wuchs die Bildung, es wuchs das Wissen gar ins Erstaunliche. Schwoll seine Zornader nicht — in den besten Stunden — erzählte er, schilderte er, gestaltete er, im vertraulichen Gespräch, so hörte man ihn mit Genuß und Freude; man erwärmte sich an ihm; man teilte seine Begeisterung. Sein ewig frisches Gedächtnis schien alles zu behalten. Ein idealer Erzieher, der in fernen Zeiten noch wohltätig wirken wird!

Ein Hang zur Selbstbeobachtung war immer in ihm gewesen, und wuchs mit den Jahren. Er bedurfte der Mitteilung; und wie ein Kranker, der seine Lebensfähigkeit an seinem Pulse mißt, prüfte der Dichter sich selbst unablässig; notierte sich, wie einst Otto Ludwig, seine Extasen und Verzuckungen, die Halluzinationen selbst, die ihn als Schwerleidenden, wie schon die Wogen des Unbewußten über ihn zusammengeschlagen hatten, heimsuchten, wohl bedacht, daß die Kunst, die alles verwertet, auch aus diesen Trümmern

Vorteil gezogen hätte. Mit ehernem Ernste erforschte er die Arbeit des Schaffenden; drang ehrfurchtsvoll in die Geheimnisse des tätigen Geistes, und versuchte über das Unbewußte bewußt zu werden. Und er warf mutig sein Senkblei in die nie zu erforschenden, verschwiegensten, unergründlichen Tiefen. Gewiß nicht mit philosophischem Sinn, dessen er, nach eigenen Bekenntnissen — ein Glück vielleicht für seine Kunst — niemals fähig gewesen.

Es sind der Wunderlichkeiten genug in der Schrift „Vom Schaffen", „ein Schlüssel mehr zu dem wunderlich verschnörkelten Thema meines Inneren, zu dem sich doch das letzte Sesam in Keines Händen fand", wie er sie in einem Briefe an eine Freundin nannte. Die naturalistische Auffassung mußte in dem unphilosophischen, wiewohl scharfen Denker vorherrschen. „Die Gesetze, die das physische Leben unverbrüchlich regeln", sollen auch, mit entsprechenden Modifikationen, für die Welt des Geistes gelten. Die schaffende Kraft des Künstlers sollte mit dem sexuellen Leben zusammenhängen; es sollten die Extasen der geistigen Empfängnis denen der körperlichen sehr verwandt sein. Ein mystischer, tief im Leben des Dichters eingegrabener Zug, spiegelt sich in der Einteilung der Welt in drei Stufen, der Trilogie der Kunst und dem steigenden Gang zum Schaffen, über die Arbeit, und über das Wirken, entsprechend. Allenthalben spinnen sich Fäden von der sinnlichen zur spiritualistischen Welt. Die Phantasie wurzelt, wie schon Wilhelm Scherer gewollt, im Gedächtnis des Schaffenden, und spielt beim Deutschen und beim Romanen verschiedene Rollen. Vererbte Tugenden und Untugenden, reiner oder gemischter, kräftiger oder schwacher Bluteinschlag, unverbrauchte und verbrauchte Nerven sollen auf das dichterische Schaffen bestimmend wirken. Aus diesem Reich der Spekulation verlangt uns, wie dem zum Schlusse seines Essays gelangten Dichter selbst, heim, in die Regionen der reinen Kunst, wo man tiefer und sicherer atmet. Als Zeugnis des

heiligen Ernstes, womit der Dichter seinen Künstlerberuf auffaßte, der liebevollen, frommen Hingabe an die ihn begeisternde himmlische Muse, des edlen Strebens nach dem Vollkommenen in einem der edelsten Menschen, der sein Schaffen als eine Schickung hinnahm, voll der bittersten Pein und der süßesten Wonne, die größte Entsagungsfähigkeit immer erfordernd, ist das Werkchen von unschätzbarem Wert. Ein grünes, wirres Gebüsch, welches die schlanke und zarte Blüte der Kunst schützend umzingt.

Nach dieser befreienden Tat, zu der er „endlich greifen mußte“, sank der Dichter ins Grab. Er sah die Schatten des Todes immer näher und näher kommen, gefaßt, in der langsamen Vernichtung seiner irdischen Hülle. Und schon war der Blick nach dem Ewigen gewendet, da erfaßt ihn noch mächtige Sehnsucht nach der freien Natur, „wie sie nur eine Seele ergreift, die alles Vertraute noch einmal in sich saugen möchte, ehe sie sich zum Fluge ins Unbekannte anschickt“ („Digitalis“). Und er sah im Wienerwald sein letztes Grün; ersann und träumte seine letzten Märchen („Das gläserne Haus“); und weidete sein müdes Auge an den letzten Abendgluten. Der Geist aber erhellte das dunkle Ende. Von den Lippen des Sterbenden, der die Bibel als höchste Weisheit über alles achtete, und in ergreifenden Versen Hiob, dem Allmächtigen für seine Leiden dankend, besungen, flossen Prophetensprüche. Sie mahnten an die Vergänglichkeit alles Irdischen; sie gaben ihm auf dem Weg zur Lösung der ewigen Rätsel ein feierliches Geleit. Dann erlosch, schön wie er sich's gewünscht, sein Lebensstern.

Johann Nepomuk Bachmayrs Briefe an Gottfried Keller. (1850—1852. Nr. 1—9.)

(Aus dem G. Keller-Nachlaß der Stadtbibliothek in Zürich.)

Herausgegeben von

Dr. Alfred Schaer.

Einleitung.

Mit dem nachfolgenden vollständigen Abdrucke der uns erhaltenen neun Schreiben Dr. J. N. Bachmayrs an den Schweizer Dichter G. Keller aus den Jahren 1850—1852 glaubt der Herausgeber allen Kennern und Freunden österreichischer Literaturgeschichte einen Dienst zu erweisen und gleichzeitig Herrn Professor Dr. J. Minors wertvollen Aufsatz: „J. N. Bachmayr. Dokumente zur Literatur des Nachmärzes", veröffentlicht im X. Bande dieses Jahrbuches Seite 129—190, um einige kleine, aber vielleicht doch willkommene Beiträge zu bereichern. Die Möglichkeit einer unverstümmelten Veröffentlichung dieser Briefe, die bisher durch J. Bächtold (vgl. G. Kellers Leben, Briefe und Tagebücher, Bd. II, Berlin 1894, in den Anmerkungen zu Kellers Briefen an H. Hettner) und gestützt auf diese Stellen von J. Minor, (a. a. O. S. 154 ff.) nur bruchstückweise zum Abdrucke gelangten, haben wir dem freundlichen Entgegenkommen der jetzigen Besitzerin dieser literarischen Schätze, der Stadtbibliothek Zürich und besonders ihrem rührigen Leiter, Herrn Oberbibliothekar Dr. Hermann Escher zu danken, der uns in zuvorkommendster Weise die Abschrift und die Druck-

legung dieser interessanten Blätter gestattete, wofür ihm auch hier noch der schuldige Dank ausgesprochen sein möge.

Es ist vielleicht hier der Ort, mit ein paar einleitenden Bemerkungen nochmals kurz zusammenzufassen, was wir von dem Schreiber der vorliegenden Briefe bisher Genaueres von seinem Leben und Wirken wissen und die wichtigsten Schriften anzuführen, aus welchen man sich mit seinem Schicksal und seinen Werken bekannt machen kann.

Dr. jur. Johann Nepomuk Bachmayr ist geboren am 28. Februar 1819 in Neusiedl an der Zaya in Niederösterreich und starb nach einem bewegten, wenig erfolgreichen Journalistenleben durch Selbstmord in der Donau um den 20. August 1864 in Wien. Mit dem Dichter Gottfried Keller wurde er, bei diesem von dem Literarhistoriker Hermann Hettner eingeführt, im Herbst 1850 in Berlin bekannt, wohin er kam, um sich für die Aufführung eines seiner Dramen zu bewerben. Mit Keller und Hettner stand Bachmayr seit jener Zeit, wie es scheint, in ziemlich lebhaftem Briefwechsel, doch sind die Schreiben der beiden Freunde an ihn leider nicht erhalten geblieben, da er sie wohl vor seinem freiwilligen Tode mit anderen seiner Papiere noch selbst vernichtet hat. In den Jahren 1844 bis 1849 war er besonders literarisch tätig und verfaßte lyrische Gedichte und mehrere Dramen, so 1842 das Trauerspiel in Jamben „König Alfonso“, 1849 als Manuskript, 1860 als Buch gedruckt, 1845 das ungedruckte Trauerspiel „König O'Connor“, und endlich 1850 das Volksdrama „Der Trank der Vergessenheit“, 1851 mit einer Vorrede bei Brockhaus gedruckt. Dieses letztere Stück, auf welches er seine ganzen Hoffnungen setzte, brachte ihm auch eine stattliche Anzahl anerkennender Urteile, unter anderen von Hettner und Keller ein, während noch im Jahre 1861 Männer wie der Dichter Friedrich Halm und der klassische Philologe Dr. August Böckh in Berlin für den „König Alfonso“ ein paar freundliche Worte fanden. Die

beiden bedeutsamsten Beurteilungen, welche Bachmayrs Volksdrama „Der Trank der Vergessenheit“ noch im Jahre seines Erscheinens erfahren hat, sind unstreitig die von Hettner und Keller. Beide versuchten für den Dichter und seine Schöpfung, leider freilich ohne den gewünschten Erfolg, eine kräftige Lanze zu brechen: H. Hettners Kritik des Stückes erschien in den „Brockhausischen Blättern für literarische Unterhaltung“, Jahrgang 1851, Nr. 112, II, S. 712 ff., und G. Kellers eingehende und liebevolle Besprechung steht in der „Constitutionellen Zeitung“, Jahrgang 1851, Nr. vom 19. September, und ist später von J. Bächtold in seine Ausgabe von G. Kellers nachgelassenen Schriften und Dichtungen Berlin 1893 S. 165 ff. mit Recht als eine meisterhafte Probe literarischer Rezensententätigkeit unseres schweizerischen Poeten aufgenommen worden. Weitere Aufschlüsse über Bachmayrs Lebensweise, Kämpfe, Anschauungen und poetische Arbeiten finden wir sodann vorzugsweise in G. Kellers Briefen an H. Hettner Nr. 52, 53, 55, 58, 59 und 60 aus den Jahren 1850 und 1851 (vgl. dieselben bei J. Bächtold, G. Kellers Leben, Bd. II, S. 144 f., 146 ff., 182, 184 und 187 ff.), und eine knappe, aber sehr gerechte und sachliche, kritische Würdigung läßt J. Minor den dichterischen Fähigkeiten des unglücklichen und ehrgeizigen, österreichischen Poeten am Schlusse seiner reichhaltigen Abhandlung über diesen angedeihen. (Vgl. Grillparzer-Jahrbuch, Bd. X, [Wien 1900], S. 189 f.) Wer sich für weitergehende Einzelheiten aus dem Leben und Schaffen dieses Dichters interessiert, sei endlich, außer auf den bereits mehrfach erwähnten, trefflichen Aufsatz Minors uud die Kellerschen Zeugnisse, etwa noch auf die Mitteilungen von A. Hirschberg im „Wanderer“, Jahrgang 1864, Nr. 244, Morgenblatt vom 4. September, und auf die biographischen Nachrichten in Constantin von Wurzbachs „Biographischem Lexikon des Kaisertums Österreich“, Bd. 14, S. 386 verwiesen. Und um schließlich auch noch Bachmayrs heftigsten, aber

bedeutendsten Widersacher, Friedrich Hebbel, über ihn das Wort zu erteilen, verweise ich noch auf die betreffenden beiden Stellen aus dessen Schriften, die sich auf unseren Dichter und eines seiner Werke beziehen. (Vgl. Fr. Hebbels Werke [Ausgabe von R. M. Werner], Bd. X, S. 300, 15 ff. [Wiener Brief Nr. 13, Oktober 1862], und Tagebücher, Bd. III, S. 391, Nr. 4881 [Brief an Teichmann, vom 28. Mai 1851].)

So mögen diese paar kurzen, einführenden Erläuterungen unsere neuen, wenn auch zum größten Teil leider recht unerquicklichen Zeugnisse über Bachmayrs Charaktereigenschaften und seinen zerrissenen Seelenzustand, der sich schon in jener Lebensperiode stark bemerkbar machte, hinausgeleiten zu den Freunden deutsch-österreichischer Literaturgeschichte.

Zug i. d. Schweiz, im Dezember 1907.

A. Schaer.

1.

Lieber Freund!

Heut' ist Raupach's Saat und Frucht — ich habe Herrn Dessoir zugesagt, dieses Stück, sobald es wieder gegeben würde, sehen zu wollen. Kommen Sie mit? Es wird doch Etwas davon zu lernen seyn: zumal wenn es wahr ist, was der alte Cato sagt: Von Narren lernt man mehr als von Weisen. Ich bleibe bis 6 Uhr jedenfalls bei Hause.

Der Ihrige

23/10. [18]50 [Berlin.]

Bachmayr.

2.

Lieber Freund!

Ich verließ Berlin, ohne von Ihnen noch einmahl ordentlich Abschied genommen und Ihnen für die freund-

schaftliche und wahrhaft wohlthuende Theilnahme an meinen Bestrebungen, für die liebevolle Nachsicht mit meinem gerade jetzt so unruhigen Wesen herzlichst gedankt zu haben. Nehmen Sie diese wenigen Zeilen als Beweis, wie sehr ich Ihren Umgang zu würdigen und Ihre Freundschaft zu schätzen weiß. Sie haben mir wieder bewiesen, daß ein poetischer Mensch nur wieder von einem poetischen Menschen am leichtesten verstanden und in seinem geheimnißvollsten Schöpfungsakte begriffen werde. Wenn mein Product [1]) die Anerkennung findet, die ihm trotz all' meiner bisherigen fruchtlosen Bemühungen, es auf die Bühne zu bringen, noch in Aussicht steht, so hab' ich allen Grund, mir Glück zu wünschen, daß ein poetisches und gesundes Auge, wie das Ihrige, es inzwischen mit so viel Antheil betrachtete [2]).

Ich vergaß, Sie vor meiner Abreise zu ersuchen die an mich etwa angekommenen Briefe einstweilen in Empfang nehmen und mir nach Leipzig innerhalb der ersten drei Tage d. h. höchstens bis zum 8. dieses, nachher aber nach Wien, Stadt 316, bei Herrn Franz Böttcher nachsenden oder nachschicken lassen zu wollen. Es ist freilich unwahrscheinlich, daß man irgendwoher noch an mich nach Berlin schreiben werde. Ich werde dieserwegen Samstag und Sonntag auf der Leipzig[er] poste restante nachsehen.

Ich hoffe, daß wir uns wenn nicht wieder in Berlin, freilich in Wien wiedersehen werden. Arbeiten Sie indessen wacker drauf los. Ich freue mich, Ihren Roman [3]) und die neueren Gedichte zu lesen. Auerbach hab' ich gefunden, wie Sie mir sagten. Er und Devr[ient.] sind Laubesche Verehrer und Freunde.

Sie also nochmals grüßend und Ihnen herzlichst dankend

Ihr bereitwilligster

J. N. Bachmayr.

Leipzig, 8/12. [18]50.
10 Uhr V. M.

3.

Wien. 11. Jänner [18]51.

Lieber Freund!

Ihren Brief vom 8. Dezember [18]50[4]) habe ich erst jetzt über Leipzig durch Herrn Dr. Brockhaus zugeschickt erhalten. Er ist wahrscheinlich an dem Tage Nachmittags in L[eipzig] angekommen, an welchem ich meine Reise nach Wien fortsetzte. Ich glaubte Ihnen geschrieben zu haben, daß ich höchstens bis 8. Dezember in L[eipzig] mich aufhalten würde und da bis zum 8. Mittags, wenn ich nicht irre, (ich habe keinen Kalender zur Hand) Ihr Brief noch nicht da war, so glaubte ich, daß Sie vielleicht später erst direct nach W[ien] schreiben würden. Da das nicht geschah, so schrieb ich nach L[eipzig] an Dr. B[rockhaus] doch poste restante nachsehen zu wollen und sieh' da, so erfahre ich, daß ich noch zwei andere Briefe einen aus Fr. den anderen aus W[ien] über Berlin zu erwarten habe. Ich schreibe also unverzüglich, mir dieselben gefälligst hieher unter der unten angegebenen Addresse zuschicken zu wollen.

Ich erwarte bei dieser Gelegenheit die Erfüllung Ihres Versprechens, mir ausführlicher schreiben zu wollen. Ich ersuche Sie, die Paar Silbergroschen, die Sie mir noch schuldig zu seyn glauben, zur Bezahlung des Briefportos verwenden zu wollen, weil ich besorgen muß, Sie zu beleidigen, wenn ich Ihnen dieserwegen Geld schicken wollte. Es schmerzt mich, wenn Sie glauben, ich wäre im Stande, Sie der geringsten unedlen Handlungsweise fähig zu halten; weil ich Sie für einen Dichter halte und selbst dafür gehalten seyn möchte. Die erbärmlichste Überlegenheit, die es geben kann, ist die des Geldes. Wenn ich lachen mußte, als Sie mir „mit jungfräulichem Erröthen im verschämten Angesicht“ am letzten Tage unseres Zusammenseyns unter den Linden Ihre Geldverlegenheit

einbekannten, so vergessen Sie nicht die Ironie des Schicksals, die in jenem Augenblicke mit uns ihr Spiel trieb und Sie bei Ihrer Gewissenhaftigkeit erröthen und mich bei meinem Leichtsinn lachen machte. Ich besorgte nämlich erst später, daß Sie mir mit der jedem echten Dichter eigenen Empfindlichkeit hier in Gedanken etwas unterschieben würden, was meinem Wesen nicht zur Ehre gereichen dürfte. Ich weiß nämlich nicht, errötheten Sie erst über mein Lachen oder schon früher, ich weiß nur, daß ich über Ihr Erröthen sehr bald ernst geworden war. Ist ein Thaler so viel Worte werth? Sie haben aber dießmal vielleicht viel Geld für mich auszulegen — darf ich bitten, mir auch das nicht zu verschweigen?

Ich sehne mich nach einigen lieben Worten von Ihnen. Lassen Sie mich bald, bald wissen, daß Sie sich glücklich fühlen und daß Ihnen meine Anwesenheit in B[erlin] wenigstens keinen unersetzlichen Verlust an Zeit und Laune gekostet habe [5]). Wissen Sie was Ihre Gedichte hier kosten? 3 fl. 36 kr. Ihr Name ist doch hier ganz ordentlich bekannt. Drum wacker drauf los! Sorgen Sie, daß wir uns später hier wiedersehen. B[rockhaus] verlangt eine Vorrede [6]). Ich gehe eben damit schwanger.

Ihr

Bachmayr.

Wien, Stadt, 127, 4. Stock. (Schottenbastei.)

4.

Lieber Freund!

Anbei erhalten Sie drei Exemplare meines Dramas Der Trank der Vergessenheit. Verfügen Sie darüber nach Ihrer besten Einsicht. Eines ist für Sie bestimmt. Wenn Sie bis zum Empfang dieser Zeilen noch

keinen längern Brief von mir haben, so bekommen Sie nächstens einen solchen von

Ihrem

Sie herzlich grüßenden

getreuen

Wien. 19./3. [18]51.

Bachmayr.

5.

Wien. 5. Mai [18]51.

Mein lieber Freund!

Keine Sorge um den Brief[7]); er ist ein bloßes Gedankending geblieben, er hat nie das Licht der Welt erblickt. Ich habe die ganze Zeit her, als ich wieder hier bin, so viel mit mir selbst zu thun gehabt, daß ich außer an Hettner fast an keinen auswärts geschrieben habe. Bei Ihnen störte mich noch der Umstand, daß ich in Ungewißheit über Ihren Aufenthalt war und in immer größere Ungewißheit gerieth, je länger ich das Schreiben anstehen ließ. Das Buch hat länger auf sich warten lassen, als ich anfänglich hoffte und dachte und so kams, daß ich nebst mancher excentrischen Stimmung, in der mich ein wilder Geist durch die halbe Welt gejagt haben würde, auch wieder so lausige Momente hatte, daß ich an einen Kraftmenschen wie Sie unmöglich zu schreiben vermochte. Sie haben von Glück in tausend Beziehungen zu sagen, einmal daß Sie am Herzen einer republicanischen Mutter lagen, und selbst mitten im Sumpfe, in den Sie eine verkehrte Jugenderziehung gelegt haben mochte, ringsum auch wieder frischen Wind witterten und gar bald an ihm Gefallen fanden, dann aber, daß Sie frühzeitig Anerkennung eines Strebens fanden, das nun der Athem Ihrer Männerbrust ist und Ihre Zukunft begründen hilft. Nicht genug, daß ich in mittelalterlichen Vorurtheilen auf-

wuchs, so hab' ich selbst als reifgewordener Mann mit so vielen inneren Feinden zu kämpfen gehabt, daß ich zu entschuldigen bin, wenn ich endlich nach Sprengung aller innern und äußern Fesseln in manchem Augenblicke alles für Traum halte, was seit dem Tage, als ich einem literarischen Lumpen den Handschuh hinwarf, so wie der ganzen brutalen Macht, die ihn stützte, geschehen ist. Was ist über mich hingegangen seit einem Jahre: ein halbes, wenn nicht ein ganzes Jahrhundert. Denken Sie sich in meine frühere Lage und Sie werden begreifen — vorausgesetzt, daß Sie das erste als Schweizer vermögen, daß meine Seele trotz aller natürlichen Gesundheit krank von Mißtrauen, Menschenverachtung 2c. werden mußte und daß ich bis zur Stunde, wo ich endlich mich verstanden und begriffen sehe, von jenen Krankheiten allen unmöglich ganz hergestellt seyn kann. Wo ist mehr Philisterium als hier unter den Führern des Volkes? Wo mehr Bornirtheit, Gesinnungslosigkeit? Seit vierzehn Tagen schwenzelt ein hiesiger Kritiker um mich herum, der mir zu verstehen gibt: wer zahlt, der hat mich. Der dumme Kerl meint gleich manchem andern ich müsse Geld haben; sonst hätt' ich unmöglich die Reise machen können oder müßte sonst eine rentable Stellung haben. Ich habe einen solchen Ekel vor aller Kritik hier seit meiner Reise, daß ich bis zum 1. Mai nur einem der Herren (?) ein Exemplar gab, am 1. Mai erhielt der „Wanderer“ [8]) eines und am 3. dem Tage, wo ich Ihren Brief [9]) erhielt, ein Ihnen bekannter Leop[old] Kompert mit Bezug auf die ostdeutsche Post. Sonst kriegt von mir Niemand eins. Mittwoch d[ieser] W[oche] werde ich von Schwarzer hören, was er davon hält und vielleicht auch die Ansicht Hebbel's, dem er (Schw.) es zu geben beabsichtigt, nicht weil mich, sondern weil ihn interessirt, was der Dichter der Mar[ia] Magd[alene] sagt [10]). Alles sei hier, sagte Schw[arzer] darauf ungemein gespannt. Ich lebte nämlich seit einem Monate

allhier ganz eingezogen, für mich brütend und träumend — es sind mehre[re] Entwürfe zu neuem entstanden 2c. — die erstere Zeit, jagte ich meine 108 Thaler durch, da ich die letzten Tage meiner Obscurität allhier noch nach Möglichkeit und ohne Scandal nützen wollte. Drum fehlts aber auch jetzt an Geld. Schadet nicht, es muß auch ein Sporn der Thätigkeit werden, das begreif' ich allmählich. So hab' ich indessen Feu[er]bach durchgemacht, Hettner rieth mir dazu und siehe da, mein Gewinn ist ein wackerer, wie ich hoffe. Wahrhaft tief ergriffen hat mich aber Dr. Jul[ius] Arndt's „Bewußtwerden der Menschheit", Halle, Pfeiffer [1]850. Das lesen Sie. Ich habe an diesem Manne, der nebenbei gesagt, auch Lyriker ist, eine Eroberung gemacht. Er findet mein Stück vortrefflich 2c. nennt es ein Kunstwerk, das dem geheimsten Leben der Seele entquollen sei u. s. w. Sie müssen ihn auch noch kennen lernen. Was Sie da sagen, daß wir unsere erbärmlichen Gegner allmählich absterben lassen müssen, ist meine vollste Überzeugung. Noch ein Paar Dramen und dann ein Roman. Schicken Sie mir den Ihrigen, wie er erscheint, so wie die Gedichte. Meine Freunde hier sind ohne Courage und ohne Geschick. Es ist ein Jammer. Ich rüste mich auf einen Kampf fürs ganze Leben. Deß seien Sie versichert. Lesen Sie den Xenienkampf. — Wollen Sie ein Exemplar an Kossack geben? Bedaure, ihn nicht besucht zu haben. Was ist's mit Bettina? Soll ich Ihnen die Empfehlungen von Arndt schicken, die ich habe? Schade, daß Sie nichts darüber schreiben. Ich ließe es hier irgendwo einrücken. Erst wenn ich draußen einen Namen habe, kann ich hier mit Energie auftreten, das begreifen Sie. Gruß und Bruderkuß von Ihrem

Bachmayr.

Wien, Wieden 61.

[Beigefügt ist diesem Briefe ein Blättchen folgenden Inhaltes]: (D. H.)

Es wünscht ein Dr. Juris hier, eine junge Frau in Berlin auf längere Zeit zu einer ordentlichen Familie zu bringen in Wohnung, Kost 2c. Es handelt sich um Übertritt zum Protestantism[us]. Schreiben Sie mir, ob Sie nicht ein solches Logement ausfindig zu machen im Stande wären und den Preis. Bitte, so bald als möglich. Natürlich Schweigen über das Warum des Aufenthaltes.

6.

Wien 10./6. [18]51.

Mein lieber Freund!

So eben höre ich, daß E. Kossack mein Drama zur Besprechung erhalten habe und es aller Wahrscheinlichkeit nach schon nächstens besprechen wird. Eine kleine Notiz im Feu[i]lleton der constitutionellen Zeitung vom Freitag v.[origer] W.[oche] begründet meine Vermuthung. Ich könnte mir die Haare ausraufen, daß ich meine Zeit in Berlin nicht besser benützt und auch diesem gesinnungstüchtigen Kritiker meine persönliche Aufwartung gemacht habe. Jetzt erst sehe ich, wie dumm ich handelte, obgleich es wieder zu entschuldigen ist. Ich wußte ja damals noch nicht, was mit dem ganzen Stücke geschehen werde. Ich lebte noch der Hoffnung — mirabile dictu! auf Auerbach und Devrient. Ich vergaß, daß auch diese Herren zur Laub[e]'schen Genossenschaft gehören oder der Erstere schon aus Handwerksgründen nicht geneigt sein wird, mein Werk zu befürworten. Was geschehen ist, ist geschehen. Ich hatte nicht vorausgesehen, daß ich's hier nicht bloß mit Laube zu thun haben würde, nicht gedacht, daß mein größter Gegner sich im Moloch[11]) Hebbel erheben würde. Sie haben die famose Kritik im Wanderer vom 14. v[origen] M[onates][12]) ohne Zweifel

gelesen. Wissen Sie, wessen Werk sie ist? Hebbel's. Er hat sie einem gewissen Glaser[18]), dem unmittelbaren Fabrikanten, förmlich in die Feder dictirt. Das ist aber noch nicht genug. Hebbel nennt mein Stück geradezu hirnverrückt, nennt Mosenthal und Prechtler im Vergleiche mit mir wahre Götter und sagt zu einem Maler, der ihn besucht und auch mit mir zusammenkommt: „Er würde Jeden, der Einfluß auf mich hätte und den er kennte, bitten, mir um Gotteswillen von der dramatischen Laufbahn abzurathen." Sein Einfluß hier ist größer, als ich ahnte. Unsere gesinnungslose Journalistik schließt sich an ihn aus begreiflichen Gründen. Nur keine neue bedeutende literarische Persönlichkeit. Sie muß bei ihrer Geburt todtgeschlagen werden um jeden Preis. Unverstand, Bosheit, Neid, Rachsucht und bedientenmäßige Dienstfertigkeit haben mich zu ihrem Opfer auserlesen. Und dazu das Schweigen draußen. Es ist, als ob sich alles gegen mich verschworen hätte. Die schauderhafte Begriffsverwirrung, die jetzt auf dem Gebiethe der Religion, der Politik, des Staates und der Wissenschaft herrscht, hat auch auf dem Gebiethe der Kunst ihr[e]n Tummelplatz. Wo sind die Männer, gewaltig und kühn genug, diese fürchterliche Hydra zu bekämpfen? Was an meiner Niederlage für Wien liegt, begreifen Sie wohl. Ist mein Product hirnverrückt, so muß ich's seyn, und außer mir auch Hettner, Sie und alle, die es bedeutend gefunden haben. Darum ist Ihre Ehre, mein Freund! wie die meinige auf dem Spiele. Ich kann jetzt unmöglich gegen Hebbel auftreten, so lange sich nicht einige namhafte Stimmen für mich erhoben haben. Ist das geschehen, dann soll er einige derbe Maulschellen erhalten. Er ist frecher in seinem Subjectivismus, anmaßender in seiner literarischen Wirksamkeit, gefährlicher in seinem Einflusse auf Gesittung, Geschmack und Bildung, als Sie draußen zu beurtheilen im Stande sind, weil Ihnen die Daten

dazu fehlen. Nur in Östreich konnte der Mann mit seinen aschgrauen Ansichten, mit seinen siechen Gestalten, seiner abstrakten Poesie solche Wirkung auf unsere jüngern strebenden Geister erringen. Er ist der Abgott vieler nicht talentlosen Kunstjünger. Das Dunkle, Unklare, Unnatürliche, Forcirte reizt begreiflich weit mehr als das Klare, Natürliche, Wahre, Gesunde. Sie haben schwerlich geglaubt, daß hier keiner ihm zu widersprechen wagt, der zu seinem Anhange gehört. Und warum? Weil der große Mann keinen Widerspruch vertragen kann. Gründe hört er nicht an oder wirft sie mit ganzen Batterien der leidenschaftlichsten Grobheit seiner Natur darnieder. Das sichert seinen Einfluß länger, als man glauben sollte. So lange nicht ein Paar derbe gesunde Kerle mit naturwüchsigen, Herz und Sinn erquickenden Gestalten hervortreten und zu Einfluß kommen, ist gegen ihn hier so leicht nichts auszurichten. Wie verschroben der Mann sein muß, muß Ihnen einleuchten, wenn ich Ihnen sage, daß er an meinem poetischen Rangen auch kein einziges gutes Haar lassen will.

Sie haben zuverlässig Herrn Kossack mein Stück selbst übergeben. Das scheint mir nach dem Wenigen, das ich von ihm gelesen habe, ein Mann zu seyn, der gesunde Sinne, und dazu Geist und Character hat. Hätten Sie nicht mit ihm selbst geredet, so thun Sie es doch bald, ja unverzüglich. Ich wünsche nicht, daß er mich in alle Himmel hebt, aber daß er mein Stück aufmerksam lese und es mit Ihren Augen anschaut. Gegründeten Tadel weiß ich zu respectiren; aber ich verachte eine Kritik, wie die unsrige ist, die sich nur von elenden Partheirücksichten leiten läßt. Vielleicht ist das Stück schon besprochen, dann schadet's nicht, daß Sie in die Kenntniß kommen der Geschichte meiner hiesigen eckelhaften Kämpfe. Hätt' ich's mit wirklichen Männern zu thun, es wäre mein Stolz, sie eines Bessern zu belehren. Treffend bemerkte ein

Freund von mir: „War Grabbe ein versoffenes Genie, so ist Hebbel ein verh.....s.“ Graf Bertram[14]) ist sicher sein Abbild. Der Dichter schildert sich ja immer am Ende selber. Und nun schicken sie bald was von Ihnen; ja kommen Sie bald nach Wien. Ich brauche Anregung. Sie werden's hier trotz aller Charakterlosigkeit unseres vornehmen und gelehrten Pöbels ganz capabel finden, wenn Sie das Volk nicht verachten. Tausend Grüße von

Ihrem bereitwilligsten

Bachmayr.

(Wieden 61.)

[Am Rande auf Seite 3 des Briefes steht:]

Trotz Allem hab' ich auch hier schon viele, die mir im — Stillen die Hand drücken, aber nur im Stillen.

7.

Wien am 15. Juni 1851.

Mein lieber, theurer Freund!

Ihr Brief vom 13. dieses[15]), für den ich herzlich danke, ist mir so eben zugekommen. So erfreulich mir sein Inhalt einerseits ist, so schmerzlich regt er mich andererseits wieder an, wenn ich bedenke, wie sich selbst Ihre kräftige Schweizernatur dem verderblichen Einflusse unseres deutschen Klimas nicht ganz zu entziehen vermochte. Zweifel und Bedenklichkeiten und wie sie heißen mögen, die Erbkrankheiten unseres Hamletgenaturten Volkes gucken mich aus allen Löchern und Winkeln Ihrer sonst so lieben Buchstaben und Zeilen an. Zum Teufel! Sie sollen nicht wissen, wie Sie sich Herrn Kossack zu präsentiren haben? Es ist leider meine Angelegenheit, sonst müßte ich Ihnen um dieser Äußerung willen den Text lesen, wie Sie's

verdienen. Aber Schmach und Schande, wenn es bloß meine Angelegenheit wäre. Was liegt an dem Attentat eines an sich verzweifelnden und darüber verrückt gewordenen Poetasters, Herrn Hebbel's — was an der feigen Ignorirung feiler und knechtisch gesinnter Journalisten, denen ich, Ihr Strebens- und Gesinnungsgenosse allhier ausgesetzt bin — es handelt sich um die Stützen meiner Existenz, meiner Thätigkeit, meiner Triebkraft. Ihr Freund bedarf der Überzeugung, daß gesinnungsvolle und unabhängige Männer für ihn zu handeln fähig sind, er bedarf der baldigen öffentlichen Vertretung seiner hoffentlich gerechten Sache gegen die Bannerträger der Unnatur, der Vettermichelschaft ꝛc., wenn er sich nicht in Mitte urtheilsunfähiger, wenn gleich nicht schlechter Menschen in seiner nächsten Existenz gefährdet sehen soll. Wär' ich reich — was scherte mich ein jahrelanges Schweigen hier und draußen! Ich bedarf eines baldigen äußern Resultates, sonst kann ich es nicht einmahl wagen, meinem Verleger irgend ein älteres noch ein neueres Product anzubiethen. Da steckt die Misere! Und wenn Kossack nach den wenigen Worten in der const[ituto-nellen] Zeitung vom 7. d.[ieses] nicht gutgestimmt scheinen würde. Gerade darum wär's gut, Sie redeten mit ihm. Meinen Sie, daß er Ihnen für eine detaillirtere Mittheilung meiner Ihnen bekannten hiesigen Verhältnisse nicht dankbar seyn wird? Ist's nicht von Bedeutung, wenn ich hier durchdringen muß? Wozu hab' ich die Reise gemacht, mich gegen 400 fl. kosten lassen, wozu bin ich zu Gervinus, Hettner, Arndt, Hillebrand, Rötscher ꝛc., wozu bin ich contra Laube aufgetreten, wenn ich nicht entschlossen wäre, fortzustreiten und auszudauern? Ist das Resultat, das bisherige, für mich wirklich ermuthigend? Denken Sie, was mag Kossack alles zu lesen und zu critisiren haben. Wird er aus der Vorrede sehen, daß mir's zunächst um Aufführung zu thun

für meine Unsterblichkeit und gar nicht für mein Brod zu schreiben habe oder ob ich von meiner Schriftstellerei weder das eine noch das andere zu erwarten habe. Gervinus hat mir ja auch Hoffnung gemacht, wenn ich mich brav aufführe. Ich habe einen sehr melancholischen, aber überaus wohlwollenden Brief von ihm in Händen [21]). Was die Frankfurter anlangt, so wissen Sie, daß Marggraff ꝛc. ihr Blatt, „die deutsche Zeitung", worin Sie mich nach meiner Vorlesung sogleich zur Schau ausstellen wollten, verloren haben; das Blatt ist an der Schwindsucht der Constitutionellen gestorben. M[arggraff] übernimmt aber jetzt ein anderes Blatt, den Altonaer Mercur und da ist jedenfalls was zu hoffen. Ich habe bis jetzt wenig dahin correspondirt, muß aber jetzt die Correspondenz wieder eröffnen. Warum wartet Kossack so lange? Sind Sie noch nicht bei ihm gewesen, so thun Sie sich, wie gesagt, Gewalt an. Die Leute hier sind gespannt darauf. Ich werde Ihnen später was erzählen, wie jammervoll sich hier die gegen mich geberden, die bereits meine Parthei ergriffen hatten. Der gebildete Pöbel ist doch der verächtlichste. Schreiben Sie bald aber — unfrankirt. Was ist's? Kommen Sie später nach Wien? Ich bin mit zwei Arbeiten [22]) schon ziemlich weit.

Ihr

Bachmayr.

9.

Lieber Freund!

Die Überbringerin dieser Zeilen, Frau Hermine Schäffer, eine hiesige wohlrenommirte Schriftstellerin ist dieselbe Dame, von der ich Ihnen vor meh[re]ren Monathen schrieb, daß sie auf einige Zeit ihren Aufenthalt in Berlin zu nehmen gesonnen sei, und welcher wegen ich Sie damals zu Rathe [23]) zog.

Ich bin von der Ritterlichkeit Ihres Charakters zu sehr überzeugt, als daß ich es noch für nöthig hielt, Sie zu ersuchen, der Frau Gesuchstellerin freundlichst an die Hand zu gehen.

Ich bin Ihnen ein Paar Briefe schuldig[24]), Sie sollen sie nächstens erhalten; einstweilen nur so viel, daß ich meine professurlichen Gedanken aufgegeben und mich auf die advokatische Laufbahn geworfen habe. Da ist wenigstens einmahl eine selbstständige Stellung zu hoffen.

Was meine schriftstellerische Thätigkeit betrifft, so hoffe ich, daß Sie über kurz oder lang sagen werden, daß Ihr Rath keine schlechten Früchte getragen habe. Ich habe Hettner durch Frau Schäffer ein Manuscript über Leipzig zugeschickt; er wird Ihnen hoffentlich davon schreiben.

Sie tausendmahl grüßend und bittend, daß Sie, wenn Sie Berlin verlassen, gewiß durch Wien gehen und hier einige Zeit verweilen — da Sie hier einen kleinen Kreis muthiger Kampfsgenossen zu finden hoffen können — bin ich in alter Freundschaft und Treue

Ihr

Bachmayr.

8/2. [18]52.

[Wien,] Stadt 561.

Anmerkungen zu den Briefen.

[1]) Das Volksdrama „Der Trank der Vergessenheit", 1850 gedr. 1851. Vgl. Neudruck in der „Allgemeinen Nationalbibliothek" Nr. 172. Wien, o. J.

[2]) Vgl. G. Kellers Brief an H. Hettner vom 24. Oktober 1850 (Nr. 53. Bächtold, G. Kellers Leben, Bd. II [Berlin 1894], S. 146 ff.) darüber, der sich über dieses Stück ausführlich äußert.

[3]) Den „Grünen Heinrich", von dem Keller damals die Neubearbeitung unter Händen hatte.

[4]) Die Briefe G. Kellers an Bachmayr sind ebenso wie diejenigen H. Hettners an ihn meines Wissens nicht erhalten geblieben.

[5]) Bachmayr hat im Herbst des Jahres 1850 in Berlin persönlich und häufig mit Keller verkehrt.

[6]) Zum „Trank der Vergessenheit", der 1851 bei Brockhaus gedruckt wurde. Vgl. Brief Nr. 4 und Nr. 5.

[7]) Bezieht sich auf den in Nr. 4 Keller versprochenen Brief.

[8]) Eine österreichische Zeitung dieses Namens.

[9]) Nicht erhalten. Vgl. Anmkg. 4.

[10]) Fr. Hebbel urteilte sehr ungünstig über das Stück. Vgl. seine Äußerungen über den Dichter und das betreffende Werk an folgenden Stellen: Werke (Ausgabe von R. M. Werner), Bd. X, S. 300, 15 ff. (Wiener Brief Nr. 13, Oktober 1862) und Tagebücher Bd. III, S. 391, Nr. 4881. (Brief an Teichmann vom 28. Mai 1851. [Vgl. Briefe Bd. IV, S. 302, Nr. 350.])

[11]) Wohl eine absichtliche ironische Anspielung auf Hebbels dramatisches Fragment „Moloch", das in den Jahren 1849—1850 entstand.

[12]) Also in der Nummer vom 14. Mai 1851, Nr. 224. Vgl. Minor, J. N. Bachmayr. Grillparzer-Jahrbuch, Bd. X (Wien 1900), S. 156.

[13]) Julius Glaser?

[14]) Die männliche Hauptrolle in Hebbels Trauerspiel „Julia". 1851 gedruckt.

[15]) Nicht erhalten. Vgl. Anmkg. 4.

[16]) Vgl. Anmkg. 12.

[17]) Vgl. die diesbezügliche Behauptung Bachmayrs in Brief Nr. 6.

[18]) Jedenfalls vom Juni 1851 zu datieren, da sich B. auf den Brief Nr. 7 vom 15. Juni bezieht. (Bächtold und nach ihm Minor setzen den Brief Nr. 8 irrtümlich in den Mai des gleichen Jahres fallend an.) Vgl. Anmkg. 19.

[19]) Den Brief Nr. 7, der vom 15. Juni datiert ist.

[20]) Karl Hillebrands Buch: Die deutsche Nationalliteratur im 18. und 19. Jahrhundert.

[21]) Über das Verhältnis Bachmayrs zu Gervinus vgl. die diesbezügliche Stelle in dem Briefe Kellers an Hettner vom 17. Februar 1851. (G. Kellers Leben, Bd. II, Nr. 55, S. 156.)

[22]) Leider wissen wir nichts Näheres über die Arbeiten, mit welchen sich B. damals befaßte. Vgl. auch Brief Nr. 9.

[23]) Vgl. Brief Nr. 5 vom 5. Mai 1851.

[24]) Darnach hatte Keller inzwischen mehrmals an Bachmayr geschrieben.

Ferdinand Kürnberger und die poetische Gerechtigkeit.

Eine Apologie.

Mitgeteilt von

Otto Erich Deutsch.

Ein undatierter Brief an einen unbekannten Leser ist es, der hier aus dem Nachlaß Ferdinand Kürnbergers veröffentlicht wird. Einer von den Briefen, die seinen besten Feuilletons gleichzustellen sind: denen, die gegen den Willen des Autors immer wieder bekunden, wie sehr der Kritiker Kürnberger den Dichter überragte. Um wie viel mehr bedeutet dieser Brief über die Novelle „Das Duell ohne Waffen" für die deutsche Literatur als die Novelle selbst! Sie ist trotz ihres altmodischen Gewandes für den Leser unserer Tage psychologisch interessant; aber lange nicht so spannend wie „Die Last des Schweigens", jene klassische Seelenstudie Kürnbergers, die neben dem Roman „Das Schloß der Frevel" auch seinen Dichternamen dauernd rechtfertigen wird. Seinem großen Sexualroman hat Kürnberger einige ebenbürtige Selbstkritiken gewidmet, Geleitbriefe, die im Vorwort der Buchausgabe (Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1904) und in der Zeitschrift „März" (München, Mitte Februar 1908) mitgeteilt wurden. Man möchte es fast bedauern, daß unser Brief über die poetische Gerechtigkeit, der heute wohlgeschulte Augen finden dürfte, nicht der bedeutenderen Eifersuchtsnovelle, der „Last des Schweigens", gilt, die erst jüngst in Wien mit starkem Eindruck vorgelesen wurde. Tröstend ist aber dabei, daß Kürnberger über ein verwandtes Thema, „Über das antik und

modern Tragische", eine großzügige Arbeit geschrieben hat, die mit seinen eigenen Dramen gar nicht zusammenhängt. Auch diese zum Vortrag bestimmte Artikelserie, die einstweilen in der Wiener „Allgemeinen Kunst-Chronik" (1892, XVI. Bd., Nr. 7 bis inkl. 14) verborgen ist, behandelt in verblüffender Art eine Frage, die auf unserer Tagesordnung steht.

„Das Duell ohne Waffen" erschien zuerst im Feuilleton der Wiener „Montags-Revue" (11. März bis 13. Mai 1872), dann im „Österreichischen Volkskalender" (1877), und endlich wenig verändert nach Kürnbergers Tod in der von Wilhelm Lauser herausgegebenen Novellensammlung (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1893). Unser Brief dürfte im Jahre 1877 als Antwort für einen kritischen Leser des Volkskalenders geschrieben worden sein, der mit gräßlichen Holzschnitten illustriert war. Auch Kürnberger mußte sich hier — wie sonst nur ein paarmal in Almanachen und Familienzeitschriften — 16 Holzschnitte gefallen lassen. Er, der in den Feuilletons „Das Illustrationswesen", „Bücher Frou-Frou" und „Biblia sacra" diese Fessel der Leserphantasie verflucht hatte. Auch eine tragische Ironie in Kürnbergers Schaffen! Fast so bitter wie die, daß der Mann, der als erster gegen die einst so üppig wuchernden „Künstlerdramen" wetterte, selber einen „Quintin Messis" und einen „Firdusi" schrieb.

Über die Novelle, die der verwöhnte Leser jetzt auch ohne Holzschnitte leicht in ihrer letzten Fassung finden kann, ist zum Verständnis des Briefes nicht viel zu sagen. Ein schwermütiger, ehrlicher Mechaniker aus dem Schwarzwald (Fabian) kämpft im Berner Oberland mit einem leichtsinnigen, skrupellosen Herrchen aus der Stadt (Pierre d'Orme) um die Liebe einer schönen Schweizer Bauerndirne (Klephe). Vor einem Morde schreckt der verzweifelte Fabian zurück, aber er sinnt sich ein merkwürdiges Duell aus: einen touristischen Zweikampf unter schweren Wetterbedingungen. Pierre d'Orme geht im Sustenpasse zugrunde, Fabian aber

heiratet die vor dem Verführer gerettete Klephe und wird ein tüchtiger, angesehener Bürger des Oberlandes. „Alles gedieh unter seiner Hand . . .“, so schließt die Novelle im Volkskalender. „Nur als Geschworner tadelten die Liebhaber einer scharfen Justiz seine Milde. Seine Mitbürger haben nämlich die Bemerkung gemacht, daß er niemals ein ‚Schuldig‘ aussprach.“

* * *

„Ihrem Wunsche, über Das Duell ohne Waffen mich baldigst zu erklären, entspreche ich fast umgehend. Aber meine Erklärung wird an Kürze und Präzision mit Ihren Einwürfen leider nicht wetteifern können; ich muß mir vielmehr einige Dauer dazu ausbitten. Hoffentlich fehlt es Ihnen nicht an Geneigtheit, mich ruhig, vielleicht selbst freundlich anzuhören.

Ich kann es nicht vermeiden, indem ich den ethischen Geist meiner Novelle apologisiere, einige Grundlinien zu ziehen, welche fast wie Gemeinplätze aussehen, welche es aber doch frommt ab und zu in Erinnerung zu bringen. Denn in der krausen Buntheit der Praxis wird das theoretische Bewußtsein gar leicht zurückgedrängt, wenn nicht eben der einzelne, besondere Fall es aufzufrischen einladet, ja gebieterisch fordert.

Die Grundlinien, von welchen ich spreche, sind folgende: Ich unterscheide 1. eine tragische, 2. eine moralische und 3. eine kriminalistische Schuld.

Nichts erscheint im Grunde augenfälliger als diese Unterscheidung und doch lehrt die tägliche Erfahrung das Gegenteil. Denn nicht nur verwechselt das große Publikum Nr. 2 und 3 fast beständig, sondern Nr. 1 und 2 verwechselt seinerseits wieder der gebildete und eminierende Mann.

Letztere Erfahrung bestätigt sich namentlich an den Auslegern von Tragödien. Ich finde, daß die meisten derselben sich abmühen, an dem tragischen Helden eine mora-

lische Schuld zu finden. Das mißlingt ihnen natürlich, und so gelangen sie zu Gewaltsamkeiten, Subtilitäten und Sophismen, welche deutlich verraten, daß im Ausgangspunkte irgend etwas irrig sein muß. Geht doch z. B. Rötscher so weit, die tragische Schuld der Cordelia in ihrem ‚unweiblichen Schweigen‘ zu finden. Als ob ein Mädchen den Tod verdiente, weil sie nicht mundfertig genug von Liebe zu schwatzen weiß! Aber dieses Mißverhältnis zwischen tragischer Schuld und Strafe klafft überall dort, wo man die letztere im Moralischen sucht. Welch ein Verhältnis, daß Klärchen und Egmont demselben Gericht unterliegen sollen wie Macbeth und sein Weib! So eminent versagt der moralische Maßstab am Begriffe des Tragischen.

Um meine obige Unterscheidung weiterzuführen, so denke ich aber so: Die tragische Schuld ist der angeborene Charakter des Menschen selbst. Teils der angeborene Mangel, teils der angeborene Vorzug, nämlich der umgekehrte Mangel, die pathalogische Überwucherung, immer aber das Angeborene. Kurz die Grenze der Menschheit! Die moralische Schuld dagegen besteht nur in einzelnen mehr oder minder korrigiblen Handlungen. Von der kriminalistischen braucht vollends nicht die Rede sein. Demnach geht Cordelia nicht zugrunde wegen einer einzelnen Handlung, etwa wegen der Schuld ihres angeblich ‚unweiblichen‘ Schweigens, sondern wegen ihrer ganzen Charakteranlage. Ein lebensfähiger Charakter erfordert nämlich zweierlei in unserer sittlich-sinnlichen Welt: Inhalt und Schein. Mit reizender Präzision formuliert Goethe das so:

> Was ist der Schein, wenn ihm der Inhalt fehlt?
> Und wär' der Inhalt, wenn er nicht erschiene?

Aber Cordelia erscheint nicht. Sie hat bloß Inhalt, nicht Schein. Sie zahlt der sittlichen Welt ihren Tribut, aber nicht der sinnlichen. Von dieser wird sie daher hinweggenommen, sie paßt nicht für sie, sie paßt für den Himmel.

Die tragische Schuld liegt in uns allen und nur von den Umständen hängt es ab, ob sie latent bleiben soll oder entbunden wird. Mit anderen Worten, wir alle sind begrenzte Naturen und das Schicksal entscheidet darüber, ob unser Bewußtsein davon chronisch oder akut verlaufen soll. Der letztere Verlauf ist die tragische Strafe.

Die tragische Schuld **kann** eine moralische werden. Das heißt, die menschliche Unvollkommenheit kann sich in einzelnen gewissenswidrigen Handlungen äußern. Diese Unterscheidung entwirrt uns den Widerspruch, daß wir den tragischen Helden bald mit tiefstem Bedauern, bald mit größter Genugtuung gerichtet werden sehen.

Die tragische Schuld **kann** eine moralische werden, aber sie muß es nicht.

Für die Poesie ist die tragische Schuld vom höchsten und unerschöpflichsten Werte. Sie ist die Schuld des Unschuldigsten, sie ist die Urform des Menschen. Tief unter ihr steht die moralische Schuld, nämlich die einzelne Handlung, diese Welle im Meere, welche kommt und geht, halb vom Bewußtsein, noch mehr von Zufall und Ungefähr abhängig. Ihr Gehalt ist, ethisch genommen, gering. Zu völligem Danke sagt es mir Georg Forster, was er in einem Briefe an seine Gattin bemerkt: Je länger ich lebe und Erfahrungen mache, je mehr überzeuge ich mich, daß einzelne Handlungen weder für noch wider den Menschen beweisen.

Die kriminalistische Schuld endlich hat nur Bedeutung, insofern sie ein Figurant für die tragische oder die moralische ist. Aber es sind Fälle denkbar, wo sie weder diese noch jene repräsentiert, ja sogar Fälle, wo sie zum Beifall der ethischen Mächte umschlägt. Für die Poesie bleibt sie deshalb fast gänzlich außer Frage.

Wie ich sohin über **die poetische Gerechtigkeit** denke, wird diese Exposition teilweise schon andeuten; es erübrigen mir nur noch die letzten Worte darüber. In der Tat denke ich über dieses Dogma radikal anders, als die

Rechtgläubigen. Wäre ich ein Goethe oder Schiller und hätte einen tonangebenden Einfluß, es wäre mir wohl der Mühe wert, das Dogma der poetischen Gerechtigkeit vom Grund aus zu reformieren. Und wenn es ein angenommener Kanon ist, die tragische Schuld durch den Tod, die moralische durch ein Unglück zu sühnen, so getraute ich mir, ein ethisches Prinzip zur Geltung zu bringen, welches weder dieses noch jenes fordert.

Ich habe mir zu sagen erlaubt, daß die tragische Schuld nichts anderes ist als der angeborene Charakter, Verhält es sich so, so ist der Charakter selbst auch seine eigene Strafe. Das ist klar. Lebensunfähig sein und sterben können, das ist offenbar ein Glück; aber lebensunfähig sein und doch leben müssen, das ist erst eine Strafe. Diejenigen, welche den Tod für eine Strafe halten, scheinen zu glauben, das Leben ist eine Wonne. Ich und andere aber denken, es ist eine Buße. Und immerhin wird in diesem Gedanken etwas Tiefes und Richtiges liegen, wenigstens auffallend ist es, daß in demselben die entgegengesetzten Philosopheme zusammentreffen, z. B. Schopenhauer und das Christentum. Noch auffallender gibt selbst der Staat, dieses Geschöpf, der Not und der Sorge, welches sonst nicht sehr fähig ist, die Philosophie zu realisieren, schon längst dem Gedanken Raum, die Todesstrafe fallen zu lassen, weil ja doch alle Empfindung der Strafe und alle Möglichkeit der Buße nur im Leben selbst liegen kann. Lebenslustige meinen, er tue das aus moderner Weichlichkeit; sie ahnen gar nicht was für ein fürchterlich ernster Geist von Askese darin liegt. Aber schreitet zu solchen Erkenntnissen sogar der schwerfällige Staat vor, soll dann das reine und unbehinderte Denken, soll dann die Poesie ihre verrottete Burg der ‚poetischen Gerechtigkeit‘ noch länger halten wollen? Schon Hamlet ruft der gebrochenen lebensunfähigen Ophelia zu: Geh in ein Kloster! Aber was hindert, daß sie es wirklich könnte? Nichts. Ihr Tod im Bache empfiehlt sich freilich als ein

Abschluß von sinnlichster Augenfälligkeit; ein ethisch reinerer Abschluß alles Lebens aber ist offenbar die Askese. Zwar werden Sie mit Recht erinnern: die Kunst ist ein sinnlich Erscheinendes, und soll das Leben verneint werden, so tut es der Tod viel sinnlicher als die Askese. Ich stimme dem zu. Nur daß man dann nicht glaube, der Tod sei eine ‚poetische Gerechtigkeit‘ — er ist in der Tat nichts Anderes als eine künstlerische Maschinerie. Tod, Selbstmord und Wahnsinn würde ich daher nur in den äußersten und seltensten Fällen verhängen, nämlich dort, wo der Held absolut unfähig geworden, die härteste aller Bußübungen zu ertragen, das Leben. Für die wahre poetische Gerechtigkeit aber würde ich immer das Leben selbst halten.

Ich sprach hier von der tragischen Schuld und ihrer Strafe. Was die moralische Schuld betrifft, von der ich gesagt habe, daß man glaubt, durch ein Mißlingen ihres Zielpunktes, durch ein Verfehlen des Glücks, durch ein Unglück sie bestrafen zu müssen, so denke ich mir auch hier die poetische Gerechtigkeit anders. Die moralische Schuld vollzieht sich durch eine einzelne (gewissenswidrige) Handlung, und ich bemerkte bereits, daß mir einzelne Handlungen (mit Forster) weder für noch wider den Menschen beweisen. Mag sie der Kriminalrichter richten! Aber der Poet, welcher es mehr mit dem Menschen en bloc zu tun hat, mit seiner Natur, nicht mit seinen Handlungen, der Poet kann nicht vorsichtig genug sein, den ganzen Menschen entgelten zu lassen, was die einzelne Handlung verschuldet hat. Ja, wenn die Handlung das reine Naturgepräge wäre! Aber die Natur gießt gleichsam nur ein paar Tropfen ihres Metalls dazu, und die übrige Legierung kommt von den Zuständen, Verhältnissen, Zwischenfällen, kurz von jenen äußeren Mächten, welche schlechtweg das Schicksal heißen. Diese Wahrheit wird der Dichter unverrückt im Auge behalten.

Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann übergebt ihr ihn der Pein,

sagt Goethe von den Schicksalsmächten. Er sagt nicht: der Arme ist schuldig; — der Arme wird schuldig, und noch milder: man läßt ihn schuldig werden! mag man das „lax“ nennen! Mag der Leser sein kriminalistisches Empfinden für ein sittliches halten! mag er getrost glauben, weil er so viele Richter sieht, daß das Recht wie ein unerschöpflicher Brunnen zu Jedermanns Händen bereit steht, während er keine Ahnung davon hat, wie außerordentlich schwer, ja kaum findbar das Recht ist. Mag es mit dem Leser so bestellt sein! Aber der Dichter, welcher nichts ist, wenn er nicht der billigste aller Denker und das barmherzigste aller Herzen ist, der Dichter wird sich wohl hüten, eine Gewissensschuld anders zu bestrafen als durch das Gewissen selbst. Das Gewissen ist die einzige Strafe, welche mit jeder Schuld sich deckt. Sie ist genau so groß und so klein wie die Schuld selbst. Welches andere Strafmaß kann das von sich sagen? Jedes Glück, das ich dem Schuldigen versage, jedes Unglück, das ich ihm zufüge, wäre ein richterliches Urteil, ein Urteil mit aller Gefahr des Zuviel und Zuwenig, mit allen Mängeln des menschlichen Irrtums. Das Gewissen allein ist ein poetisches.

Was nun Fabian betrifft (um von diesen Ausführungen endlich zur Applikation überzugehen), so finden wir ihn sowohl im Zustande der tragischen als der moralischen Schuld. Seine tragische Schuld ist sein Charakter selbst, respektive ein Mangel seines Charakters, nämlich die Unfähigkeit, das weibliche Element zu beherrschen, was doch ein Attribut des männlichen sein soll. Diesen Mangel ersetzt er momentan, er hilft sich durch seine Gewissenschuld gegen Pierre. Aber ist der Moment ein Leben? Bleibt sein Charakter nicht derselbe, und ist ihm bei diesem seinen Charakter das Glück, selbst wenn er es hätte, nur von heut auf morgen garantiert? Hat er nicht eine Ahnung seiner Unzulänglichkeit und einen Neid gegen glücklichere Nebenbuhler? Ist er nicht ganz der Mann, den die Eifersucht quälen wird? Sind denn die Pierres ausgestorben, weil der Eine starb? Und wenn der Leser von

Klephens Tugend ungalant denken will, könnten die Wahngebilde der Eifersucht nicht Fleisch und Blut annehmen? All diese Perspektiven halte ich dem Leser offen. Dürstet er nach Gerechtigkeit, wahrlich er kann aus ihnen wie aus einem unerschöpflichen Brunnen trinken. Denn darin haben Sie doch Unrecht, wenn Sie sagen, ich lasse unseren Helden glücklich und geehrt sein. Geehrt ja; geehrt als geschickten und fleißigen Arbeiter, als guten Gemeindebürger; warum nicht? Jedem das Seine! Aber glücklich? Ich gebe ihm das Weib, das er wünscht, und gebe ihm Kinder, deren Vater er zu sein glaubt oder auch nicht glaubt, je nachdem: das ist seine Sache. Ich gebe ihm eine Familie, die er besitzt, wie man unter dem Schutze der Gesetze eben besitzt, aber sollte es nicht Familienhäupter geben, welche wissen, daß kein äußerer Schutz den Mangel einer inneren Potenz decken kann? Und habe ich meinen Charakter im Zustande dieses Mangels nicht durchlaufend gezeichnet? Wird dieser Charakter nicht zeitlebens seine Strafe sein und brauche ich das noch ausdrücklich zu sagen? Genug daß ich sein Glück nicht ausdrücklich bezeugte. Von seinem Familienbesitz spreche ich, aber von seinem Familienglück kein Wort. Mag es der Leser verantworten, wenn er diese Begriffe allzu flüchtig verwechselt! Vor meiner Instanz ist Fabian bestraft, er ist behaftet mit sich selbst.

Dies zur tragischen Schuld und Strafe Fabians. Nun die moralische. Er hat eine einzelne gewissenswidrige Handlung begangen, den Gedankenmord gegen Pierre. Dafür würde er straflos ausgehen, wenn er, das Geschehene zu empfinden, überhaupt kein Gewissen hätte. Aber bestraft werde ich ihn haben, wenn ich das Attribut des Gewissens ihm zuteilte. Ich glaube, das tat ich. Ich tat es nicht nur im ganzen Konzepte der Novelle, sondern am augenfälligsten im Schlusse selbst. Dieser Schluß leistet mir überhaupt zweierlei. Wenn der Geschworene Fabian kein ‚Schuldig‘ über die Schuldigen ausspricht, so tut er es, weil er im

Sinne meines Zitates von Forster und Goethe praktisch humanisiert ist. Er hat an seinem eigenen Leibe erfahren, wie man schuldig werden kann, wie einem Schuldigen zu Mute ist, und siehe da, das Gespenst ist so grausig nicht, wie der ethische, aber unerfahrene Theoretiker meint. Was tat er denn weiter? Er ließ sich von einem Menschen auf die Alpe begleiten, von dem es ihm freilich sehr angenehm war, daß er hinterher erfror, aber er selbst konnte miterfrieren und er hat ihm noch im letzten Augenblicke gewarnt. Diese Warnung konnte Pierre befolgen, aber Leichtsinn und Genußsucht waren stärker in ihm, er befolgte sie nicht und ging zugrunde. Er ging an Schuld und Strafe seines eigenen Charakters zugrunde. Das tat Fabian, nichts weiter. Und sein Ausgangspunkt dazu war der allen Menschen erlaubte Durst nach Glückseligkeit, ja vielleicht selbst die Meinung, Klephens Unschuld sei auf die Länge nicht anders zu retten; und da er überdies von jetzt an unsträflich, ja selbst löblich zu leben fortfährt, warum soll er sich jenen kritischen Paßübergang nicht verzeihen. Passiert doch vielleicht jedes Menschenleben einen solchen! Ganz aber wird er sich doch nicht verzeihen. Denn eben dadurch, daß er kein ‚Schuldig' ausspricht, beweist er zugleich unter einem, wie er in jedem Schuldigen sein Ebenbild sieht, wie er von jedem Schuldigen an sich selbst erinnert wird, wie er sich in einen lebendigen und unauflöslichen Zusammenhang mit allen Schuldigen verwickelt findet, kurz, er beweist damit sein reges Gewissen.

All diesen Gedanken mögen Sie nun zustimmen oder nicht, ganz nach Ihrer persönlichen Freiheit und Eigentümlichkeit. Es war bloß ersichtlich zu machen, daß ich mit künstlerischer Besonnenheit arbeite und darüber Rechenschaft ablegen kann. Meine Arbeiten sind Produkte des Denkens, es sind Organismen, und die Spitze, in welche sie auslaufen, kann ebensowenig mechanisch entfernt werden, als die Blütenkrone einer Pflanze mit der Blütenkrone einer anderen Pflanze zu vertauschen ist."

Kleine Mitteilungen.

Ein Stammbuchblatt Grillparzers aus dem Jahre 1855.

Das kleine Bad Neuhaus bei Cilli in Südsteiermark hat schwerlich einen berühmteren Kurgast aufzuweisen als Franz Grillparzer, der in den Jahren 1855, 1856 und 1857 die dortigen Thermen gebrauchte. Das „stillste aller Bäder" nennt er es in einem Stammbuchvers aus dem Jahre 1856. So erschien es ihm wohl zumeist im Gegensatz zu Sauerbrunn bei Rohitsch, das er eben verlassen und das für damalige Verhältnisse sehr luxuriös, daher sehr besucht und lärmend war. In Neuhaus suchte Grillparzer Ruhe, aber die Neugierde und Zudringlichkeit, mit der man ihn, den gefeierten und weithin bekannten Dichter, verfolgte, fiel ihm gewiß oft lästig. Um so wohltuender empfand er die bescheidene Zurückhaltung einer Dame, die sich dann bei zufälliger Bekanntschaft als große Verehrerin des Dichters entpuppte, was er als ihr Begleiter auf Spaziergängen zu erkennen Gelegenheit hatte. Er fühlte sich damals infolge der Kur körperlich nicht wohl und hat vielleicht auf den Rat der Frau Karoline Wokaun in der Homöopathie Zuflucht gesucht; daß diese Dame aber außerdem auch auf seinen seelischen Zustand beruhigend einwirkte, geht deutlich aus den Zeilen hervor, die er ihr zwei Tage vor seiner Abreise ins Stammbuch schrieb:

> Homöopathisch zu helfen bereit
> Muß an Tropfen Dein Kranker sich laben;
> Doch milden Sinn und Herzlichkeit
> Gibst du in größeren Gaben. —

Bad Neuhaus, am 12. August 1855.

Franz Grillparzer.

Das kostbare Blatt befindet sich jetzt im Besitz der Tochter der Dame, Frau Hofrätin Emilie Huß, die sich verpflichtet fühlte, weiteren Kreisen die Kenntnis dieses Andenkens nicht länger vorzuenthalten.

Marie Steiger.

Ein Brief Grillparzers.

Das Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde bewahrt folgenden Brief Grillparzers an seinen Vetter Leopold von Sonnleithner:

Lieber Leopold!

Ich habe Dir zwar durch Deinen Abgesandten sagen lassen, ich würde morgen Mittags Dich in Deiner Wohnung abhohlen, das geschah aber nur, weil ich mir im Augenblick einbildete, man fahre durchs Schottenthor nach Hietzing. Nun aber, da ich mich besser orientirt habe, und ich eigentlich vor zwei Uhr nur schwer mich vom Bureau entfernen kann, so ergeht meine Bitte an Dich, ob Du es nicht vorziehen würdest, vielmehr mich, und zwar in meinem Bureau im Münzgebäude I. Stock (beim Portier leicht zu erfragen) abzuhohlen, Du, als gebiethender Herr und Herr Deiner Zeit kannst Dir leichter ein Viertelstündchen abmüssigen. Auch haben wir von dort aufs geringste eben so weit zum Burgthore als von Deiner Wohnung aus.

Grillparzer.

Sr. Wohlgeboren H. Leopold von
Sonnleithner, Hofrichter zu den Schotten.

Zwei Briefe an Grillparzer.

In einem Aktenbündel der Zensurhofstelle befinden sich die nachfolgenden zwei Briefe des Grafen Festetics, Herausgebers der Pannonia, an Franz Grillparzer, die sich auf den Abdruck der beiden Gedichte „Bertas Lied in der Nacht" und „Kuß" beziehen.

Im ersten Brief rechtfertigt sich Graf Festetics gegen den von Adolf Bäuerle erhobenen Vorwurf des unbefugten Nachdruckes; aus dem zweiten läßt sich nicht entnehmen, ob Grillparzer dem Herausgeber durch einen Mittelsmann eine Abschrift zukommen ließ. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß der Literat Coremans von Grillparzer keineswegs bevollmächtigt war. Die Briefe haben folgenden Wortlaut:

I.

Mich in den Augen eines Bäuerle zu reinigen finde ich unter meiner Würde — Ihnen aber mein Herr bin ich diese Achtung schuldig. Aus den angebogenen Briefen des Herrn Coremans erhellet es, ob ich Ihren geachteten Namen mißbrauchte, oder ob mein Vertrauen schändlich getäuscht wurde — aus eben diesen Briefen ersehen Sie, ob ich „Berthas Lied" nachdrucken ließ, oder für Original Auflage in meinem Blatt zu halten berechtigt war. — Zwar kann der pöbelhafte Redacteur der gemeinen Wiener Theater-Zeitung mir nie an meiner Ehre schaden — wenn aber doch einige anders dachten, so würde es durch Euer Wohlgeboren leicht widerlegt werden können. Übrigens werden Sie mich verbinden, in einer der Wiener Zeitschriften, deren Ihnen alle zu Diensten stehen, über diese Zeitschrift einige Worte einrücken zu lassen oder diesen Brief selbst nach Gutdünken zu benützen. — Von Ihrer Gerechtigkeitsliebe zum Vertrauen geweckt, lege ich die Rechtfertigung meiner Ehre in Ihre Hände — Könnten sich Euer Wohlgeboren aber entschließen und wirklich mein rastloses Streben durch Ihren sehnlichst zu

wünschenden Beitritt belohnen, und durch kleine Beiträge von Zeit zu Zeit, das Bäuerlische Lügen-Gerücht zu Schanden machen — so wäre dies mehr als ich mir je zu hoffen erlaubte —

Genehmigen Euer Wohlgeboren, daß mein Secretär Ihnen die letzteren Hefte dieses Jahrgangs überreichte; die Fortsetzung wird durch die Post in Porto freien Couverts pünktlich folgen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Euer Wohlgeboren
gehorsamster Diener
Graf Carol Albert Festetics.

Pest den 17t Feb. 820.

Um die 4 Original Briefe Coremans bitte ich Sie Sorge zu tragen, da ich selbe zurück wünsche.

Redakteur der Pannonia.

II.

Wohlgeborner Herr!

Durch Hr. Coremans habe ich bereits zweimahl Beiträge von Euer Wohlgeboren erhalten. In der festen Überzeugung, daß er dazu berechtigt war, finde ich mich verpflichtet, Euer Wolgeboren für diese ausgezeichnete Güte zu danken. Es wäre mein sehnlichster Wunsch, welchem ich kaum Worte zu geben mich unterfange, wenn Euer Wohlgeboren für mein Blatt fernerhin etwas zu thun gesonnen wären; und obwohl ich zu dieser Bitte nicht das mindeste Recht habe, so will ich dennoch auf Ihre Güte bauend, nicht jede Hoffnung aufgeben.

Vor einiger Zeit ist mir Ihre Kußlehre zugeschickt worden, da aber die Hand, von welcher ich Sie erhielt, nicht dazu berechtigt war, so wollte ich früher zur Aufnahme Ihre Einwilligung erlangen. Als den

schwächesten Beweis meiner Hochachtung und Ergebenheit übermache ich Euer Wohlgeboren durch die Kunsthandlung des Herrn Carl Mechetti am Michaelerplatz ein completes Exemplar meiner Zeitschrift Pannonia.

Die Fortsetzung hievon folgt in Porto freien Couvert mittelst der Post.

Ich habe die Ehre mich mit vorzüglichster Hochachtung zu zeichnen

Euer Wohlgeboren
bereitwilligster Diener
Grf. C. Festetics
Pest. den 22t August 820. Redakteur der Pannonia.

Zu Grillparzers „Die Ruinen des Campo vaccino in Rom".

In Sauers „Aus dem alten Österreich" ist der Bericht des Grafen Sedlnitzky an Kaiser Franz und dessen Entscheidung über Grillparzers im Taschenbuch „Aglaja" erschienenes Gedicht „Die Ruinen des Campo vaccino" abgedruckt. Der Kaiser hatte den Grafen Sedlnitzky am 25. November 1819 beauftragt, den Dichter vorzurufen und ihm einen strengen Verweis um so mehr zu erteilen, als Grillparzer die Reise nach Rom mit dem kaiserlichen Gefolge gemacht habe „und es keinem Dichter zum Ruhm, noch zur Ehre gereicht, wenn er seinen Witz ohne Berücksichtigung des Gegenstandes, so ehrwürdig oder heilig solcher auch seyn mag, ausläßt, und ein solches Benehmen nur schiefe Bildung des Verstandes, wenn nicht gar ein verdorbenes Gemüth verräth". Das Gedicht wurde bereits früher im Auftrage Sedlnitzkys aus dem Taschenbuch herausgenommen und dem Zensor Schreyvogel ein Verweis erteilt.

Trotz dieses Verbotes wurde das Gedicht am 2. August 1820 in der von dem Grafen Karl Albert Festetics in Pest herausgegebenen Zeitschrift Pannonia*) abgedruckt. Durch die Denunziation eines Handelsmannes von dem Erscheinen des verpönten Gedichtes verständigt, richtete Graf Sedlnitzky am 30. August 1820 folgende Note an die ungarische Hofkanzlei:

In der zu Pest unter der Redaktion des Grafen Carl Albert Festetics erscheinenden Zeitschrift, Pannonia betitelt, ist in dem Blatte No. 62, vom 2. d. M., ein Gedicht mit der Aufschrift: Die Ruinen des Campo Vaccino in Rom, von Grillparzer abgedruckt worden. Dieses Gedicht war früher zur Aufnahme in das hiesige für das laufende Jahr 1820 erschienene Taschenbuch Aglaja bestimmt, und darin bereits auch schon abgedruckt worden.

Allein noch vor der öffentlichen Erscheinung des vorgedachten Taschenbuches wurde die Aufmerksamkeit Sr. Majestät des Kaisers und Königs, auf das befragte Gedicht gelenket, und dasselbe zufolge einer a. h. Entschließung, nach wiederholter hierorts veranlaßten Prüfung, dem strengen Verbothe unterzogen. Nur wenige Exemplare des obbezeichneten Taschenbuches, worin dieses verbothene Gedicht abgedruckt war, wurden vor dem ausgesprochenen Verbothe durch den Verleger in entferntere ausländische Buchhandlungen versendet. Aus allen übrigen Exemplaren desselben Taschenbuches wurde vor der Versendung an inländische Buchhandlungen, das beanständigte Gedicht herausgerissen und vernichtet.

Ungeachtet solchergestalt dieses Gedicht als streng verboten, und für das Inland nicht existirend betrachtet werden mußte: so gewährt dennoch die Erscheinung desselben Gedichtes in der Pester-Zeitschrift „Pannonia" die

*) Der genaue Titel lautete: Pannonia, ein vaterländisches Erholungsblatt für Freunde des Schönen, Guten und Wahren.

sicher unangenehme Überzeugung, daß solches, ohne seinen anstössigen Inhalt zu berücksichtigen, von der Censurbehörde in Pest zum Drucke, und sonach zur weiteren Verbreitung in einer inländischen Zeitschrift zugelassen worden ist. Da nun solch ein Vorgang nicht nur den allgemeinen Censur-Vorschriften, sondern selbst dem mit a. h. Entschließung Sr. Majestät ausgesprochenen Verbothe jenes Gedichtes widerstrebt, so gebe ich mir die Ehre Ew. hievon pflichtmäßig in die Kenntnis zu setzen, und indem ich die diesfällige Amtshandlung Hochdero erleuchtetem Erkennen anheimstelle, verbinde ich mit der Bitte um gefällige Mittheilung des Resultats dieser Amtshandlung, besonders in so weit selbe das befragte Blatt der Zeitschrift: Pannonia betrifft, die Bemerkung; es sei dermal hierorts die Verfügung getroffen, daß die erwähnte Zeitschrift, welche bereits zu mehrfälligen Beschwerden Anlaß gab, ehe sie an die hiesigen Partheien ausgegeben wird, mit sorgfältiger Strenge und Umsicht rezensurirt, sohin bei vorkommenden Anständen mit Verbot belegt werde.

Die ungarische Hofkanzlei erwiderte hierauf am 24. November 1820:

Man hat hiemit die Ehre, Euer Excellenz den sammt seinen Beilagen angeschlossenen Bericht mitzutheilen, den die königl. ungarische Statthalterei über die im schätzbarsten Schreiben vom 30ten August d. J. erwähnte Aufnahme der Elegie „Ruinen des Campo Vaccino“ in der Zeitschrift Pannonia eingeschickt hat.

Nach diesem Berichte ließ daß Ofner Revisorat, dem die Durchsicht jener Zeitschrift obliegt, sich im gegenwärtigen Falle nichts zu Schulden kommen: da ihm der Verboth gedachter Elegie — die sich in einem, von dem Herausgeber der Pannonia vorgewiesenen hier gedruckten Exemplare des Taschenbuches Aglaja fand, nicht bekannt war, und da eben dieß selbst durch die Wiener Zeitung

angekündigte Taschenbuch in den gewöhnlichen Hof-Zensur-Verzeichnissen ohne spezielle Ausschließung eines Artikels mit admittitur bezeichnet ist.

Indem man sich übrigens die gefällige Rücksendung oberwähnter Akten freundschaftlich erbittet, werden die ihnen beigefügten Exemplare des fraglichen Gedichtes Euer Excellenz ferneren hochgefälligen Verfügung überlassen.

An Seine des k. k. wirklichen geh. Raths, und der Polizei Hof-Stelle Präsidenten, Herrn Grafen von Sedlnitzky, Excellenz.

Graf Sedlnitzky antwortete hierauf der Hofkanzlei am 14. Dezember 1820: „daß nur wenige Exemplare des in Wien für das Jahr 1820 unter dem Titel ‚Aglaja‘ erschienenen Taschenbuches, in welchem das Gedicht ‚Die Ruinen des Campo vaccino in Rom von Franz Grillparzer, abgedruckt war, durch den Verleger, vor dem über dieses Gedicht verhängten Verbothe, in entfernte ausländische Buchhandlungen versendet worden waren, und daß aus allen übrigen Exemplaren desselben Taschenbuches, vor der Versendung an inländische Buchhandlungen, das beanständigte Gedicht herausgerissen, sonach vorgelegt, und hierorts vernichtet wurde. Wenn daher der Herausgeber der in Pest erscheinenden Zeitschrift „Pannonia“ dem Ofner Censor, welcher das obbezeichnete Gedicht zum Drucke zuließ, ein Exemplar des gedachten Taschenbuches mit dem verbothenen Gedichte vorzuzeigen im Stande war, so könne vorerwähnter Herausgeber dasselbe nur aus dem Auslande bezogen, und zur Täuschung des dortigen Censors mißbraucht haben. Allein auch abgesehen davon hätte der Ofner Censor den anstössigen Inhalt des obbezeichneten Gedichtes berücksichtigen und zur weiteren Verbreitung in einer inländischen Zeitschrift nicht zulassen sollen.“

Nach den damals geltenden Zensurvorschriften mußten auch die in den einzelnen Provinzen der Monarchie er-

scheinenden Zeitungen der Wiener Zentralzensurbehörde vorgelegt werden; es stand jedoch dieser frei, hievon Ausnahmen zu machen. Auch die „Pannonia“ genoß diesen Vorteil. Durch den Abdruck des Grillparzerschen Gedichtes verlor sie jedoch diese Begünstigung und die Hauptpost-Zeitungsexpedition wurde angewiesen, von nun an die bei ihr einlaufenden Exemplare der „Pannonia“ vor der Ausgab- an die Zensurstelle zu leiten, wie dies mit allen ausländischen Zeitschriften zu geschehen hatte.

Ein Gedicht Grillparzers in französischer Nachbildung.

Mitgeteilt von

Irene Jerusalem.

Ich habe einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Paris dazu benützt, den Spuren Grillparzers in Frankreich nachzugehen und hoffe einmal später ausführlich zeigen zu können, wie weit Grillparzer den Franzosen bekannt geworden ist.

In den nachstehenden Zeilen will ich den Weg verfolgen, den ein Gedicht Grillparzers in Frankreich gemacht hat, die erste von Grillparzers Dichtungen, die, soweit wir wissen, in Frankreich ein Echo gefunden hat.

In dem Wiener Taschenbuch „Aglaia“ erschien im Jahre 1819 Grillparzers Gedicht „Des Kindes Scheiden“. Der Dichter hatte es am 22. Oktober 1817 verfaßt, als das sechsjährige Töchterchen seines Vetters Sonnleithner gestorben war [1]).

Wie dieses Gedicht seinen Weg nach Paris genommen hat, wissen wir nicht. Tatsache ist nur, daß noch im

---

[1]) Grillparzers sämtliche Werke, 5. Auflage, I. Bd., S. 172.

Jahre 1819, also einige Monate nach Erscheinen des Taschenbuches, eine wenn auch nicht wörtliche, so doch ziemlich treue französische Übersetzung des Gedichtes in der Zeitschrift „Lycée français" [1]) erschienen ist. Ihr Verfasser ist Charles Loyson, ein junger Lyriker, der, im gleichen Jahr wie Grillparzer geboren, im Jahre 1819 seine ersten Gedichte herausgab und schon ein Jahr später starb. Seine Übersetzung, er selbst bezeichnet sie als Nachdichtung, lautet:

L'enfant heureux (mit dem Untertitel „Imité de l'allemand de M. Grillpatzer").

Un ange aux plumes argentées
Au chevet d'un berceau, qu'ombrageaient à demi
Les ailes, dans les airs mollement agitées,
Planait d'un vol leger sur l'enfant endormi.
L'immortel incliné vers la douce figure,
Où brillait un sourire et d'amour et de paix,
Comme au miroir d'une onde pure
Croyait voir son image et contempler ses traits.
De cette illusion entretenant l'ivresse
Vers la couche tranquille, il approche, il se baisse.
Oh combien ce sommeil lui paraît gracieux!
Le pur souffle échappé de ses lèvres de rose
Respire le calme des cieux,
Sur ce front argenté l'innocence repose
Et son éclat céleste en cercle radieux
Semble briller autour de ces boucles flottantes
Dont l'or en ondoyants replis
Voile deux mains eblouissantes,
Jointes paisiblement sur un beau sein de lis.
L'immortel souriait à cette aimable image,
Soudain son front pensif s'est voilé d'un image;
Il détourne les yeux et pousse un long soupir.
Déjà dans les jours à venir
Il avait entrevu l'orage,
Qui fait ployer le chêne et brise l'humble fleur.
Il entendait siffler la flèche du malheur,

---

[1]) Lycée français 1819, II. Bd., S. 51.

La flèche au vol mortel, qu'inutile défense,
N'écartent la justice, hélas! ni l'innocence.
Les yeux clos doucement allaient s'ouvrir aux pleurs;
Ce sein paisible et pur qu'à peine
Agite en s'exhalant une légère haleine,
Devait être brisé sous le poids des douleurs.
L'esprit céleste, ému d'une sainte tristesse
Consulte, l'œil aux cieux l'éternelle sagesse;
Le Tout-Puissant fait signe, et d'un facile effort,
Soulevant dans ses bras l'innocent qui sommeille
Il presse sa paupière et sa lèvre vermeille:
„Sois heureux“ lui dit il; et l'enfant était mort.

Mag man die Übersetzung Loysons im ganzen als gut oder schlecht bezeichnen, es bleibt doch wichtig und interessant, daß wir in ihr die erste französische Übersetzung einer Grillparzerschen Dichtung vor uns haben; denn die ersten Übersetzungen seiner Dramen erschienen später, und zwar in den Jahren 1821 und 1823.

Die Nachdichtung Loysons ist meines Wissens nirgendwo sonst vollständig erschienen. Sainte-Beuve zitiert einige Zeilen daraus in seinen „Portraits contemporains“ [1]), wo er sie als „la plus remarquable de ses (Loyson) pièces“ bezeichnet. In Loysons ausgewählten Schriften (1869) findet sich das Gedicht nicht, wiewohl in der Einleitung darauf hingewiesen wird.

Loyson ist nicht der einzige französische Dichter geblieben, dem dieses Gedicht Grillparzers zur Ruhmesleiter wurde. Denn 1828 erscheint in der „Quotidienne“ folgende Elegie:

L'Ange et l'Enfant.

Un ange au radieux visage,
Penché sur le bord d'un berceau,
Semblait contempler son image,
Comme dans l'onde d'un ruisseau.
Charmant enfant, qui me ressemble

---

[1]) Portraits contemporains. Paris 1840, III. Bd.

Disait-il, oh! viens avec moi!
Viens, nous serons heureux ensemble,
La terre est indigne de toi.
Là jamais entière allégresse
L'âme y souffre de ses plaisirs,
Les cris de joie ont leur tristesse
Et les voluptés leurs soupirs.
La crainte est de toutes les fêtes;
Jamais un jour calme et serein
Du choc ténébreux des tempêtes
N'a préservé le lendemain.

Eh quoi! les chagrins, les alarmes
Viendront troubler ce front si pur
Et par l'amertume des larmes
Se terniraient ces yeux d'azur.

Non, non, dans les champs de l'espace
Avec moi tu vas t'envoler;
La providence te fait grâce
Des jours que tu devais couler.

Que personne dans ta demeure
N'obscurcisse ses vêtements,
Qu'on accueille ta dernière heure
Ainsi que tes premiers moments.
Que les fronts y soient sans nuage,
Que rien n'y révèle un tombeau;
Quand on est pur comme à ton âge
Le dernier jour est le plus beau.

Et secouant ses blanches ailes,
L'ange à ses mots a pris l'essor
Vers les demeures éternelles
Pauvre mère . . . ton fils est mort.

Dieses Gedicht hat einen poetischen Bäckermeister aus Nîmes, Jean Reboul, zum Verfasser. Es machte den Mann über Nacht berühmt und verschaffte ihm die Ehre, von Lamartine als „génie dans l'obscurité" gefeiert zu werden. Die Elegie wurde dann später vielfach abgedruckt, sie findet sich in zahlreichen französischen Anthologien und

gehörte noch vor 40 Jahren zu den volkstümlichsten Gedichten in Frankreich.

Die Ähnlichkeit der Elegie Rebouls mit dem Gedichte Grillparzers ist auf den ersten Blick zu erkennen. Gemeinsam ist zunächst der Grundgedanke: Der Engel entführt das Kind zu lichten Höhen, damit es das Erdenleid nicht kennen lerne; dann die Situation am Eingang des Gedichtes: Der Engel schwebt über dem Haupt des Kindes, dessen Antlitz ihm gleich einem klaren Wellenspiegel sein eigenes zurückzustrahlen scheint. Endlich finden sich sogar Anklänge im einzelnen: Hier wie dort sieht der Engel, der in die Zukunft blickt, das Auge des Kindes sich mit Tränen füllen u. a. m.

Der Zusammenhang der beiden Gedichte wird in der großen Enzyklopädie zugegeben. Es heißt dort im Artikel über Reboul: „Das literarische Debüt des Dichters fällt in das Jahr 1828, wo seine schöne Elegie „L'Ange et l'Enfant“ in der Quotidienne erschien; sie ist sein berühmtestes (!) Gedicht geblieben; die Idee hat er von dem österreichischen Dichter Grillparzer, wofern dieser sie nicht von ihm entlehnt hat.“ Daß die letztere Eventualität unmöglich ist, beweisen die Jahreszahlen. Grillparzers Gedicht erschien 1819, das von Reboul 1828.

Ob Reboul die Loysonsche Übersetzung oder das deutsche Original des Grillparzerschen Gedichtes gekannt hat, vermag ich vorläufig nicht zu entscheiden. Jedenfalls ist es interessant, daß „L'Ange et l'Enfant“ das einzige von Rebouls Gedichten ist, das ihn überlebt hat.

Wir sehen also, für beide Dichter ist das Samenkorn Grillparzers schön aufgegangen.

Ob und wie weit Grillparzer selbst von dem Erfolge seines Gedichtes gewußt hat?

Etwas davon mag er wohl erfahren haben, als sich im Jahre 1865 ein französischer Schriftsteller Jules Canonge an ihn wandte und ihn bat, ihm eine Abschrift des Gedichtes zu schicken.

Canonges Schreiben kenne ich nicht, aber Grillparzers Antwort ist uns erhalten [1]). Dieser kurze Brief zeigt die recht verdrießliche Stimmung des alten Grillparzer, der sich nach dem Unfall in Römerbad im Juni 1863 nicht mehr erholen konnte. Er schreibt:

Vienne le 10 décembre 1865.

Monsieur,

je suis malade et j'écris très mal le français. Je me borne donc à vous envoyer la petite pièce en vers que vous avez prise en affection quoique j'aie bien peur qu'elle ne soutiendra pas la bonne opinion dont vous l'honorez.

La maladresse de mon copiste m'oblige de faire la copie moi-même. Avec estime

Fr. Grillparzer.

Canonge gibt im Anschluß an den Brief eine Übersetzung des von ihm hochgeschätzten Gedichtes; er verweist auf Loysons Übersetzung und auf Rebouls Elegie, er zitiert auch Byrons bekanntes Urteil über Grillparzer und fügt bei: „Grillparzer ist heute der Altmeister der deutschen Literatur; er wird einer ihrer bedeutendsten Prosaiker bleiben und im Drama und ganz besonders in der Lyrik und hierin als einer ihrer ersten Dichter gelten."

Auch Canonge vergißt nicht, auf die Übersetzung Loysons und auf Rebouls Elegie zu verweisen.

---

[1]) Jules Canonge, ein wenig bekannter französischer Dichter, ein Landsmann von Reboul, hat ein Bändchen an ihn gerichteter Briefe berühmter Leute herausgegeben unter dem Titel: „Lettres choisies dans une correspondance de Poète communiquées à ses lecteurs par celui qui les a reçues Jules Canonge." Auf Seite 144 dieser Sammlung befindet sich der Brief Grillparzers.

Bericht

über die

achtzehnte Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft.

Von Emil Reich.

Donnerstag den 31. Oktober 1907 um 4 Uhr fand im Stadtratssitzungssaale des Rathauses zu Wien die achtzehnte Jahresversammlung statt, von der die Mitglieder durch spezielle Einladungen im Postwege, sowie durch die Zeitungen verständigt worden waren.

Obmann Markgraf Alexander Pallavicini gedachte, sogleich nachdem er die Versammlung eröffnet, der beiden schwerwiegenden Verluste, von denen die Grillparzer-Gesellschaft betroffen worden. Noch das Jahr zuvor hatte Wilhelm von Hartel als Obmannstellvertreter, als welcher er fast ein Dezennium lang in unserem Ausschuß tätig war, die Versammlung geleitet. Der Vorsitzende erinnerte daran, wie Hartel als Student Gelegenheit gefunden, Grillparzer kennen zu lernen, wie er als Rektor der Universität Wien eine würdige Feier zu Grillparzers hundertstem Geburtstag geleitet, wie er als Sektionschef und als Minister für stärkere Pflege der heimischen Literatur in den Mittelschulen gewirkt und rühmte sein mildes, ausgleichendes Wesen. Geheimer Rat v. Hartel starb wenige Tage bevor er den bereits ausgearbeiteten und seiher in unserem Jahrbuch abgedruckten Vortrag in unserer Mitte halten sollte. Seit der Gründung der Gesellschaft hatte Josef Lewinsky dem Vorstand als arbeitsfreudiges Mitglied angehört, durch 17 alljährlich wiederkehrende Vorlesungen zum Erfolge unserer Vereinigung mächtig beigetragen. Bis die letzte schwere Krankheit ihn uns entriß, bewies der große Meister der Rede stets regstes Interesse für die Grillparzer-Sache; auch er durfte ja noch mit Grillparzer selbst verkehren. Lewinsky bleibe in der Geschichte der Schauspielkunst unsterblich. Die Versammlung gab ihrer Trauer durch Erheben von den Sitzen Ausdruck.

Dem Schriftführer Universitätsprofessor Dr. Emil Reich wurde hierauf zu folgendem Rechenschaftsbericht das Wort erteilt:

Geehrte Versammlung!

Das achtzehnte Jahr seit der Gründung unserer Gesellschaft brachte friedliche, gedeihliche Fortentwicklung. In gewohnter Weise wollen wir Ihnen vom Engeren zum Weiteren fortschreitend kurz berichten, wie unsere Vortragsabende verliefen, was unser Jahrbuch enthielt und ob in allgemeinen Fragen unsere Ziele der Verwirklichung näher zu rücken scheinen.

Eine Übersicht der „Deutschösterreichischen Lyrik" seit fast drei Menschenaltern bot am 9. November 1906, dem ersten unserer sechs Vortragsabende, Hofschauspieler Ferdinand Gregori, dem es gelang, 42 Dichter, von Grillparzer bis zu kürzlich erst bekannt werdenden, vorzuführen ohne zu ermüden und jede Stimmung in sicherer Weise zu wecken (Grillparzer, Zedlitz, Lenau, Halm, Seidl, Feuchtersleben, Gilm, Hamerling, Lorm, K. Beck, Hartmann, Meißner, Paoli, Rollett, Frankl, Saar, Rosegger, J. J. David, Hofmannsthal, Madjera, Hoffmann, Mell, Dallago, Wallpach, Bienenstein, Himmelbauer, Schnitzler, Salus, H. Sauer, Schaukal, Ebermann, H. Müller, Stona, delle Grazie, F. Beck, Ginzkey, Zweig, Schnabl, Hango, Wertheimer, Wilhelm, Rilke). Am 23. November wurden Kompositionen zu Lenaus Gedichten, darunter eine von F. Schreker für diesen Abend neugeschaffene Vertonung, vom Forsmannchor unter Leitung des Professors Georg Valker und Mitwirkung der Solistin Fräulein Virginie Fournier trefflich zu Gehör gebracht, wie zwei Jahre früher ein gemischter Chor Kompositionen nach Grillparzer bei uns gesungen hatte. Eine tief verständnisvolle Charakteristik unseres dahingeschiedenen Ehrenmitgliedes Ferdinand von Saar gab Hofrat Professor J. Minor am 14. Dezember als Gedenkrede und las noch ungedruckte Gedichte aus Saars Nachlaß, sowie eine gleichfalls erst zu publizierende Szene aus dem 2. Akt des unvollendeten Stückes „Ludwig XVI." mit starker Wirkung. Am 18. Jänner hätte Geheimer Rat W. v. Hartel über „Grillparzer und die Antike" sprechen sollen, statt dessen wurde der Abend zu einer Trauerfeier für den soeben Hinweggerafften; nach einleitenden Worten unseres Obmannes hielt Geheimer Rat Ernst von Koerber, der Chef des Ministerrates, dem von Hartel fünf Jahre angehört hatte, seinem einstigen Kabinettsmitglied

einen gedankenreichen, warmempfundenen Nachruf. Ein Vortrag des Universitätsprofessors Dr. Robert F. Arnold über „Das deutsche Drama der Verfallszeit" (1870—1885), der zu Ausblicken in die aufstrebende Gegenwart interessanten Anlaß bot, folgte. Am 15. Februar las Fräulein M. E. delle Grazie, schon in früherer Zeit als Interpretin eigener Dichtungen oder Deuterin ästhetischer Probleme gern in unserer Mitte vernommen, ihre dunkelschwere Novelle „Die Sonette des Petrarca", ihre heiter-rührende Hundegeschichte „Boxl" und ihren schwungvollen Gedichtzyklus „Csardas". Die beiden letzten Akte des Trauerspiels „Kriemhilds Rache" von Fr. Hebbel rezitierte am 12. April Hofschauspieler Georg Reimers kraftvoll ergreifend; vielleicht hat dieser Abend für die kürzlich erfolgte Wiederbelebung der „Nibelungen" Hebbels auf einer Wiener Bühne die Stimmung schaffen helfen. Der Festsaal des Architektenvereines hörte an diesen Freitagen viel Beifall der stets sehr zahlreich erschienenen Mitglieder.

Vor Pfingsten kam unser siebzehntes Jahrbuch heraus. „Goethesche Einflüsse auf Grillparzers Lyrik" untersucht der Wiener Gymnasialprofessor Arthur Petak. Das wenig würdige Leben und Dichten L. L. Haschkas schildert Gustav Gugitz als Kenner der josefinischen und franziszeischen Zeit. Die beiden Wiener Privatdozenten Stephan Hock, „Vormärzliche Pamphlete", und Eduard Castle, mit Dokumenten über „Zedlitz' Anstellung im Staatsdienst", tragen zur Kenntnis unerquicklicher Verhältnisse bei. Der nachgelassene Vortrag „Grillparzer und die Antike" zeigt wie Schönes und Kluges Wilhelm v. Hartel uns zu sagen hatte. Die „Briefe der Therese Huber an Karoline Pichler", die Professor Ludwig Geiger (Berlin) herausgab, bilden eine wünschenswerte Ergänzung zu den von uns früher publizierten Briefen der Wiener Schriftstellerin an ihre schwäbische Kollegin. Über den früh verstorbenen Steirer „Karl Schröckinger" berichtet Franz Ilwof. Ein vorläufiger kurzer Nachruf für Josef Lewinsky schließt die Reihe der Beiträge ab. Es ist Zufall, wenn diesmal nur die beiden Menschenalter vor 1848 behandelt wurden. Die Absicht unseres verdienten Jahrbuchredakteurs Karl Glossy bleibt es, die ganze Epoche von Maria Theresia bis auf unsere Tage in unseren Veröffentlichungen zu berücksichtigen. Das „Grillparzer-Jahrbuch" hat sich unter seiner Leitung eine angesehene Stellung erworben und wird sie behaupten.

Die schmerzlichen Lücken im Vorstand, welche der Tod

gerissen, wurden durch die Kooptation des Unterrichtsministers Dr. Gustav Marchet als Obmannstellvertreter und des Hofschauspielers Josef Kainz als Ausschußmitglied in entsprechendster Weise ausgefüllt.

Auch 1906 erhielt sich unser Mitgliederstand fast unverändert; von unseren 687 Teilnehmern wohnten 575 in Wien, 112 in der Provinz oder im Auslande. Wir übertreffen also nach wie vor alle anderen literarischen Vereinigungen Österreichs an Mitgliederzahl sehr erheblich. Gleichwohl müssen wir es beklagen, daß unser Jahrbuch, insbesondere von seiten der Gymnasien, Realschulen und Lehrerbildungsanstalten, jene Beachtung, die es als Lehrbehelf für den Unterricht in der modernen deutschösterreichischen Literatur wohl verdienen würde, nicht immer findet. 50 Mittelschulen zählen wir im Mitgliederverzeichnis, die große Mehrzahl aber fehlt darin. Wir wünschen ihren Beitritt ausschließlich im Interesse der Sache, denn bei einem Gesellschaftsvermögen von mehr als 14.700 Kronen, wie es sich nach Abrechnung aller Lasten ergibt, und einem alljährlichen Betriebsüberschuß sind wir auf Unterstützung von keiner Seite angewiesen.

Die in früheren Berichten erwähnte erfreuliche Tätigkeit an Österreichs Hoch- und Mittelschulen, in den volkstümlichen Universitätskursen, den Lehrerferialkursen, in den Volksbildungsvereinen wie im Volksheim hielt an und immer tiefere Wurzeln schlägt unsere Dichtung im heimischen Volkstum. Um so bedauerlicher ist es, daß unsere wiederholte Feststellung, Wien werde von Berlin an Häufigkeit der Grillparzer-Aufführungen bei weitem übertroffen, in unverminderter Gültigkeit fortbesteht. Es kann kaum als Trost gelten, daß man auch, um die Werke mancher hervorragender jüngerer Wiener Talente auf der Bühne zu sehen, erst nach Berlin fahren muß. Unsere Hoffnung 1907 noch werde die Beisetzung Schreyvogels in einem von der Stadt Wien bewilligten Ehrengrab erfolgen, hat sich bisher nicht verwirklicht. Das Burgtheater ist zwar bereit, seine Pflicht gegen seinen größten Direktor zu tun, allein die Generalintendanz zögert bisher mit der Entscheidung, die doch nicht so schwer fallen sollte. Glücklicherweise dürfen wir diesen Bericht mit einem weitwirkenden stolzeren und würdigeren Ereignis abschließen. Die Stadt Wien, deren getreuer Sohn unser genialster Poet war, hat beschlossen, eine kritische Gesamtausgabe seiner Werke zu veranstalten, der die reichen Schätze des Grillparzer-Archivs in unserer Stadtbibliothek dienstbar gemacht

werden. Bis längstens 1917 muß diese Monumentalausgabe der Werke Grillparzers, für die 80.000 Kronen bewilligt wurden, vollendet sein, und es steht zu hoffen, daß sie ohne die wissenschaftliche Gründlichkeit der Arbeit zu schädigen, schon früher beendet sein möge. Auch von anderen Seiten erscheinen immer neue, kritische wie volkstümliche Ausgaben der Schriften Grillparzers, aller Orten wächst das Interesse für den lang Verkannten, dessen Wert die Deutschen und die fremden Nationen immer lebendiger fühlen. So möge der erneute Ruf an die Wiener Bühnen, Grillparzers Dramen in sorgfältigen Darstellungen öfter und vollzähliger als in den letzten Jahren vorzuführen, nicht bloß mit Versprechungen, auch mit Taten ein Echo finden. Wir dürfen nicht ermüden, drängend an diese Ehrenpflicht zu mahnen.

Schatzmeister Dr. Edmund Weissel verlas sodann die von den Rechnungsrevisoren geprüfte und richtig befundene Bilanz per 31. Dezember 1906:

Bestand am 1. Jänner 1906.

		K	h	K	h
K 15.000 Kronenrente al pari . .		15.000	—		
Barsaldo am 1. Jänner 1906 . .		3.077	42		
Einnahmen.					
Mitgliederbeiträge für 1905 . . .		32	—		
„ „ 1906 . . .		3.483	36		
„ „ 1907 . . .		1.058	—		
„ „ 1908 . . .		6	—		
„ „ 1909 . . .		6	—		
„ „ 1910 . . .		6	—		
„ „ 1911 . . .		5	35		
Eintrittsgebühren		111	—		
Zinsen v. Kontokorrent der Anglobank	K 93·85				
Zinsen v. Kontokorrent der Postsparkasse . . .	„ 13·10				
Couponseingänge . . .	„ 600·—				
Summe der Zinseneingänge		706	95		
Ausgaben.					
Jahrbuch XVI				2.847	92
Vortragsabende				1.222	—

	K	h	K	h
Drucksorten			183	70
Gebührenäquivalent			25	75
Kranzspenden			44	—
Spesen			469	97

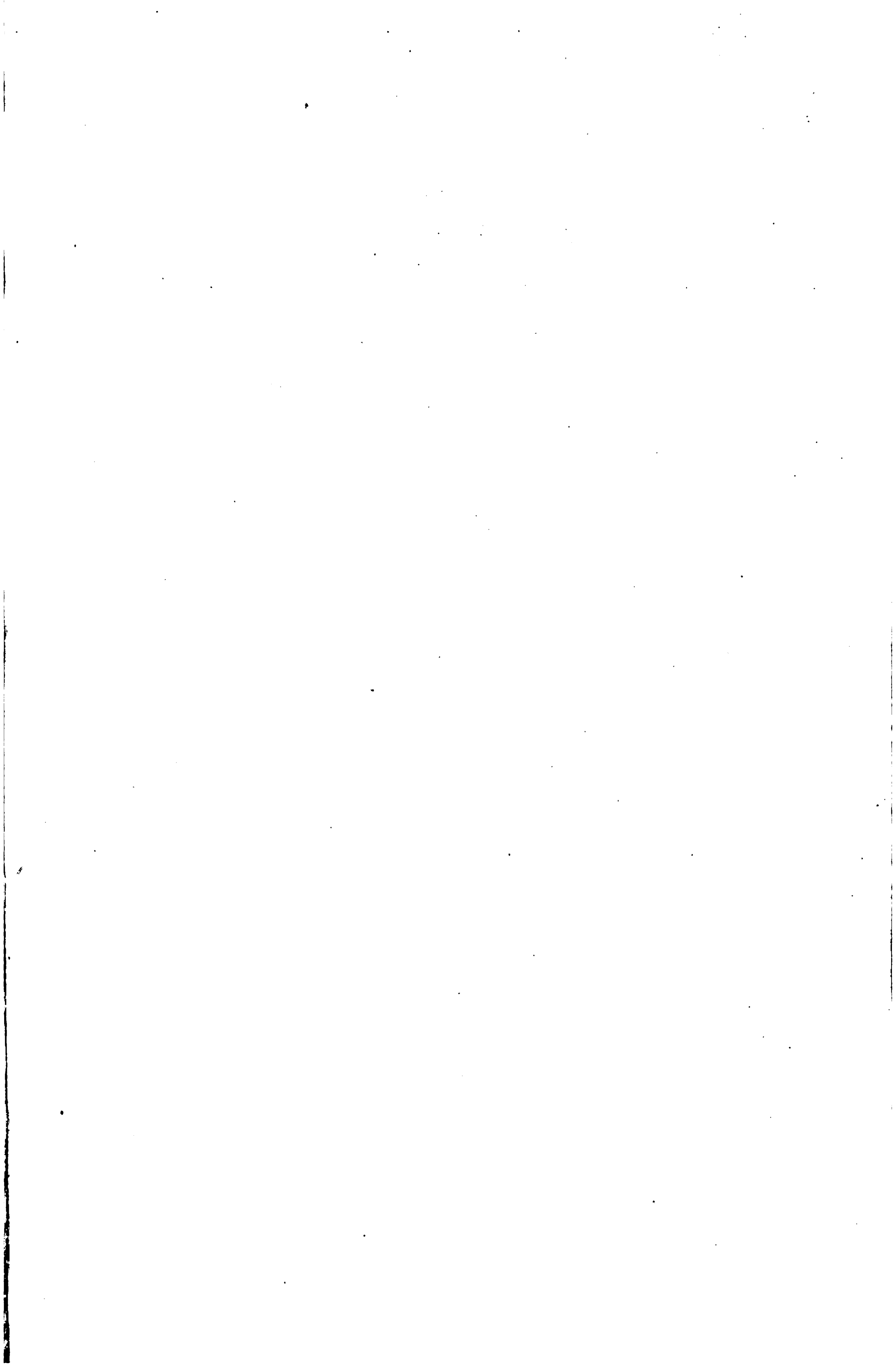
Bestand am 31. Dezember 1906.

			K	h
K 15.000 Kronenrente (im Depot der Anglo-österr. Bank) al pari .	K 15.000·—			
Guthaben bei der Anglo-österr. Bank . . .	„ 3.967·50			
Guthaben bei der Postsparkasse	„ 822·67			
Zusammen . .	K 19.790·17			
ab Guthaben des Rechnungslegers . . .	„ 1.091·43		18.698	74
	23.492	08	23.492	08

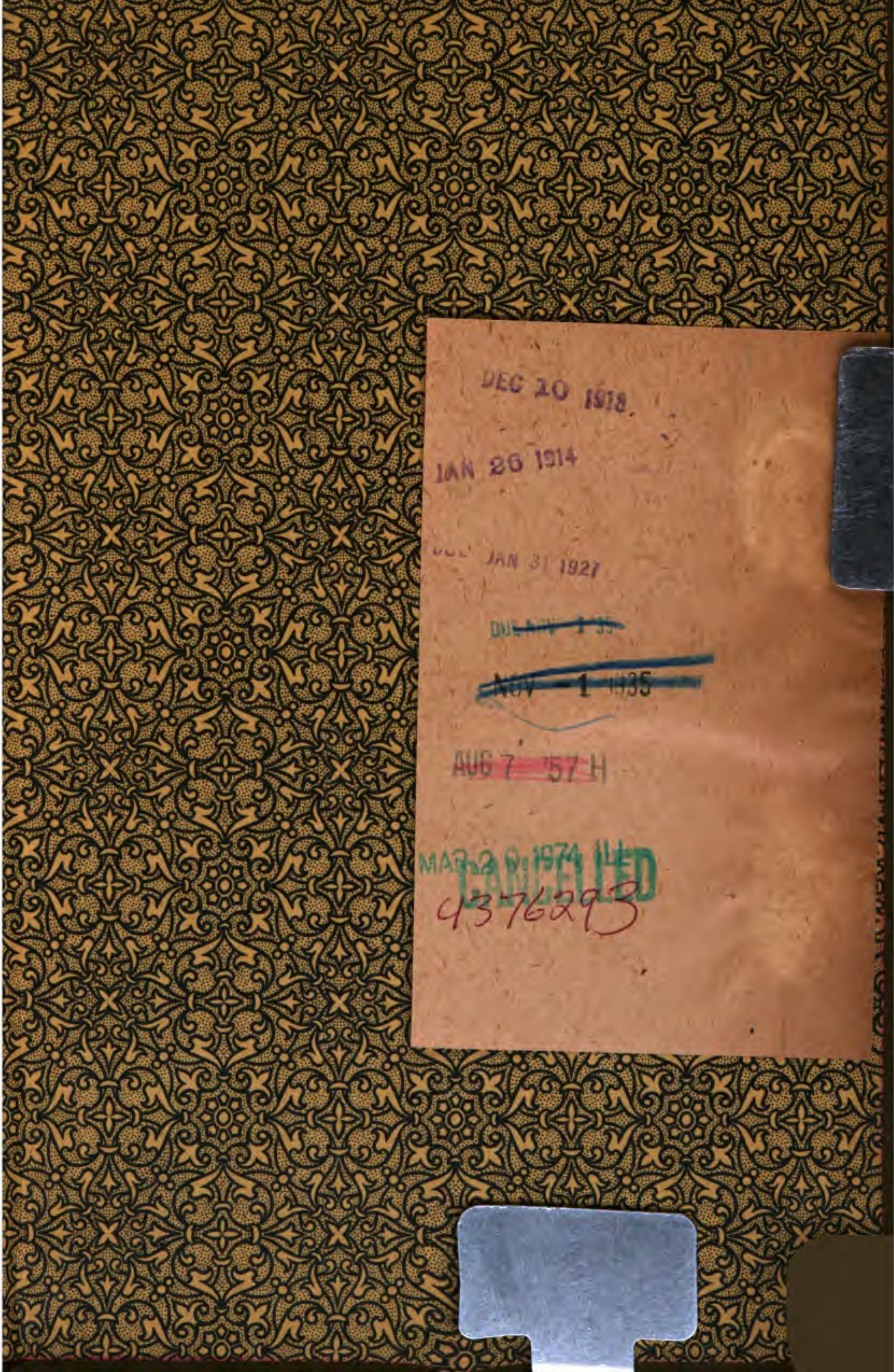
Die in das Jahr 1906 gehörenden Einnahmen würden K 5439·31 ausmachen, die Ausgaben betrugen K 4793·34, demnach ist ein großer Überschuß vorhanden. Der Jahresbeitrag bleibt unverändert, beträgt also auch für 1908 außerhalb Wiens 6 K, in Wien 7 K, wozu die Wiener Eintrittsgebühr von 3 K kommt, von der Lehrer, Studenten und alle, die erst im zweiten Halbjahr beitreten, ausgenommen sind. Das Absolutorium wurde bei Annahme dieser Vorschläge erteilt. Auf Antrag des Sektionschefs Grafen Wickenburg wurden in das Schiedsgericht gewählt: Geheimer Rat Johann Freiherr von Chlumecky, Universitätsprofessor Dr. Laurenz Müllner, Burgtheaterdirektor Dr. Paul Schlenther, die Geheimen Räte Dr. Josef Unger und Hans Graf Wilczek. Zu Rechnungsrevisoren wurden auf Antrag des Regierungsrates Glossy berufen: Hofrat Dr. Hermann Hallwich, Herrenhausmitglied Ludwig Lobmeyr und als Ersatzmann Sektionschef Dr. Georg von Thaa. Nach Entgegennahme einer Anregung wegen Kränzen auf Grillparzers Grab schloß der Vorsitzende, den Erschienenen dankend, die Versammlung.

* * *

Im Winterhalbjahr 1907/8 wurden folgende Vorträge veranstaltet: Am 8. November sprach Universitätsprofessor Dr. Arturo Farinelli aus Turin über „J. J. Davids Kunst“; am 29. November las Dr. Karl Schönherr eigene Novellen; am 27. Dezember rezitierte Hofschauspieler Josef Kainz Grillparzers Trauerspiel „Libussa“ (im großen Musikvereinssaal, mit Kartenverkauf für Nichtmitglieder, zu Gunsten der Grillparzer-Gesellschaft); am 17. Jänner sprach Universitätsprofessor Dr. Laurenz Müllner über „Grillparzer und Byron“; am 14. Februar rezitierte Hofschauspieler Georg Reimers Szenen aus Grillparzers Trauerspiel „König Ottokars Glück und Ende“, dann Gedichte Grillparzers; am 13. März las Hofschauspieler Max Devrient Gedichte von J. J. David und F. von Saar, sowie die Erzählung „Die Schwachen“ von J. J. David.






DEC 10 1913
JAN 26 1914
JAN 31 1927
NOV - 1 1935
AUG 7 '57 H
MAR 2 0 1974
CANCELLED
4376293

